

tavasmiti

JESHUA

ERZÄHLUNG EINER LIEBE

EIN SPIRITUELLER ROMAN
VON ANURADHA

PROLOG	SEITE	5
TEIL I VOM EINLASSEN	SEITE	13
TEIL II VOM WEGE	SEITE	136
TEIL III VON DER HEIMKUNFT	SEITE	245
VERZEICHNIS DER BIBELSTELLEN	SEITE	368
DANKSAGUNG & KONTAKT	SEITE	373

PROLOG

Der Brunnen lag außerhalb des Dorfes und war bei Sandsturm nicht mehr zu erkennen. Nur wenn man wusste, wo er sich befand, konnte man sich gefahrlos auf den Weg machen, den irdenen Tonkrug auf dem Kopf, eine weitere Amphore unter den Arm geklemmt, die ich später in der Vorratskammer in die Erde versenken würde, damit das Wasser rein und frisch blieb. Doch nun hieß es erst einmal, den Brunnen erreichen. Unwillkürlich ging ich in leicht gebückter Haltung, weil der Staub einfach überall war. Das fein gewobene Tuch, das ich mir um den ganzen Kopf geschlungen hatte, wurde mir von der heißen Luft gegen Mund und Nase gepresst und ich musste immer wieder nach Luft schnappen.

Den Brunnen zu finden war keine Schwierigkeit für mich, war ich doch seit meinem fünften Lebensjahr dort jeden einzelnen Tag meines Lebens hingelaufen, anfänglich noch mit Maryam oder meiner Mutter, um den täglichen Wasserbedarf der Familie zu decken. Dennoch fragte ich mich, ob es besser gewesen wäre, heute einmal die längere Strecke hinab zum See auf mich zu nehmen. Vielleicht hätte die Nähe des Wassers dort ein wenig Erleichterung gebracht. Doch in Absprache mit meiner Schwester war die Entscheidung für den Brunnen gefallen. Die Spuren der Frauen, die heute bereits hier gewesen waren, waren allesamt verwischt, vom Winde verweht, fortgetragen, wie auch einst dieses mein Leben und das all der vielen anderen um mich herum einfach fortgetragen werden würde, die Spuren ausgelöscht, als habe es sie nie gegeben. Wer verzeichnet all die Geschichten unzähliger Menschenleben? Wer schreibt sie nieder mit liebevoller Hand und wo werden sie aufbewahrt, zu welchem Zwecke?

Der Geist begann wieder, mich davonzutragen, es wurde poetisch in mir, ich wollte doch lernen, aufmerksam zu bleiben. Maryam spottete manchmal über mich, wenn sie mich so dasitzen oder eine Arbeit ganz in Gedanken versunken verrichten sah. Maryam, die Schöne, meine Schwester, voll der Lebensfrische...

Beim Brunnen angekommen setzte ich die Amphore auf dem Boden ab und daneben den Krug und dann begann ich, mühselig den Wasserkübel heraufzuziehen. Die Geschichte von den zwei Dämonenbrüdern auf dem Brunnen fiel mir ein, die einander dort nach Tausenden von Jahren wieder begegnen und ihre mystischen Geheimnisse miteinander austauschen, die Einsichten, die sie in der Zwischenzeit jeweils gewonnen haben – über die Götter und die Welt, nichts ahnend, dass dort unten im Brunnen jemand sitzt, der sie belauscht und auf diese Weise Einweihung erhält in Mysterien, die uns Menschen ansonsten verschlossen bleiben müssen.

Ein Windstoß aus heißem Sand packte mein Gewand und zerrte an mir, sodass ich zwei Schritte machen musste und mich an dem aus Gras geflochtenen Seil festhielt, das beinahe durch meine Finger rutschte. Es tat höllisch weh, wenn dies passierte und die Haut verbrannte. Ich musste gut aufpassen, verbrannte Hände konnte ich mir nicht leisten bei all der Arbeit im Haus. Das Heraufziehen war eine mühsame Angelegenheit und ich spürte, wie mir der Schweiß aus allen Poren trat. Der arme Mensch im Brunnen hatte es wenigstens schön kühl gehabt, während er die Dämonen belauschte. Er musste sein besonderes Wissen allerdings schon bald darauf bereuen, denn die Dämonen erfuhren von dem Frevel und begannen ihn zu verfolgen. Dies ist der Fluch, der diejenigen trifft, die sich Zutritt zu den Geheimnissen verschaffen, die nicht für unsere Ohren gedacht sind... So jedenfalls lautete die Schlussfolgerung unseres Rabbis. Ich hatte manchmal darüber nachgedacht, ob es nicht vom Herrn so eingerichtet war, dass dieser arme Mensch dort unten hockte und gar nicht anders konnte als zu hören, was er hörte. Dieses Wissen veränderte immerhin sein Leben, denn am Ende wurde alles gut in der Geschichte und die Dämonen wurden in edle Wesenheiten verwandelt, die ihn zum König machten und seine Ratgeber wurden.

Der Krug war voll, die Amphore halb gefüllt. Ich ließ den Eimer zügig hinab und begann leise ächzend mit der zweiten Fuhre. Alle Geräusche wurden einfach vom Sturm verschluckt. Auch sah man nur einen halben Meter weit, sodass es mir wie

ein Schrecken in die Glieder fuhr, als plötzlich vor mir auf der anderen Seite des Brunnens wie aus dem Nichts jemand Gestalt annahm. ‚Die Dämonen!‘, schoss es mir durch den Kopf und ich machte eine ungewollte Bewegung.

Es war die Gestalt eines hell gekleideten Mannes. Auch an ihm zerrte der Wind und auch er hatte sich ein Tuch um den Kopf geschlungen, jedoch das Gesicht frei gelassen. Er schirmte seine Augen mit der linken Hand ab und ich spürte, wie er mich durch die tanzenden, tobenden Sandkörner hindurch ansah, als habe er nichts anderes erwartet als diese Begegnung hier am Brunnen.

Ich wusste, dass er ein Fremder war, und schielte unwillkürlich in die Richtung unseres Dorfes, wo ich schemenhaft das kantige Haus von Omar und Abdeyla ausmachen konnte. Die Geschichten, die kursierten, waren zahlreich und einige handelten von fremden Männern und jungen, schutzlosen Mädchen allein abseits des Dorfes...

Der Mann gab einen Laut von sich und als ich den Blick hob, sah ich, dass er lachte, mich anlachte. Konnte er meine Gedanken lesen? Es war ein schönes, weiches und dennoch kraftvolles Lachen, irgendwie unschuldig und ich fühlte eine spontane Anziehung zu diesem Lachen und ahnte noch nicht, dass ich es von nun an ungezählte Male würde hören dürfen.

Geschwind kam der Mann um den Brunnen herum und ergriff meine Hand, was ich verblüfft geschehen ließ. Er half mir, den Wassereimer emporzuziehen und füllte dann vorsichtig die Amphore, die am Brunnen lehnte, als habe er nie etwas anderes im Leben getan oder als sei er eigens für diesen Handgriff hierhergekommen.

In dem Moment, da er sich aufrichtete und mich anblickte, während er nebenbei den Eimer über die Brunnenkante schob, legte sich der Sandsturm so spürbar, dass ich mich erstaunt umblickte. Es war, wie aus einer ganz anderen Welt aufzutauchen; manchmal, wenn ich morgens erwachte und wild geträumt hatte, dann fühlte ich so. Der Mann vor mir lächelte und seine Augen leuchteten. Sie waren dunkelbraun, wie die

Augen aller Menschen hier und auch seine Augenbrauen waren dunkel und ein wenig buschig.

„Arda“, sagte ich, als habe er mich nach meinem Namen gefragt. Ich war mir nicht sicher, ob er das nicht tatsächlich getan hatte.

„Und ich bin Jeshua“, sagte er. Ich mochte seine Stimme. Ich mochte alles an ihm. Mein Herz jubelte über etwas, von dem ich gar nichts wusste. War es vielleicht jene rötliche Aufregung, die manchmal auf die Wangen meiner Mutter trat und das Strahlen in ihren Augen, wenn sie von der Verheiratung mit Abba sprach? So viele Jahre war es nun schon her, Maryam war achtzehn und ich fünfzehn und Ismael war zwischen uns Schwestern gekommen. Von der Aufregung zwischen meinen Eltern war nicht mehr viel zu spüren, Abba war kränklich und Ma von dem Leben hier gezeichnet und verhärtet. Und doch musste es eine große Kraft gewesen sein, die meine Mutter auch heute noch so leuchten ließ wie ein junges Mädchen, wenn sie an jene erste Zeit mit Abba zurückdachte.

Manchmal hatte auch ich von meiner Vermählung geträumt. In letzter Zeit ein wenig häufiger. Zwar konnte ich mir nicht vorstellen, was für ein Mann da kommen würde und bisweilen schien mir sogar, dass da niemand kommen werde – und dann wusste ich nicht, ob ich darüber traurig sein sollte oder erleichtert oder gar gleichgültig? Maryam würde ohnehin die erste sein, Maryam, die Schöne, die Lebendige. Ich glaubte, sie wünschte es sich sehr. Vielleicht würde dieser schöne Mann gut zu ihr passen...

Doch im Augenblick sah er *mich* an. Durchdringend, auf eine gewisse Weise alles sehend und seltsam brennend interessiert. Spontan überkam mich das Verlangen, mich mit ihm an den Brunnen gelehnt hinzusetzen und ihm meine ganze unbedeutende Lebensgeschichte zu erzählen, voller Details und abenteuerlicher Begebenheiten, die vielleicht zumeist nur in meiner Vorstellung stattgefunden hatten.

Vor allem aber wollte ich ihn umarmen, ja, ich wollte ihn an mich drücken und ihm unter Tränen flüsternd von diesem seltsamen Gefühl berichten, das seit Kindertagen in meinem

Herzen flammte und das ich nie jemandem anvertraut hatte, weil ich, die Poetische, die Geschichtenerzählerin, die nie um ein Wort verlegen war, nicht die Worte fand. Ich sah mich im Geiste die Arme um seinen Hals schlingen, ganz unschuldig und doch mit aller Kraft, und ihm die Worte ins Ohr flüstern, die nun endlich ungebremst meinem Munde entströmen wollten, von diesem Brennen, diesem Sehnen, dieser gewaltigen Liebe meines Herzens, die dort verschlossen wartete, jahrtausendlang wie ein stummer Gesang, wie ein schillernder Falter im Kokon, wie ein reißender Strom, von Dämmen gebremst...

Ich spürte, wie mir die Tränen in die Augen stiegen und vermochte mich nicht zu rühren. Ich hob den Blick und sah ihm in die Augen und sah, wie er, das Gesicht gespannt herabgeneigt, abwartend dort stand und alles vernahm und alles verstand. Und mein Herz wurde zum ersten Mal in diesem ganzen seltsamen, sehnenenden Leben kühl und ruhig.

Und dann ergriff er meine Hand und machte Anstalten, sich an den Brunnen zu setzen, mich dabei mit herunter ziehend, sodass ich, noch immer voller Ruhe und ganz selbstverständlich, neben ihm Platz nahm.

„Deine Wünsche werden erfüllt werden“, sagte er schließlich, die volle Stimme ruhig und bestimmt, „und all dein Sehnen gestillt. Dein Vater hat dich erhört und Er hat mich gesandt, dich nach Hause zu führen.“

Ich hielt den Atem an und lauschte ergriffen seinen Worten. Sie waren echt und sie waren wahr und ich hatte nicht nur dieses ganze junge Leben lang auf sie gewartet, sondern seit undenklich viel längerer Zeit, auch wenn ich mir dieses Empfinden gar nicht erklären konnte... Es war Gott, der Herr, nach dem alles in mir schrie und sich verzehrte, seit ich zurückdenken konnte und schon seit so viel längerer Zeit. Und es war Gott, mein Herr, der Seinerseits nach mir rief und der mich suchte seit unvordenklicher Zeit und der liebend Seine Engel ausgesandt hatte, mich zu finden, Seine verlorene Dienerin. Und nun hatten sie mich gefunden; *er* hatte mich gefunden, Jeshua, der Bote Gottes.

Was ich zu tun hatte, wusste ich im selben Moment, da ich ihn so zu mir sprechen hörte. Ich wollte aufspringen und nach Hause rennen, es dort verkünden, nein, am besten im ganzen Dorf. Eine wellenschlagende Begeisterung hatte mich ergriffen, Hitze durchfuhr meinen Leib, es musste hinausgebrüllt werden, verkündet werden, der Bote Gottes, der Retter war da!

Wieder hatte er mein Ansinnen erspürt und drückte meine Hand ein wenig, sah mich fest und warm an. „Lass alles zurück und geh mit mir. *Jetzt gleich.*“

„Aber – meine Eltern...“, wandte ich stockend ein.

„Du weißt, dass sie nicht kommen würden“, fuhr er fort und sein Blick wurde ernst. In der kommenden Zeit würde mein Gespür dafür wachsen, dass dieser Blick, den er manchmal schenkte, einer tiefesten Botschaft Nachdruck verlieh, der es unbedingt Folge zu leisten galt – wenngleich er niemals die Stimme hob und die Bedingungslosigkeit seiner Zuneigung nie in Frage gestellt war.

„Weißt du es?“ Sein Blick drang forschend in mich.

Ich musste nicht lange überlegen und nickte still.

„Lass deine Mutter, deinen Vater und deinen Bruder zurück“, sagte er leise und erhob sich, den Blick nicht von mir nehmend. Auch ich stand auf und klopfte mir etwas fahrig den Sand vom Gewand. „Es ist sicher, dass sie nicht mitkommen werden. Aber ist es auch sicher, dass du zu mir zurückkommen wirst, wenn du nun noch einmal zu ihnen gehst?“

Mein Herz klopfte seltsam, als er davon sprach, dass ich „zu ihm“ zurückzukehren hätte. Es klang, als sei ich eine Art Besitz von ihm geworden, ohne gefragt worden zu sein. Denn wohl hatte ich die Antwort längst gegeben...

In dem Augenblick spürte ich noch mehr Menschen in der Nähe, spürte sie mehr, als dass ich sie hörte, und ehe ich sie sah. Schließlich nahmen sie aus derselben Richtung kommend wie Jeshua, doch etwas weiter entfernt noch, Gestalt an, etwa zwanzig Personen, alle noch gegen den Sturm ver mummt und nicht zu unterscheiden, ob es Frauen oder Männer waren, Alte oder Junge. Das gefiel mir an diesem seltsamen Aufmarsch aus dem Nichts. Ich spürte, dass ich zu ihnen gehörte, zu dieser

gesichtslosen Gruppe von Nachfolgern des Gottgesandten, der gekommen war, mich zu holen. Wieder sah ich auf zu ihm.

„Rabbi“, sagte ich. Und meinte es zum ersten Mal in meinem Leben ehrlich.

Er lächelte und nickte unmerklich. Dann deutete er auf die sich Nähernden. „Deine Brüder und Schwestern.“

Erst später, als wir bereits einige Meilen weiter gezogen waren, fiel mir ein, was er gesagt hatte: „Lass deine Mutter, deinen Vater und deinen Bruder zurück“, waren seine Worte gewesen. Weit entfernt davon, mich zu wundern, dass er über meine Familie Bescheid wusste, fragte ich mich auf einmal, wieso er Maryam nicht erwähnt hatte. Meine geliebte Schwester war ebenfalls dort in unserem Heim und auf einmal fuhr es mir wie ein heißer Dolch ins Herz, dass ich sie hatte zurücklassen müssen. Allein – musste ich es denn?

Verstohlen sah ich mich um. Meine Brüder und Schwestern, die sich zur Begrüßung vor zwei Stunden freudvoll und warmherzig um mich geschart hatten, waren dabei, ein kleines Lager zu errichten, in welchem wir die Nacht verbringen würden. Große Zelttücher wurden aufgespannt und dürres Reisig für ein Feuer aufgeschichtet. Ich hörte ihre leisen Stimmen und manch sanften Gesang, der mein Herz berührte. Gott Suchende wie ich, fuhr es mir durch den Kopf. Mein Blick fiel auch auf Jeshua, der dort hinten stand und mit Simon und Andreas etwas besprach. Sein Lachen wurde vom Wind an mein Ohr getragen und ließ mein Herz höher schlagen. In dem Moment wandte er seinen Kopf, ließ den Blick ein wenig auf mir ruhen und mir schien, als nickte er mir zu.

Ich wusste, was ich zu tun hatte, und sprang auf, schnappte mir einen der Wasserschläuche und rannte durch den Sand zurück in die Richtung, aus der wir gekommen waren. In knapp zwei Stunden würde es zu dämmern beginnen, ich könnte vorher da sein...

Später, als ich neben Maryam unter einer der Planen lag und den Sternenhimmel rechts und links des Tuchs sehen konnte,

fasste sie meine Hand. Ihre war kühl, meine warm. Das war schon immer so gewesen; selbst als Säugling sehe ich mich neben der Dreijährigen liegen, die ungeduldig warten muss, bis ihre Spielkameradin alt genug ist, und sich solange in kindlicher Zärtlichkeit um mich kümmert, die kleinen, heißen Fäustchen küsst und mit ihren kaum größeren, kühlen Händen umfasst hält.

„Ich weiß nicht, was in mich gefahren ist“, flüsterte sie. Ich wandte den Kopf und sah in der Dunkelheit eine Träne in ihren Wimpern glitzern. „Als du so angerannt kamst, mitten aus der Dämmerung und ich in dein Gesicht sah... da war es mir, als ob eine fremde Macht mich ergreifen und von Abba und Ma fortreißen würde. Als wäre ich ein entwurzelter Baum geworden... Zwischen ihnen und mir war auf einmal ein riesiger Graben und ich sah nur noch dein Gesicht, so...“

„So?“ fragte ich nach einer Weile.

„So leuchtend, so fremd, so aus einer ganz anderen Welt“, beendete sie ihren Satz und sah herüber zu mir. Ich streichelte ihr tränennasses Gesicht. „Ich hab das schon immer an dir bemerkt“, fuhr sie fort, „dieses Andere. Ich wusste, dass du nicht heiraten wirst, niemals!“ Sie kicherte unterdrückt. „Aber ich... ich bin doch gar nicht für so ein Leben gemacht...“

Ein langes Schweigen entstand und mir war, als schwebte zwischen uns ungenannt ein Gesicht.

„Für ihn bist du gemacht“, hörte ich mich schließlich sagen, „ja... für ihn sind wir gemacht.“

I
VOM
EINLASSEN

In diesen ersten Tagen seit unserem Weggang lernten Maryam und ich diejenigen kennen, die Jeshua unsere ‚Geschwister‘ genannt hatte und die sich selbst als seine Jüngerinnen und Jünger sahen – zu denen nun auch wir gehörten. Gemeinsam waren wir etwa zwanzig und wir lernten einander schnell kennen, weil sie aufgeschlossen und liebevoll zu uns waren, unsere Nähe suchten und uns freundlich einluden, mit ihnen zu gehen oder etwas zu helfen, sodass wir schnell Einblick bekamen, wie das gemeinschaftliche Leben organisiert war und rasch begannen, selbst beizutragen, was wir konnten.

Jeshua suchte in dieser Zeit oft unsere Nähe und ich freute mich jedes Mal, wenn er lächelnd auf mich zukam, sich nach meinem Befinden erkundigte und ein paar Worte mit mir wechselte. Vor allem mit Maryam aber geriet er oft ins Gespräch, denn sie stellte ihm viele Fragen und er schien sie auf besondere Weise ins Herz geschlossen zu haben und sichergehen zu wollen, dass es ihr wohl erging. Ich nahm dies mit gemischten Gefühlen auf, stimmte es mich doch einerseits ein wenig traurig, nicht auch so viel Zeit mit Jeshua verbringen zu dürfen, andererseits freute ich mich für Maryam, der diese Zuwendung sichtlich guttat. Denn manchmal war ich mir nicht sicher, ob sie ohne die tägliche Aussicht, dass er kommen und mit ihr sprechen würde, überhaupt geblieben wäre.

Es rührte mich so sehr, wie Jeshua sich um uns kümmerte und wirklich daran interessiert war, dass wir uns wohl einfinden konnten, denn es gab viel für ihn zu tun alle Tage: Selten blieb es bei unserer kleinen Gruppe von Jüngern und Jüngerinnen. Die meiste Zeit fand sich unser Grüppchen inmitten von mehreren Dutzend oder gar Hunderten und manchmal sogar Tausenden von Menschen wieder, die aus den Städten und Dörfern förmlich herbeigerannt kamen, sobald die Kunde von Jeshuas Kommen sie ereilt hatte. Sie wollten ihn sehen und hören, wie er vom Reiche Gottes sprach, und brachten ihre Kranken, dass er sie heilte. Ich wusste bisher nicht, was er genau an ihnen tat, und konnte mir nicht vorstellen, dass er wirklich all die Übel und Leiden einfach so wegzauberte, denn ich hatte es noch nicht mit eigenen Augen gesehen. Was ich aber in den wenigen Wochen

dieses neuen Lebens sehr wohl mitbekommen hatte, war, welche Wirkung sein Reden vor dem Volk entfaltete. Er sprach nie sonderlich lang, doch waren seine Worte von einer solchen Kraft, dass ich mir manchmal einbildete, ein goldenes Licht von ihm ausstrahlen zu sehen, das alle umarmt hielt, die diesen Worten lauschten, ihnen in die Ohren drang und bis ins Herz hineinfiel.

Samen der Gottesliebe wurden von ihm gesetzt und begossen, das fühlte ich tief in meinem Herzen...

„Im ganzen Lande kennen sie ihn“, erklärte Bartholomäus, den sie alle Bartho nannten. Er war einer der ersten Jünger, die Jeshua gefolgt waren oder die er zu sich berufen hatte, wie die meisten es eher empfanden. „Es heißt, seine Eltern mussten mit ihm viele Male umziehen, weil er schon als Kind berühmt war.“

Neugierig geworden sagte ich: „Ich habe nur einmal von ihm sprechen hören, kurz bevor ich euch begegnet bin. In unserem Dorf war er als ‚Wunderwanderprediger‘ bekannt und die meisten hofften, dass er einfach nicht auftauchen würde.“

Bartho lachte auf. „Das ging wohl nach hinten los“, sagte er.

„Ja, dabei hat er in unserem Dorf nicht einmal gepredigt, sondern hat Maryam und mich mitgenommen und ist gleich weitergezogen“, erzählte ich.

„Wahrscheinlich war es ihm zu ungewiss, ob man euch gehen lassen würde.“ Nachdenklich strich er sich über den Bart. „Es gab ein paar Fälle, da haben sie die Töchter eingesperrt, weil sie mit Jeshua gehen wollten. Für eine Frau ziemt sich so ein lockeres Wanderleben wohl nicht...“, wieder lachte er vergnügt.

„Und was denkst du darüber?“ fragte ich.

Sein Lächeln vertiefte sich. „Ich mag es, wie er uns zu leben lehrt“, gab er zur Antwort, „er macht nicht solche Unterschiede. Das merke ich einfach, obwohl er noch nie darüber gesprochen hat. Es ist, als würde er gar keinen Unterschied *sehen*. Er tollt und albert mit den Frauen genauso herum, wie mit uns Männern und mit den Kindern ist er genauso wie mit den Alten und wenn daran jemand Anstoß nimmt, kümmert es ihn nicht.“

Das stimmte mich aufgeregt, denn mein Herz witterte eine neue Art von Freiheit, von der ich nicht einmal gewusst hatte, dass es sich danach in mir sehnte. „Und dir macht das nichts aus?“

„Ich habe fünf ältere Schwestern“, sagte er achselzuckend, „ich hab schon *alles* miterlebt!“ Dabei machte er absichtlich ein so leidendes Gesicht, dass ich auflachte. Ich mochte Bartho von ganzem Herzen. „Eine von ihnen ist übrigens auch hier, Johanna.“

Ich kannte Johanna bereits gut, eine tüchtige, stämmige Frau, die schon lange im heiratsfähigen Alter war. „Sie war mal verheiratet, ganz kurz“, las Bartho meine Gedanken, „doch wurde sie ganz jung zur Witwe. Das ist aber nicht der Grund, warum sie hier ist“, setzte er bestimmt hinzu, als wolle er verhindern, dass ich so denken könnte. „Du musst wissen, Jeshua lässt niemanden mit sich gehen, der nur vor etwas davonläuft oder nicht bereit ist, alles zu geben“, erklärte er ernst.

„Bist du bereit, alles zu geben?“ fragte ich meine Schwester später. Wir hatten uns ein wenig zurückgezogen von dem allgemeinen Trubel, der wieder einmal herrschte, und teilten uns eine Handvoll süßer Mandeln.

„Wie meinst du das?“ fragte sie kauend.

„Naja, jetzt, mit Jeshua. Bist du bereit, für dieses Leben, für ihn, alles zu geben?“

Sie schluckte und starrte eine Weile lang in den tiefblauen Himmel. „Meine Seele ist bereit“, sagte sie dann zu einer kleinen Wolke, die über uns stehen geblieben war und nun langsam vom zärtlich zupfenden Wind ihre Gestalt verändern ließ. „Aber ob ich es bin, weiß ich nicht.“ Sie warf mir einen Blick zu, die großen, dunklen Augen ein wenig verträumt blickend. „Was ist mit dir?“

Ich nickte. „Ich bin bereit, ihm zu folgen, wohin auch immer er geht“, sagte ich mit fester Stimme und verwunderte mich selbst darüber, welch eine Stimmung in meinem Herzen herrschte, seit wir fortgegangen waren. Und doch fühlte ich so, fast ein wenig heroisch.

Nach einer kurzen Pause hörte ich Maryam kichern. „Das klingt irgendwie wie bei einer Hochzeit! Aber meinst du –“

„Es ist viel mehr als das!“ unterbrach ich sie knapp. Wieder öffnete sie den Mund, doch etwas an meinem Gesicht ließ sie innehalten und so saßen wir schweigend und kauend da und hielten uns stumm bei den Händen.

Später, als die Menge, die aus der nahen Stadt zu uns gekommen war, sich zerstreut hatte und die Menschen in ihre Häuser zurückgekehrt waren, saßen wir in kleinen Grüppchen noch beieinander und sprachen leise. Jeshua war fortgegangen, wie er es oftmals zur Abenddämmerung tat, um zum Herrn zu beten. Maryam und ich saßen mit Johannes, Simon und dessen Bruder Andreas zusammen. Sie alle waren Fischer gewesen, bevor Jeshua sie gerufen hatte, und Maryam hatte sie gebeten, zu erzählen, wie sich alles zugetragen hatte.

„Andreas und ich waren dabei, unsere Netze einzuholen.“ Simon war ein schlanker, hochgewachsener Mann von etwa dreißig Jahren, den ich bisher als schweigsam und etwas verschlossen kennen gelernt hatte, wie es nach Art vieler Fischer war. Nur in Jeshuas Gegenwart taute er sichtlich auf, wurde zugänglich und fröhlich und schien ihm besonders nah zu sein. „Nein“, hatte Maryam gesagt, als ich ihr meine Beobachtung mitteilte, „merkst du nicht, wie ihm jeder und jede von uns auf ganz eigene Weise nah ist?“

„Wir standen knietief im Wasser, die Hosenbeine hochgekrempt“, sprach Andreas weiter, der Simons jüngerer Bruder war und ihm in nichts glich: Er war klein und gedrungen, hatte rötliches Haar und dichten Bartwuchs und war von offenem Wesen, voller Humor. „Und wir hatten nichts gefangen an dem Tag. Es war heiß und wir freuten uns auf ein kühles Bad nach der Arbeit.“

Simon nickte und lächelte ein wenig. „Und dann tauchte Jeshua auf.“

„Du musst erzählen, wie er aussah“, forderte Andreas seinen Bruder mit einem Schelmengrinsen heraus. Verschmitzt schaute er zuerst Maryam und dann mich an. „Stellt euch vor, ihr steht

mit knurrendem Magen knietief im Wasser und holt mit Verdruss stinkende, leere Netze ein. Plötzlich verdunkelt sich die Sonne über dem Hügel –“

Simon machte ein schnalzendes Geräusch. „Jetzt übertreibst du aber mal wieder, Brüderchen!“

Andreas beachtete ihn gar nicht und redete mit leuchtenden Augen einfach weiter. Maryam und ich mussten über seine Art zu erzählen einfach lachen, Johannes fiel mit ein und schließlich auch Simon. Die Grimassen, die Andreas beim Reden schnitt, und die Art, wie er die Zunge ständig hervorschnellen ließ, um seine Lippen zu befeuchten, waren einzigartig.

„Also, die Sonne verdunkelt sich und Simon bemerkt es als erster, stellt sich auf und beschattet die Augen mit der Hand, so“, er machte die Geste vor und blickte mit zusammen gekniffenen Augen in eine vorgestellte verdunkelte Sonne, „Sieh nur, Bruder, sieh!“, rief Simon mir zu und streckte voller Dramatik den Arm aus.“ Andreas machte zu unserer Erheiterung auch diese Geste vor, allerdings auf übertrieben theatralische Weise; wie ein Tänzer stellte er sich auf die Zehenspitzen und deutete mit wedelnden Armen nach vorn.

Simon schüttelte den Kopf, wurde ein wenig rot und schnalzte missbilligend mit der Zunge, ohne sich jedoch ein Lächeln verkneifen zu können. „So war es nun wahrlich nicht“, murmelte er, wollte uns aber anscheinend den Spaß nicht verderben und ließ den Bruder gewähren.

„Ich schaute auf und fühlte einen jämmerlichen Schmerz im Rücken“, fuhr Andreas fort, nachdem er sich mit flinker Zunge über beide Lippen gefahren war, „der mich aber nicht daran hindern konnte, in staunender Andacht auf das zu schauen, was sich meinen vor Huld erstarrten Augen nun darbot...“

Johannes lachte jetzt laut ob der rhetorischen Ausschmückungen seines Freundes. Das stachelte Andreas nur noch mehr an und er fuhr mit dramatischer Erzählstimme fort:

„Ein Mann war auf dem Hügelkamm am Ufer erschienen und stand mit ausgebreiteten Armen einfach da“, Andreas spreizte die Arme mit den Handflächen nach vorn ein wenig vom Körper ab und machte mit schräggelegtem Kopf ein

schmachtendes Gesicht zu dieser segnenden Geste. Dann flötete er: „Weiche Locken wehten im Wind, sein strahlend weißer Mantel flatterte hinter ihm wie Engelsflügel –“

„Tsss, Engelsflügel..!“ machte Simon und Johannes und Maryam lachten hemmungslos.

„Oh ja“, bekräftigte Andreas und ließ wieder seine Zunge sehen, „und diese hehre Gestalt bewegte sich nun, offensichtlich direkt aus dem Jenseits kommend, schwebend auf meinen lieben Bruder und mich zu –“

„Jenseits? *Schwebend!*!“ schrie Simon empört, was uns allesamt wiedernd auflachen ließ, „also wirklich, Andreas!“

Andreas machte eine entwaffnende Geste und zog mit Unschuldsmiene die Augenbrauen in die Höhe. „Das ist das, was die Leute einmal werden hören wollen“, rief er in verteidigendem Tonfall. „die kann man heutzutage nicht mehr abspeisen mit Geschichten von stinknormalen Wunderheilungen und auferweckten Toten..!“ Er lachte nun selbst auch und Simon fiel mit ein. Dann seufzte er in gespielter Verzweiflung. „So war es früher schon mit ihm“, murmelte er an uns gewandt, „aus jeder Unbedeutsamkeit machte er eine Riesengeschichte.“

„Falsch!“ rief der Jüngere lächelnd, „in jeder Unbedeutsamkeit *steckt* eine Riesengeschichte!“ Dann wandte er sich wieder an uns und blickte nun ernster, „denn unser Jeshua kam so, wie ihr ihn kennt, einfach, bescheiden und ärmlich gekleidet den Hügel herunter auf uns zu, stand eine Weile lang da und sagte nichts, bis wir uns bequemten, ihm Beachtung zu zollen. Und dann“, er unterbrach sich und seine Zunge fuhr ihm schnell über die Lippen, „dann lächelte er sein Jeshualächeln und...“

Ich konnte es kaum glauben, aber Andreas schienen in dem Moment die Tränen zu kommen. Simon sah zu Boden und schwieg. Schnell gewann Andreas die Fassung zurück und lächelte gewohnt verschmitzt in die Runde. „Na gut, ich geb’s zu: Da war es um mich geschehen. Wie eine verliebte Braut war ich bereit, sofort alles zu tun, was er verlangte.“

„Und was verlangte er?“ fragte Maryam.

Als Andreas nicht gleich antwortete, sagte Simon: „Er sagte einfach: ‚Kommt und folgt mir nach. Ich will euch zu Menschenfischern machen!‘“

„Und das reichte schon aus, um euch zu überzeugen?“ hakte Maryam nach, obwohl es vor ihrem Aufbruch ja nicht einmal zu einer persönlichen Begegnung mit Jeshua gekommen war.

„Er hätte mir alles sagen können“, sagte Andreas da mit völlig veränderter Stimme und schaute Maryam lange an. „Wirklich alles – und ich wäre ohne zu zögern losgerannt. Denn er ist ja der Menschenfischer.“

Wir schwiegen einen Moment lang.

„Und dann kamen wir zu euch, nicht wahr?“ nahm Simon den Faden an Johannes gewandt wieder auf.

Der nickte und erinnerte sich: „Auch ich stand mit meinem Bruder knietief im Wasser“, begann er. Ich hatte seinen Bruder Jakob kennen gelernt und wusste bereits, dass sie ebenfalls Fischer gewesen waren. Alle vier kannten sie einander, bevor sie mit Jeshua gingen. „Aber mein Vater war auch da und gemeinsam flickten wir unsere Netze. Ich glaube, in dem Moment, da Vater sah, dass Simon und Andreas bereits bei Jeshua waren und mit ihm gingen, wusste er, dass wir ihn verlassen würden“, fuhr er in ernstem Tonfall fort.

„War Jeshua denn da schon bekannt?“ fragte Maryam.

„In Galiläa, rund um den See Genezareth herum war er recht bekannt“, erklärte Johannes. „Die Art, wie er redete, war etwas ganz Neues und viele wollten ihn sehen und ihm zuhören.“

„Was war so neu an dem, was er sagte?“ wollte ich wissen.

Johannes wechselte einen Blick mit den beiden Brüdern. „Er redete völlig anders als die Rabbiner und Gelehrten in den Synagogen. Vor allem drohte er nicht ständig mit düsteren Ankündigungen aus den Schriften, sondern er redete vom Umkehren“, erwiderte er und Andreas und Simon nickten. „Und dann erklärte er, was er damit meinte, nämlich, dass wir alle eine Seele hätten – oder besser gesagt, dass wir eine Seele seien –, die es allein nach Gott dürste und nach Seiner Liebe. Und dass die Umkehr eben darin liege, ganz zuallererst diesem Durst nachzugehen und sich um die Begegnung mit Gott zu

bemühen.“ Johannes’ Worte kamen aus seinem Herzen und vermochten es, mich eigenartig zu berühren. Er fuhr fort: „Das zog vor allem junge Leute an. Aber auch die Älteren, die ihn hörten, wurden ihm sofort zugeneigt, weil sie ihm einfach vertrauten, sobald sie ihn sahen und hörten. Denn obwohl er über einen ganz anderen Gott zu sprechen schien als über den, der in den Synagogen gelehrt wird, offenbarte er doch ganz nebenbei, über welch ungeheures Schriftwissen er verfügte, sodass keine Frage unbeantwortet blieb und alle Zweifel mit Leichtigkeit zerstreut wurden. Ich meine, ihr wisst ja selbst, wie er spricht...“ Wir anderen nickten gedankenverloren. „Und so hatte niemand von uns, sei er nun jung oder alt, gebildet oder ungebildet, je zuvor über Gott den Herrn sprechen hören.“ schloss Johannes seinen Bericht.

*

Es waren ein paar schöne Tage, die wir am Fuße eines Hügels miteinander ganz in Ruhe verbringen durften. Es schien, als habe Jeshua diesen Ort bewusst ausgewählt oder angesteuert, doch als man ihn fragte, gab er zur Antwort, er habe ihn noch nie zuvor gesehen.

Irgendetwas aber musste ihm verraten haben, dass es an der Zeit war, zumindest ein paar Tage lang fernab der vielen Menschen zu verbringen und so standen nun die acht kleinen Zeltstätten, die er mit den zwanzig mit ihm reisenden Jüngerinnen und Jüngern bewohnte, beieinander um einen freien Platz angeordnet, auf dem wir gemeinsam die Mahlzeiten einnahmen und allabendlich zusammenkamen, um zu musizieren und zu singen und von Gott zu hören.

Tagsüber sah ich Jeshua häufig, wie er allein den Hügel hinaufwanderte, in sich versunken und einen Ort zum Beten aufsuchend, an dem ihn niemand zu stören wagte. Solche Gebetszeiten konnten mehrere Stunden andauern und ich wurde neugierig, was man alles mit Gott, dem Herrn zu besprechen

haben mochte. Vermutlich galten diese Gebetszeiten nur, wenn man der Sohn Gottes war, dachte ich, denn was sollte es schon zwischen einer unbedeutenden Person wie mir und dem Herrn der Schöpfung zu bereden geben? Wusste Er nicht alles ohnehin?

An einem dieser Abende, die das Herz ruhig und weit machten und die Wärme in unserer Gemeinschaft wachsen ließen, fiel einigen auf, dass Johannes' Bruder Jakob nach innen gekehrt dasaß, nachdem er den Tag abseits verbracht hatte. Sie begannen, ihn zu necken, um ihn aus der Reserve zu locken, doch wirkte er abwesend und traurig, beinahe mutlos.

Erst als Jeshua ihn freundlich ansprach, bemühte er sich um passende Worte. „Ach, es ist... heute, als ich dich den Hügel hinaufsteigen sah zu deinem Gebetsort, da fragte ich mich, was ich hier tue“, erklärte Jakob. „Du nennst dich Gottes Sohn“, fuhr er fort, „und ich glaube dir. Aber ich? Wo stehe ich? Wohl weiß ich, dass auch ich zu Ihm gehöre. Dank dir weiß ich es ganz gewiss! Und doch... was sollte sich jemals verändern in meinem Leben? Ich höre deine Worte, ich schenke ihnen Glauben – doch was nun?“

Ich sah mich unter den Brüdern und Schwestern um, die in großer Stille gelauscht hatten, und gewahrte meine eigene Dankbarkeit auf vielen Gesichtern gespiegelt. Es war etwas sehr Kostbares, solchen Zweifeln Ausdruck verleihen zu können. Der Rabbi der Synagoge in der Stadt, in deren Nähe unser Dorf lag, kam mir in den Sinn. Niemals wäre eine solche Situation mit ihm denkbar gewesen. Nun, da ich allmählich erfahren durfte, in welcher wahrhaftiger Zuneigung und Verbundenheit Menschen miteinander leben konnten, wenn sie sich Zeit und Raum dafür gaben, Gott wirklich in ihrer Mitte eintreten zu lassen, empörte mich die Erinnerung an das, was mir seit der Kindheit vorgelebt worden war. Ein Mann Gottes, das bedeutete es, Rabbi zu sein. Was für eines Gottes aber?

Es schien sehr viel davon abzuhängen, in welcher Beziehung ein solch verantwortlicher Mensch, der das Wort Gottes zu verkünden hatte, selbst zu Gott stand. Der Gott

unseres Rabbis in der Stadt, der Gott meiner Kindheit, war nicht der Gott, von dem Jeshua auf die ihm eigene, nie gekannte Weise zu künden vermochte, weil dieser Gott wahrhaft in seinem Herzen Wohnung genommen hatte...

Meine Gedanken wurden von Jeshuas Stimme unterbrochen:

„Mit dem Reiche Gottes verhält es sich so, wie wenn jemand die Saat auf das Land wirft und dann schläft und aufsteht in der Nacht und bei Tag; und der Same sprosst und wächst hoch, ohne dass er selbst etwas davon weiß. Von selbst bringt die Erde Frucht hervor, zuerst die grünen Halme, dann die Ähren, dann den vollen Weizen in den Ähren. Wenn aber die Frucht es zulässt, legt er sofort die Sichel an; denn die Ernte ist da.“

Jeshua sah Jakob gerade an. „Jakob, was bedeutet dies?“ Und als Jakob, fast ein wenig trotzig, die Schultern zuckte, wanderte Jeshuas Blick weiter zu Johannes. Der zeigte seine weißen Zähne und begann dann, schüchtern und doch sich seiner Sache gewiss, Antwort zu geben.

„Deine Worte können uns an die Tugend der Geduld erinnern. Doch für Geduld braucht es auch Vertrauen. Mir fällt die Geschichte ein von einem, der ein Samenkorn vergrub, dass es wachsen solle, und es dann jeden Tag wieder hervorholte, um nachzusehen, ob der Same schon gekeimt war. Doch so vermochte der Same am Ende gar nicht zu sprossen.“ Johannes hielt einen Moment lang inne, überlegte und fuhr dann fort: „Auch erinnert es an die zwei Engel, die zum Mond fliegen wollten: Während der eine immerzu auf den Mond schaute und von seiner Anziehung ergriffen so schnell und kraftvoll wie möglich flog, blickte der andere fortwährend zum Boden zurück, um zu ermessen, wie viel des Weges schon geschafft war und wie schnell er vorankam...“

Jeshuas Blick, der nun auf Johannes ruhte, zeugte von einer Liebe, wie ich sie nie auf dem Gesicht eines Menschen gesehen hatte. Und mein Herz und meine zart sich regende Seele erkannten, dass sich mir hier ein Lichtstrahl der reinsten, ja, der Urform der Liebe auf ihre eigene Weise zeigte...

„Jakob“, sagte Jeshua dann und es klang unendlich sanft. Jakob sah ihn an und presste die Lippen zusammen, weil ihm die Tränen kamen.

„Du sagst, du vertraust meinem Wort. Ist das so?“ Jakob nickte. „Dann halte dem die Treue, was auch geschieht. Selbst in Zeiten allergrößten Zweifels wird mein Wort dich halten. Denn es sind nicht meine Worte, die ich spreche. Es sind die Worte des Vaters, von denen mir der Mund überfließt, denn von ihnen voll ist dieses Herz.“ Jeshua deutete auf seine Brust und beugte sich dann nach vorn, zu Jakob hingeneigt. „Ich vermöchte solche Worte, die die Kraft haben, deine Seele zu erwecken, nicht zu sprechen, wenn nicht mein Vater, der dein Vater ist, sie mir in den Mund legte. Was ich also rede, das rede ich so, wie Abba es mir gesagt hat. So du meinem Worte glaubst, glaubst du Gottes Wort. So du mir vertraust, vertraust du Gott.“ Jeshua hielt den Blick unverwandt auf Jakob gerichtet und lehnte sich langsam wieder zurück. „Spürst du, dass dies wahr ist?“

Jakob nickte, den Blick vor sich zu Boden gerichtet. „Ja, es ist wahr, Rabbi.“

Jeshua wandte sich an uns alle und hob beide Hände. „Das Vertrauen in das Wort Gottes und Seine Verheißung an uns ist uns nicht allen gleich gegeben. Es bedeutet manchmal ein rechtes Wagnis, wie einen Sprung in etwas, das uns unbekannt ist. Denn nicht mehr wir sind es dann, die alles beurteilen und alles bestimmen können – auch nicht uns selbst –, sondern Er. Und Er stellt uns an einen Platz. Und Er weist uns die Stelle. Und Sein Wille geschehe – amen.“

*

Ein paar Tage später brachen wir unser kleines Lager ab und zogen weiter. Jeshua predigte in den Dörfern und Städten und schließlich näherten wir uns wieder dem See Genezareth, an dessen Ufer auch unser Heimatdorf lag.

Man hatte Jeshua dann ein Haus in der Seestadt Kapernaum zum Bewohnen angeboten und er hatte eingewilligt und uns, die wir immer mit ihm waren, mitgenommen. Als die Leute, die das Haus zur Verfügung stellten, sahen, dass Jeshua sich nicht von seinen Jüngern trennen wollte, sorgten sie dafür, dass uns noch ein weiteres Haus in der Straße offenstand, sodass wir alle einen Schlafplatz hatten.

Nun saß Jeshua in dem größten Raum des Hauses und es drängten sich viele Menschen um ihn, die seine Reden hören und geheilt werden wollten. Auch im Nebenzimmer und auf der Treppe saßen sie, vor den Fenstern, im Flur und vor der Türe und die, die ihn hören konnten, versuchten das Gehörte flüsternd an die draußen Stehenden weiterzugeben.

Die meisten von uns Jüngerinnen und Jüngern saßen mit bei Jeshua, weil nicht nur wir ihm gern nah waren, sondern weil auch er es so wünschte.

Es war fast unerträglich heiß im Raum. Hier saßen auch mehrere Schriftgelehrte, die nicht nur aus Kapernaum, sondern auch aus anderen Ortschaften herbeigekommen waren, einige sogar aus Jerusalem. Ich betrachtete sie verstohlen und mir schien, dass viele von ihnen vor allem deshalb gekommen waren, um sich ein eigenes Bild von dem Menschen zu machen, von dem die Kunde durch alle Lande ging. Viele schauten skeptisch und sogar misstrauisch drein und ich sah ihnen an, dass sie bereit waren, jedes seiner Worte auf die Goldwaage zu legen. Hin und wieder gab es auch Einwürfe und Unterbrechungen, wodurch Jeshua sich jedoch nie aus der Ruhe bringen ließ. Lächelnd lauschte er ihren Worten mit derselben liebevollen Aufmerksamkeit, die er auch uns stets zugedachte, und antwortete dann geduldig und klar.

Maryam neben mir reagierte unruhig, wann immer einer der Besucher mit an Unhöflichkeit grenzender Stimme etwas nachhakte oder einwarf und nicht selten sah ich sie mit blitzenden Augen zu ihnen hinüberschauen.

„Schau nur, Jeshua bleibt ganz ruhig“, flüsterte ich und fächelte ihr mit meinem Tuch Luft zu, „er muss nicht von uns beschützt werden!“

Sie nickte und entspannte sich ein wenig. „Aber wenn ich da vorne an seiner Stelle säße, vielleicht würde es mir zu bunt werden und ich würde sie hinauswerfen lassen...“

Ich musste kichern und sagte: „Nun, deshalb sitzen wir wahrscheinlich im Publikum, um von ihm zu lernen, was lieben heißt, auch in solchen Momenten.“

Sie warf mir einen Blick zu, der überrascht aussah, öffnete den Mund, um etwas zu entgegnen, und schloss ihn dann wieder.

Auf einmal entstand über uns ein Getöse auf dem Dach, Jeshua unterbrach und wir alle schauten gebannt nach oben. Putz rieselte herunter und die Ziegel begannen sich zu bewegen, was einige dazu veranlasste, aufzuspringen und sich anzuschicken, fluchtartig den Raum zu verlassen. Dies war aber wegen der vielen Menschen im und außerhalb des Raumes verunmöglicht, sodass angstvolle Rufe laut wurden. Jeshua hob die Hände und rief laut, wir sollten ruhig bleiben, es geschehe uns ja nichts. Und nun sahen wir, dass oben Menschen auf dem Dach standen, die die Ziegel herausnahmen und eine Öffnung schufen.

„Herr“, rief ein Mann mit schwarzem Bart durch die Öffnung, „Wir bringen einen Kranken zu dir. Es war anders kein Durchkommen...“

Jeshua erhob sich und sein Gesicht, das noch immer nach oben gewandt war, schien zu leuchten. „Seht, was für ein Glaube!“ rief er uns zu.

Nun wurde ein Tragbett durch die Öffnung gelassen; an Stricken schwebte es, von vier Männern oben auf dem Dach langsam heruntergelassen, ruckelnd herab, bis vor Jeshuas Füße. Die Menschen, die in seiner Nähe saßen, hatten so gut wie möglich Platz gemacht, sodass es nun noch enger wurde. Dennoch wollte niemand den Raum verlassen und womöglich das Spektakel verpassen.

Auf der Trage lag ein Mann unter einem dünnen Tuch. Seine linke Gesichtshälfte sah verzerrt aus und er schien sich am ganzen Körper nicht rühren zu können. Brennend war sein Blick, mit dem er zu Jeshua aufsah, der sich jetzt über ihn beugte

und mit Ernst in den Augen auf ihn schaute. Im ganzen Haus war es totenstill geworden.

„Das, was dich von Gott trennte, mein Freund, ist aufgehoben. In dir gibt es keine Sünde.“ sprach Jeshua laut und deutlich. Der Atem des Mannes beschleunigte sich hörbar und ich sah Tränen aus seinen Augenwinkeln rinnen.

Jeshua blickte dann plötzlich auf zu den Gelehrten unter dem Fenster zu seiner Linken, als habe dort jemand etwas gesagt.

„Was denkt ihr da in euren Herzen? Dass ich nicht befugt sei, so zu sprechen? Dass ich gar Gott lästere? Was ist denn leichter zu sagen: ‚Deine Sünden sind vergeben‘ oder: ‚Steh auf, nimm dein Bett und geh?‘“

Die Schriftgelehrten wechselten Blicke untereinander und wussten nicht, ob Jeshua wirklich eine Antwort hören wollte.

Ich überlegte und dachte dann bei mir, dass es wohl leichter sei zu sagen, der Gelähmte solle aufstehen und umherwandeln, als dass seine Sünden vergeben seien. Ich hatte inzwischen mehreren der so genannten Wunderheilungen Jeshuas beiwohnen dürfen, für die er bekannt geworden und den meisten hochwillkommen war, und zunehmend den Eindruck gewonnen, dass Jeshua dies wie nebenbei vollbrachte, als gehe es ihm in der Tiefe eigentlich um etwas ganz anderes, das unseren Augen noch verborgen blieb; als wartete er darauf, dass uns endlich die Augen aufgingen...

Doch hätte wahrscheinlich in jenem Moment die Antwort der Mehrheit der Anwesenden gegenteilig gelautet: Für das menschliche Auge und Ohr schien es gewiss leichter zu sagen, jemandes Sünden seien vergeben, als dass ein von Geburt an Gelähmter aufstehen und gehen solle...

Dies schien auch Jeshua zu vermuten, denn wie zur Beweisführung fuhr er fort: „Nur damit ihr seht, dass der Menschensohn ermächtigt ist, auf Erden das Getrenntsein zwischen einem Menschen und Gott aufzuheben“, und er blickte nun wieder auf den Gelähmten, „sage ich dir jetzt: Steh auf, nimm dein Bett und gehe heim in dein Haus.“

Und unter den erschrockenen Rufen der Anwesenden erhob sich der Daliegende wie von Geisterhand gezogen und als sei es

das Selbstverständlichste der Welt, neigte sich herab zu Jeshuas Füßen und küsste sie, ergriff dann seine Hände und küsste sie ebenfalls, schluchzend und tränenüberströmt. Dann wandte er sich um, ergriff die Trage und trug sie auf dem Rücken nach draußen durch die Sitzenden hindurch, die sich trotz der Enge vor ihm teilten wie vor Moses das Rote Meer.

„Mein Gott, das ist unglaublich!“ rief ein Mann neben uns so laut, dass mir die Ohren gellten, und mehrere hatten begonnen zu schluchzen und lauthals zu beten.

Ein Gefühl beschlich mich, das, wie ich erschrocken feststellte, etwas wie Verachtung war. War das diesen Kleingläubigen denn schon genug, dachte ich bei mir, dass ein Körper geheilt wurde? War es denn so wichtig, in welchem Zustand sich die grobe Leibeshülle befand, die doch eine bloße Leihgabe des Herrn an uns war für unsere Erdenzeit? Was aber war mit unserem Geist, an dem wir kranken, jenem Teil von uns, der nicht hören und fühlen will, wie Gott zu uns spricht und uns ruft? Reichte es ihnen denn, nun nach Hause zu gehen und von der Sensation zu berichten, dessen Zeugen sie heute geworden waren?

Wer von ihnen hatte verstanden, dass die wesentliche Heilung in der Vergebung bestand, die Jeshua dem Mann gegenüber ausgesprochen hatte und die einer Seele versichern wollte, dass es von Gott niemals etwas zu fürchten galt; dass kein Fehltritt Ihn jemals erzürnen konnte und das, was die Menschen Sünde nannten, Seine Liebe zu uns nicht zu schmälern vermochte?

*

An einem Tag, als wir mit einigen Frauen beieinander saßen und ein paar Zeltplanen und Webteppiche ausbesserten, sagte Maryam: „Arda kann wundervoll Geschichten erzählen, dass euch Hören und Sehen vergeht. Oder besser gesagt: Sodass ihr

alles, was sie sagt, wirklich sehen könnt und hören, riechen, schmecken...“

Ich schlug mit dem Stoffstück nach ihr und musste verlegen lachen. „Maryam! Du übertreibst immer...“

Die anderen Frauen lächelten und Susanna klatschte in die Hände. Begeistert rief sie: „Los, komm schon, Arda, erzähl uns was. Schon ewig habe ich keine abenteuerliche Geschichte mehr gehört!“

„Jeden Herbst und Frühling kamen Gaukler in unser Dorf und erzählten tagelang“, berichtete Maryam. „Seit Arda ganz klein war, wollte sie immer nur diesen Erzählungen lauschen und stellt euch vor, sie konnte anschließend die Geschichten Wort für Wort wiederholen, selbst schon mit drei Jahren!“ In Maryams Stimme schwang schwesterlicher Stolz mit und ungewollt musste ich grinsen.

„Nun aber los“, forderte Salome, „jetzt sind wir ganz gespannt.“

Ich überlegte ein wenig und begann dann, eine der Geschichten, die in mir schlummerten, zu erzählen. Nacheinander blickte ich die Frauen an. „Habt ihr schon einmal gehört ‚Vom Tierchen, das redete, und dem Fischlein, das leuchtete?‘“

Die Frauen wechselten Blicke und schüttelten ihre Köpfe. Freudige Spannung lag auf ihren Gesichtern. Meine Stimme klang verändert, wie immer, wenn ich ins Erzählen kam. Dann tauchte mein ganzes Sein dort hinein und es war, als würde ich selbst zu einer der Figuren – oder zu allen gleichzeitig. Als sei ich der Lebensodem der Geschichte und ihr pulsierendes Herz.

„Vor langer, langer Zeit...“, begann ich und sah, wie die Augen meiner schwesterlichen Freundinnen aufleuchteten, sich manche noch emsiger über ihr Nähwerk beugten, andere dagegen langsamer wurden, sich zurücklehnten und die Augen auf mein Gesicht hefteten.

„...Da geschah es, dass in einem kleinen Dorf am Ufer eines großen Wassers drei Brüder lebten. Die beiden Älteren waren groß und stattlich, jedoch nicht sehr intelligent und schon gar nicht freundlich. Wo sie auch hinkamen, gerieten sie in Streit und

besonders hatten sie es auf Schwächere abgesehen, von denen ihr jüngster Bruder, Demian, einer war.“

Ich griff nach der Garnrolle und maß ein gutes Stück Faden ab, schnitt es mit dem Messer ab und begann es in die Nadel einzufädeln. Ein leichter Wind fuhr mir durchs Haar. Wir saßen gut hier im Schatten einiger Palmen und unsere Arbeit würde noch Stunden gehen.

„Mit Demian verhielt es sich aber so“, fuhr ich, nachdem der Faden eingefädelt war, fort, „dass er von allen im Dorf als rechter Sonderling angesehen wurde.“

„Warum denn das?“ fragte Salome und die anderen machten: „Schhh..!“

„Demian war für harte Arbeit nicht zu gebrauchen“, erklärte ich, „er verstand auch nicht viel, wenn man ihm etwas erklären wollte und war stattdessen stets mit den Gedanken woanders. Verträumt blickten seine großen blauen Augen in den Himmel und schauten den Wolken nach, wenn er stundenlang im Gras lag. Er machte sich Gedanken über Gott und die Welt, Gedanken, die er mit niemandem teilen konnte, denn in seinem Dorf ging es nur um die grobe Arbeit und das allabendliche Vergnügen beim Brettspiel oder Essen. So wurde er als seltsam angesehen und von den meisten gemieden, von seinen Brüdern aber drangsaliert, wann immer sie ihn fanden.“

Johanna reichte mir einen Becher mit Tee und ich trank ein paar kleine Schlucke. „Eines Tages fand Demian im Wald ein kleines Tier, das gestreift war und einen buschigen Schwanz hatte. Es schaute ihn aus klugen, schwarzen Knopfaugen neugierig an und dann sprang es auf seine ausgestreckte Hand. Demian schnalzte mit der Zunge. Seit Kindertagen vermochte er mit Tieren zu sprechen, doch dieses Mal war es anders. Er bemerkte schnell, dass er diesem Tierchen tatsächlich die Sprache der Menschen beibringen konnte und dass es schnell lernte. So verbrachten sie die Tage spielend im Wald und die Abende in Demians kleiner, einfacher Hütte, wo er die Flöte spielte, während das Tierchen, das redete, dazu hüpfte, sprang und anmutig tanzte.“

Demian wurde über diese besondere Freundschaft sehr glücklich und gewann das Tierchen von Tag zu Tag lieber. Deshalb begann er darauf zu achten, dass niemand des Tierchens angesichtig wurde, weil er den Neid und die Bösartigkeit der Menschen zu fürchten gelernt hatte. Wenn er einmal ein wenig arbeiten ging, ließ er das Tierchen, das redete, zu Haus und schärfte ihm ein, nur ja niemanden zur Tür hereinzulassen.

Seine Brüder aber bekamen Wind von dem Wandel in Demians Leben und sie verfolgten ihn, um mehr zu erfahren. So entdeckten sie eines Tages, wie er im Wald mit dem Tierchen spielte und wie es ihn verstand und ihm sogar Antwort gab. Auch am Abend schauten sie durch das Fenster und sahen wie die beiden ungleichen Freunde miteinander fröhlich waren.“

Susanna und Johanna hatten ihre Arbeiten in den Schoß gelegt und hörten mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Johanna sah mich an, während Susanna die Augen geschlossen hielt. Alle miteinander waren wir in den Sog dieser Geschichte gezogen worden und ich spürte, wie die Frauen unruhig wurden, weil sie ein Unheil für den Helden befürchteten.

„Als Demian wieder einmal eine Arbeit zu verrichten hatte, verließ er seine Hütte, nicht ohne dem Tierchen wiederum eingeschärft zu haben, nur ja niemandem zu öffnen...“ Absichtlich machte ich eine Pause und tat, als müsse ich mich räuspern und etwas trinken. „Ja – und weiter..?“ fragte Johanna ungeduldig.

„Da kamen Demians Brüder und klopfen an die Türe.“ Meine Zuhörerinnen hielten in ihren Bewegungen inne, allesamt jetzt ganz in den Fortgang der Erzählung vertieft. „Zuerst versuchten sie es mit süßen Worten, doch das half nichts. Die Türe blieb zu. Sodann versuchten sie, das Tierchen zu bedrohen. Sie riefen: ‚Wir wissen, dass du da drin bist. Wenn du nicht augenblicklich öffnest, werden wir die Hütte anzünden!‘ “ Ein paar der Zuhörerinnen ließen unterdrückte Flüche ertönen. Mich spornten ihre Reaktionen an, den Bann der Geschichte noch zu vertiefen.

„Als auch das nichts fruchtete, stemmten sie die Türe auf, fanden das Tierchen, das sich zitternd in eine Ecke drückte, und

fangen es ein. Dann brachten sie es in den Wald und schlugen es – einfach tot.“

„Herr im Himmel“, entfuhr es Salome und sie griff sich an die ausladende Brust. Einigen meiner Schwestern standen Tränen in den Augen. „Ihr wisst um die Bosheit der Menschen“, sagte ich und ein paar von ihnen nickten.

„Dann ließen sie das arme Tierchen, das nicht mehr reden konnte, im Wald liegen und trollten sich von dannen, um ihren Abend zu genießen.“ Ich machte eine kleine Pause und sah, wie die Zuhörerinnen entsetzt waren und ihre Köpfe schüttelten. Ich spürte eine tiefe Befriedigung, einmal wieder so erzählen zu können und merkte, dass ich vermisst hatte, wie es sich anfühlte, wenn die Energie zwischen mir und den Hörenden zu fließen begann und es wie ein Tanz des Erzählens wurde. Maryam nickte mir aufmunternd zu.

„Als dann Demian nach Hause kam, sah er, dass eingebrochen worden war. Nichts fehlte, aber sein geliebtes Tierchen, das redete, war nicht mehr da. Mit klopfendem Herzen begann er es zu suchen und zu rufen, überall ums Haus herum. Doch es blieb still. Die Vögel auf dem Dach schienen ihn ratlos und traurig anzuschauen. Dann lief er in den Wald und suchte an den Plätzen, wo sie miteinander getanzt und gespielt hatten und rief immer wieder nach seinem Tierchen, doch auch hier blieb es still. Schließlich überkam ihn eine düstere Ahnung und so kehrte Demian weinend zurück ins Dorf und suchte bangend das Haus seiner Brüder auf. Er klopfte und sie öffneten. Bei seinem Anblick grinnten sie gemein und ließen ihn eintreten.

„Habt ihr mein Tierchen gesehen?“ fragte Demian zitternd und weinend.

„Nein, wir haben dein Tierchen nicht gesehen“, sprachen seine Brüder im Chor und mit verstellter Stimme, ihn höhnisch nachahmend.

„Schau nur, schau am großen Baume“, flüsterte da eine feine Stimme hinten aus dem Haus. Die bösen Brüder wandten sich um und da war nur ein kleiner Fisch, den sie in einem Glas hielten und der dort seine Runden zog. Aufmerksam schaute er auf Demian.

„Wirst du wohl!“ rief einer der Brüder und drohte dem Fisch mit der Faust.

„Schau nur, schau am großen Baume, da liegt’s tot, dein Tierchen“, flüsterte es wieder. Da ergriff der andere Bruder das Glas und schleuderte es gegen die Wand, sodass es zerbrach und der Fisch zappelnd und japsend auf dem Boden lag. Demian wollte hinzuspringen, um den Fisch zu retten, doch wurde er von den Brüdern zurückgehalten.

„Schau nur, schau am großen Baume, da liegt’s tot, ermordet von deinen eigenen Brüdern“, sprach der Fisch und Demian weinte nun laut und flehte um das Leben des Fisches. Doch es war zu spät und der ältere Bruder erschlug den Fisch mit einem Holzschwert. Da sprach der Kopf des Fisches noch immer: „Schau nur, schau am großen Baume, da liegt dein totes Tierchen, ermordet von deinen Brüdern, deren Herzen ohne Liebe sind“, flüsterte die Stimme noch immer, sodass die Brüder den Fisch in den Hof warfen und Demian aus dem Haus jagten.“

Alle Frauen hatten nun Handwerk in den Schoß gelegt und starteten mich an, so sehr in die Geschichte vertieft, dass einige von ihnen mit Demian um die verlorenen Tiere weinten. Ich selbst musste meine Gefühle nun auch im Zaum halten, denn diese Stelle der Geschichte war für mich immer besonders schwer auszuhalten und machte mich unendlich traurig. Seit Kindertagen hatte ich mich gefragt, was diese Brüder so böse hatte werden lassen. Dann sah ich beim Spielen mit den Dorfkindern so manche Bosheit und wenn ich abends bisweilen in mein eigenes Herz hineinblickte, gewahrte ich auch dort manch bösen Willen, den ich am Tage einem anderen Kind mit Wort oder Tat zugefügt hatte, und nicht selten weinte ich mich darüber in den Schlaf. Doch hatte ich niemals eine Antwort gefunden, woher solch Bosheit in unseren Menschenherzen kommen mochte.

„Demian nahm den toten Fisch und lief, so schnell er konnte, zu dem großen Baum inmitten des Waldes.“, fuhr ich mit etwas zittriger Stimme fort, „und da fand er sein Tierchen, wie der Fisch es geweissagt hatte. Zärtlich nahm er es hoch und trug es auf seinen Armen nach Haus. In der Dämmerung grub er ein

Loch, wickelte das Tierchen und den Fisch in sein bestes Tuch und begrub sie neben der Hütte.

Nach ganz kurzer Zeit begann dort etwas zu wachsen, das in wenigen Tagen zu einem Bäumchen wurde. Demian begoss es jeden Tag mit seinen heißen Tränen, die er um sein Tierchen und den Fisch weinte, und das Bäumchen wuchs und wuchs und entfaltete wunderbar golden leuchtende Blätter, die im Wind klingende Töne von sich gaben wie feine Glöckchen.“

Es klingelte ganz in der Nähe und wir alle wandten uns erstaunt um. Da stand ein Zicklein mit einer Glocke um den Hals und schaute kauend zu uns herüber. Wir lachten, als es klingelnd davonsprang.

„Als die Blätter sich ganz entfaltet hatten, sah Demian, dass sie den schillernden Schuppen eines Fisches glichen. Noch immer ging er jeden Tag dorthin und er hegte den Baum liebevoll, jätete das Unkraut und sang für ihn. Doch...“, und hier machte ich wiederum eine Pause, was Salome dazu brachte, aufzuseufzen: „Oh nein, bitte nicht...“

„Seine Brüder bekamen Wind von der Sache...“

„Hört das denn nie auf?“ murmelte Johanna.

„Und als Demian einmal nicht zu Hause war, fällten sie den Baum und zündeten mit dem Holz ein Feuer an, direkt vor Demians Hütte. So fand Demian nur noch rauchende Asche und glühende Kohle, als er nach Hause kam. Weinend fiel er vor den Überresten seines Pflanzenfreundes zu Boden und suchte dann in der Asche nach einem kleinen Überbleibsel. Und er fand tatsächlich etwas“, sagte ich mit erhöhter Stimme und hielt meine Nadel in die Höhe, „einen kleinen Holzsplitter fand er, nicht größer als diese Nadel. Daraus fertigte er einen Angelhaken und ging von nun an jeden Tag ans Meer, um die Angel auszuwerfen.“

Wieder wurde mir der Becher gereicht und ich trank dankbar ein paar Schlucke.

„Eines Tages zog etwas so sehr an der Angel, dass Demian sich entscheiden musste, ob er sie loslassen oder sich von ihr ins Meer ziehen lassen sollte. Was glaubt ihr, was er tat?“

„Er ließ sich ins Meer ziehen?!“ rief Johanna. Die anderen Frauen schmunzelten. Unsere Schwester war von der Geschichte ganz und gar eingenommen.

„Ja“, nickte ich. „Denn sein Leben hatte für ihn ohnehin jeden Sinn verloren. Etwas zog und zog ihn hinaus und hinunter in die tiefsten Tiefen. Und obwohl er unter Wasser war, vermochte er zu atmen. Neben ihm schwamm ein blau leuchtendes Fischlein und schaute ihn freundlich zwinkernd an. ‚Solange ich bei dir bin, kannst du atmen‘, gab es ihm zu verstehen. ‚Wohin geht die Reise?‘ wollte Demian wissen. ‚Zu meinem Vater, dem König der Meere, der eine Bitte an dich hat.‘ lautete die Antwort.

Schließlich kamen sie zu einer großen, prächtigen Stadt unter dem Meer. Diese Stadt war ganz aus Muscheln, Perlen und Edelsteinen erbaut und ihre Bewohner waren die bunten Wesen des Meeres. Auf einer mit weißen Steinen ausgelegten Hauptstraße gelangten sie zu einem strahlenden Unterwasserpalast und dort, im Thronsaal, saß der König des Meeres in Gestalt eines mächtigen Wasserdrachens auf seinem Perlenthron und heulte und jammerte. Das Fischlein, das leuchtete, schwamm voraus und Demian folgte ihm ohne Angst.

Von Nahem sah er, dass der König Schmerzen hatte. ‚Bitte hilf mir‘, rief er, ‚und ich schenke dir das Kostbarste, das ich besitze.‘ Da sah Demian, dass in seinem riesigen Mund voll gezackter Zähne der Angelhaken steckte, den er aus den Überresten seines geliebten Baumes geschnitzt hatte, und er entfernte ihn sorgsam, sodass der König ihn erleichtert und dankbar anblickte.

‚Wenn du wieder zurückkehrst, wird dieses Fischlein dich begleiten‘, sprach er, ‚du wirst es bei dir zu Hause behalten und es wird Freude in dein Leben bringen.‘

Demian freute sich und machte sich, geführt von dem Fischlein, auf den Rückweg. Wieder aufgetaucht trug er das Fischlein in einer großen Muschel mit Meerwasser zu seiner Hütte. Als er jedoch dort ankam, musste er feststellen, dass die Hütte nicht mehr dort war. Alles war von Gräsern und Pflanzen überwuchert und er spürte nun auch, dass die ganze Umgebung

ihm fremd geworden war, obwohl er sehen konnte, dass es noch immer dieselbe Gegend war.“

„Ich glaube, es ist ganz viel Zeit vergangen“, schaltete Johanna sich wieder ein und blickte mich fragend an.

Ich nickte. „Das Gespräch mit dem Wasserdrachen hatte für Demian nur kurze Zeit gedauert. Für die Menschen an Land aber waren hundert Jahre vergangen. Und Demian lief ins Dorf, das noch immer existierte, jedoch lebten dort nun die Nachfahren jener, die ihn gekannt hatten. Sie erlaubten ihm, an der Stelle eine Hütte aufzubauen, wo er damals gelebt hatte, und halfen ihm sogar, denn es waren freundliche Menschen, die ein gutes Herz zu erkennen vermochten und ihn sogleich lieb gewonnen hatten.“

„Na, Gott sei Dank“, murmelte Salome.

„Und Demian begann nun, weiterhin sein einfaches Leben in der Hütte zu führen. Die Trauer über das Geschehene wurde gemildert und geheilt, weil das Fischlein bei ihm war, das bläulich leuchtete, wann immer die Nacht kam, und das ihn liebevoll zwinkernd anschaute. Nach einer Weile bemerkte Demian, dass, wann immer er die Hütte auch nur für kurze Zeit verließ, er sie bei der Rückkehr aufgeräumter und sauberer vorfand als zuvor. Er beschloss, diesem Geheimnis auf den Grund zu gehen und eines Tages tat er bloß so, als gehe er davon, während er in Wirklichkeit ganz leise wieder zurückschlich und sich hinter einem Baum verbarg. Absichtlich hatte er ein paar Dinge herumliegen lassen und nun konnte er vom Baum aus hören, wie in seiner Hütte jemand rumorte.“ Ich brach ab und trank wieder etwas. Dann blickte ich sinnierend vor mich hin und sah im Augenwinkel, wie Maryam ein Lächeln unterdrückte, denn die Gaukler hatten solche Tricks, um Spannung aufzubauen, damals genauso angewandt und ich hatte sie mir abgeschaut.

„Und dann..?“ fragten die Zuhörenden im Chor und beugten sich vor.

„Demian näherte sich vorsichtig dem Fenster“, sprach ich mit gesenkter Stimme weiter, „und dann lugte er ganz vorsichtig ins Innere.“ Nacheinander sah ich meine Freundinnen mit hochgezogenen Augenbrauen an. „Und was sah er da? Eine

wunderschöne, ganz zarte Jungfrau bewegte sich anmutig durch die Hütte, die in einem bläulichen Licht erstrahlte, und während sie eine leise Melodie summt, räumte sie liebevoll auf, was er hinterlassen hatte.“

„Ohh...“, machte Salome und lehnte sich lächelnd zurück.

„Demians Blick fiel auf die Muschel mit dem Fischlein – die aber leer war. Und dann rief er die fremde Maid vom Fenster her leise an. Sie erschrak und als sie ihn sah, lächelte sie sanft und sagte: ‚Demian.‘ Als Demian seinen Namen auf diese Weise sagen hörte, verfiel er sogleich in Liebe zu ihr –“

„Wenn es nicht schon vorher um ihn geschehen war...“, schaltete sich Maryam ein und die anderen lachten.

„ ‚Oh, Demian‘, sagte die Jungfrau mit einem perligen Lachen. ‚Nun hast du mein Geheimnis entdeckt...‘

‚Du bist das Kostbarste, was der König des Meeres besaß‘, sagte Demian und kam sich dabei dumm vor, dass er nichts Gescheiteres oder Feinsinnigeres über ihre Schönheit oder seine Gefühle zu ihr zu sagen imstande war.

‚Du hättest mich nicht so sehen dürfen‘, sagte sie, ‚nun muss ich dich in drei Tagen verlassen...‘

Demian stand da und es war, als würde ihm ein glühender Dolch durchs Herz gebohrt. Keinesfalls konnte er diesen Verlust hinnehmen! Demian glaubte nicht daran, dass es sein Schicksal war, dass ihm alles, was ihm lieb war und dem er lieb war, wieder entrissen werden musste. Ihr Blick fiel auf die Wassermuschel, die auf einem Tischchen neben seinem Schlaflager stand. Da sprang er behände hinzu, einfach durchs Fenster, nahm die große Muschel und warf sie zu Boden, sodass sie in zwei große Teile zersprang und das Wasser in alle Richtungen spritzte.“ Meine Stimme war lauter geworden und meine Hände vollführten die Geste, wie der Held die Muschel zerstört hatte.

„Und – das Fischmädchen?“ wollte Salome wissen.

„Das Mädchen lachte einfach und warf sich in seine Arme“, schloss ich. „Und sie lebten glücklich und zufrieden bis ans Ende ihrer Tage.“

Die Frauen klatschten und jubelten und gaben ihrer Anerkennung für meine Erzählfähigkeiten Ausdruck. Ich freute

mich und fühlte mich das erste Mal seit langem ganz erfüllt und beglückt.

„Warum hat sie ihm denn nicht gleich gesagt, was er zu tun hatte?“ fragte Salome in die Runde.

Maryam wiegte den Kopf. „Ich glaube, sie wollte ihn prüfen“, sagte sie, „ob er für sein Glück alles aufs Spiel setzen würde.“

„Ja, ob er den Mut haben würde, etwas zu unternehmen, anstatt einfach sein Schicksal anzunehmen!“ setzte Johanna hinzu.

Als ich mich später auf den Weg durch unser kleines Zeltdörfchen machte, um zu sehen, ob noch irgendwo Hilfe gebraucht wurde, trat Jeshua mir entgegen. Sein Gesicht hellte sich auf und seine Begrüßung war so herzlich, als würden wir einander nicht jeden Tag sehen. Dann blickte er mich forschend an.

„Dir wurde eine große Gabe verliehen.“ Er machte eine Kopfbewegung in die Richtung, aus der ich gekommen war. Ich fragte mich, woher er von der Erzählung wusste. „Ich habe ein wenig hören können, als ich vorüberging“, erklärte er, als habe er meine Frage gehört. Vermutlich hatte er das, dachte ich. „So zu erzählen ist wirklich ein Talent...“

Den Rest des Tages jubelte mein Herz und wollte gar nicht mehr aufhören damit.

Erst später am Abend, als ich mich zur Ruhe niedergelegt hatte, kam mir ein Gedanke. Mir war, als vermöchte ich nun, da es ruhig um mich wurde, auf einmal zu spüren, was Jeshua mir eigentlich hatte sagen wollen. Und das war etwas ganz anderes als ein Lob meiner Erzählfähigkeiten, vielmehr war es ein ganz feiner Tadel! Die Einsicht ließ mich kerzengerade und mit klopfendem Herzen im Bett aufsitzen. Ich wollte doch nicht von ihm gerügt werden, ich wollte ihm doch gefallen! Die jähe Erkenntnis fühlte sich an wie ein großer Schmerz.

Weshalb aber hatte er mich auf diese sanfte, schwer begreifliche Weise getadelt? Was war es, das ihm missfiel?

*

Noch immer waren wir am See Genezareth und Jeshua hatte zu den Menschen gesprochen, länger als sonst. Die Menge umdrängte ihn und die Leute wollten seine Füße berühren, wollten, dass er sie anfasste, sie ansah, denn sie glaubten an die Segenskraft seines bloßen Blickes.

Wie ein Fels in der Brandung stand Jeshua da, war herzlich, zugewandt und ruhig, doch mich beschlich Unruhe, weil ich den übermächtigen Drang fühlte, ihn da herausholen und vor irgendetwas beschützen zu wollen.

Nun, da er ein paar Schritte machte, bewegte sich die Menge auf den See hinzu. Mein Blick fiel auf die Boote und ich stellte mir vor, wie ich eines davon losbinden, hineinspringen und Jeshua rufen würde, worauf er ebenfalls hineinsprang und ich ihn unter Aufbietung all meiner Kräfte hinüberraufen würde, bis ans andere Ufer...

Da trat einer der uns Umstehenden näher an Jeshua heran. Sein Gesicht wirkte flehentlich und seine Augen blickten irgendwie verträumt auf Jeshua. Ich kannte inzwischen diese Art des Gesichtsausdrucks, den manche Menschen in seiner Gegenwart bekamen, vor allem, nachdem sie ihn gehört hatten, wie er zu uns sprach. Manche schienen in einen Zustand von Vernarrtheit zu geraten und auf einmal waren sie bereit, Versprechen abzugeben, von denen sie noch nicht einmal geträumt hatten, oder Schritte zu tun, die ihnen noch vor kurzem undenkbar erschienen waren. Jeshua reagierte oftmals überraschend abweisend oder streng, wann immer er die Gründe in Frage stellte, aus denen Menschen sich ihm näherten oder ihm nachfolgen wollten.

„Jeshua...“, sprach der Mann, der, wie ich an der Art seiner Gewänder und seines Gebarens unschwer erkennen konnte, ein Gelehrter war, „Rabbi, lass mich bitte mit dir kommen. Ich will dir folgen, wohin auch immer du gehst!“

Jeshua hielt inne und schaute ihn lächelnd an. „Weißt du denn auch, was es bedeutet, worum du bittest?“

Der Mann blinzelte, als würde er langsam aus einem Traum erwachen.

„Schau dich um in der Welt. Siehst du, wie alle Wesen eine Heimat haben? Selbst die wildesten Tiere haben ihr Nest oder ihren Bau; der Herr hat alle Stätten für Seine Geschöpfe bereitet. Doch der Menschensohn, der gekommen ist, euch in die wahre Heimat zu führen, er hat nichts, wo er allabendlich sein Haupt hinlegen könnte...“ Abwartend blickte Jeshua auf den Mann, der ihn unverwandt anstarrte. „Überlege dir sehr gut, was du tust und warum“, fuhr Jeshua darauf etwas leiser fort. „Wer sich uns anschließt, wird heimatlos werden. Schutzlos, obdachlos wird er in Armut wandeln. Ungewissheit wird dein täglich Brot sein und Erschütterungen deines Weges Marken.“

Eine Weile lang sahen sie einander stumm an, der Rabbi und der, der sein Jünger sein wollte, dann senkte Jeshua ein wenig den Kopf, wandte sich um und ging fort. Die Menge schloss sich hinter ihm und folgte ihm und ich sah, wie der junge Gelehrte an seinem Platz stehen blieb und stumm vor sich hinstarrte. Er war zu dem, was Jeshua wollte, nicht bereit.

War ich es denn?

Gedankenversunken ließ ich die Menschen an mir vorüberziehen, von denen mich einige grüßten, was ich hier und da mit einem abwesenden Kopfnicken quittierte.

Später saßen wir in Jeshuas Nähe beisammen, während die große Menge der Menschen etwas weiter unten am Fuße des Hügels lagerte. Hier und da sah man Feuer aufglimmen und Rauchgeruch zog herauf. Man hörte ein beständiges Gemurmel menschlicher Stimmen und bisweilen den durchdringenden Schrei eines Esels oder das Krächzen der Raben, die in den Ästen der dünnen Bäume hockten. Es waren vielleicht zwanzig von uns, die bei Jeshua saßen. Johannes, Jakob und Maryam bereiteten etwas am Feuer zu, Simon ging mit dem Wasserschlauch herum. Unser Bruder Philippus spielte leise auf der Laute und die ersten Sterne schienen im Rhythmus dazu aufzublinsen. Der Sand unter mir wurde kühl.

Neben Jeshua saß Jonathan Thaddäus, ein junger Mann, der vor kurzem zu uns gestoßen war, und der Jeshua lieb war. Ich hörte, wie Jonathan sprach: „Rabbi, ich habe in den letzten Tagen eine Entscheidung gefällt.“

„So?“ fragte Jeshua lächelnd. „Wie lautet deine Entscheidung?“ Mehrere von den Jüngern schauten aufmerksam zu.

„Dass ich mit euch gehen will“, gab Jonathan zur Antwort. Einige von uns gaben ihrer Freude über die Entscheidung lautstark Ausdruck. Salome und Susanna umarmten Jonathan inniglich. Auch ich freute mich, denn Jonathan war auch mir lieb geworden. Er war ein besonnener und nachdenklicher Mensch und in seinen Augen vermochte ich zu sehen, welches Feuer Jeshua in ihm entfacht hatte.

Jeshuas Lächeln wurde breiter und er umarmte den neuen Bruder fest und lange.

Am nächsten Morgen, die Dämmerung wollte gerade einsetzen, da erwachte ich durch ein Geräusch in der Nähe meines Schlafagers. Ich sah eine Gestalt, die einen Esel belud, und setzte mich auf. Maryam neben mir schlief tief und fest weiter. Ich erkannte, dass es Jonathan war, der sich zum Gehen anschickte, und stand schnell auf, um zu ihm zu gehen.

Ich legte eine Hand auf die weichen Nüstern des Esels. „Jonathan..?“ Jonathan, der die Hufe des Esels untersucht hatte, richtete sich auf und wandte sich zu mir um. Er lächelte.

„Bist du auch so früh wach?“

„Ich bin aufgewacht, weil ich dich hörte“, gab ich zur Antwort, „ist alles in Ordnung?“

Er nickte langsam und streichelte dem Esel über den Rücken. „Vor einigen Tagen erfuhr ich, dass mein Vater gestorben ist“, sagte er, „nun ist es Zeit, dass er begraben wird, und deshalb reise ich nun noch einmal in die Heimat. In ein paar Tagen komme ich zurück und schließe mich euch an.“

Ich nickte und legte meine Hand auf seinen Arm. „Das tut mir Leid mit deinem Vater.“

Er nickte. „Er war krank. Wenn er begraben ist, ich glaube, dann bin ich wirklich frei.“ Nachdenklich biss er sich auf die Lippe. „Meine Mutter ist zwar dann allein...“

Eine Weile schwiegen wir. Ich war mir nicht sicher, ob ich etwas sagen sollte und wenn ja, was. Ich dachte an Jeshua.

„Fühlst du es als wahr, dass wir vor allem anderen nach Gottes Reich streben sollen?“

Jonathan blickte mich gerade an. „Ja.“

„Seit er einmal davon gesprochen hat, frage ich mich immer öfter, was das in bestimmten Situationen bedeuten mag...“

Er legte den Kopf schief. „Zum Beispiel in meiner jetzt?“ Er sah nachdenklich auf zu den Sternen im fahler werdenden Himmel. Ein kühler Ostwind zog herauf und fröstelnd zogen wir gleichzeitig an unseren Umhängen. Jonathan schnalzte und griff nach dem Zügel des Esels. Ich begleitete ihn stumm ein Stück aus dem Lager hinaus.

Vor uns stand eine hohe Gestalt.

„Folge du mir *jetzt* nach“, sagte Jeshua und sah Jonathan fest an. „Dein Vater ist tot. Lass die Toten ihn begraben. Du aber bleibe hier bei mir.“

Das war eine Anweisung, fest und klar, wie ich sie aus Jeshuas Mund noch nie einem Menschen gegenüber gehört hatte. Ich betrachtete ihn, wie er im Sternenlicht dastand, selbst den Sternen gleich, hoch und licht, doch freundlich uns zuzwinkernd, die wir hier auf Erden waren. Es schien mir eine Ehre für Jonathan zu sein, dass Jeshua dort auf ihn gewartet hatte, dass er sich seiner Situation bewusst war und ihn persönlich ansprach. Dass er ihn bei sich haben wollte. Ich dachte zurück an unsere erste Begegnung am Dorfbrunnen, an die Kraft, die von ihm ausging und die mich nicht hatte einen Augenblick lang zögern lassen.

Jonathan umarmte Jeshua stumm. Dann kletterte er auf den Rücken des Esels, schnalzte und verschwand beinahe lautlos in der ausklingenden Nacht.

Wir sahen ihm hinterher. „Er sagte, er werde zurückkommen“, sagte ich schließlich, „in ein paar Tagen.“

Ein ganz leichtes Lächeln spielte um Jeshuas Mund, doch seine Augen blickten ernst.

„Lass die Toten ihn begraben“, wiederholte Maryam meine letzten Worte, die ich von der Begebenheit berichtete, und schürzte die Lippen. „Das gefällt mir“, sie grinste. „Tote, die eine

Leiche begraben. Ob die wissen, dass sie selber tot sind?“ Sie kicherte.

Mir war nicht nach Lachen zumute, weil ich an Jeshuas Blick denken musste beim Abschied. „Ihm ist es jedenfalls todernst damit!“

Das brachte Maryam erst recht zum Lachen, obwohl ich es gar nicht beabsichtigt hatte.

„Ernsthaft jetzt, Maryam –“ Sie unterbrach mich: „Todernst!“, was ihr einen strengen Blick von mir einhandelte. „Dieser Weg mit ihm... das ist nicht einfach mal so! Weißt du, was ich meine?“

Sie wurde ernster. „Ich glaube schon. Aber etwas in mir will lieber noch ein bisschen Spaß machen damit...“

Ich ging nicht darauf ein. „Ich meine, überleg mal: Es ist doch undenkbar, nicht zur Beerdigung des eigenen Vaters zu erscheinen! Seine Ma und alle würden ja denken, dass er ebenfalls gestorben ist. Ist das nicht einfach grausam? Warum spricht Jeshua so, warum verlangt er so etwas von uns? Darf man nicht noch wenigstens dem Vater die letzte Ehre erweisen?“

Maryam schaute jetzt nachdenklich. „Ja, aber – wovon spricht er denn immerfort zu uns? Der Körper ist unwichtig geworden, sobald die Seele gegangen ist, oder? Wir machen da noch eine riesige Zeremonie und klagen und weinen, dabei ist die Seele längst fort.“ Sie hielt inne und nickte dann wie zu sich selbst: „Und solange wir das nicht begriffen haben, sind wir selber schon tot, denn wir hängen ja am Toten! Und wir sollen gewiss auch aufhören, uns darum zu scheren, was die anderen von uns halten, wenn wir ihren ganzen Quatsch nicht mehr mitmachen. Das gefällt mir ganz besonders!“ Nun grinste sie wieder.

Später, als wir weiterzogen, kamen wir durch bewirtschaftete Felder und Ackerflächen. In der Ferne sahen wir manchmal Gehöfte und auf den Feldern arbeiteten Menschen. Ein Ochse vor einem Pflugschar näherte sich dem Pfad, angetrieben von einem angestrengt aussehenden, dünnen Mann mit wettergegerbtem Gesicht.

Auf einmal ging Jeshua neben mir, deutete auf den Pflug und sah mich von der Seite her an. „Wer sich zum Pflügen bereit gemacht hat und dann noch einmal zurückschaut, ist nicht bereit für das Reich Gottes.“ Er lächelte mir aufmunternd zu. Ich verstand, dass seine Worte mit der Art zu tun hatten, wie Jonathan am Morgen gegangen war. Oder vermutlich vielmehr auch mit meinen Zweifeln, auch wenn ich diese sorgsam in meinem Herzen verschlossen hielt..

„Darin kann eine Tragik liegen“, fuhr Jeshua fort. „Manch einer bricht in begeisterter Überzeugung auf – und hat nicht gesehen, dass es einer vollständigen inneren Entscheidung bedarf, ein gänzlich anderer zu werden. Dass es ein Weg des Verlustes ist, den wir zu gehen versuchen...“

Ich blickte zu Boden auf meine zügig vorwärts schreitenden Füße. Dass in mir eine Entscheidung gefallen war, spürte ich, seit Jeshua aufgetaucht war. Das hieß aber wahrlich nicht, dass ich mich in der Lage sah, klaglos jede Anstrengung auf mich zu nehmen und jeden Verlust freudig zu bejahen.

„Verstehst du, Arda?“ fragte Jeshua mit ganz leiser, doch eindringlicher Stimme und neigte seinen Kopf dicht an meinen.

Ich sah auf und dann nickte ich zögernd. „Ich muss an einen Turm denken, den jemand bauen möchte und dann einfach damit beginnt, aufwändig das großflächige Fundament zu legen, ohne zuvor überlegt zu haben, ob er dafür die Mittel hat, dass der Turm auch wirklich bis in die Spitze fertiggestellt werden kann...“

Jeshua schaute mich von der Seite an und lächelte. „Ja, das ist es! Wenn wir nicht die Bereitschaft für das haben, was dieser Aufbruch wirklich bedeutet, legen wir bloß ein leeres Fundament, das schon bald wieder überwuchert sein wird.

Es geht darum, dass einer sich bei diesem Aufbruch lossagt von *allem*, das er besitzt.“

Ich erwiderte seinen Blick aus den Augenwinkeln. „Jeshua..?“

„Ja?“

„Nur weil mein Kopf etwas versteht, heißt das doch nicht, dass ich wirklich bereit zu dieser Umkehr bin..!“

Er lachte und es klang vergnügt. „Fangen wir einfach mal mit dem an, was uns jetzt gegeben ist“, schlug er vor und stupste mich freundschaftlich in die Seite, „und da ist ein kleines erstes Verstehen doch ganz brauchbar.“

*

Als wir uns der nächsten Ortschaft näherten, passierten wir eine Zollstätte. Schon von weitem sahen die beiden Männer, die dort saßen, uns aufmerksam entgegen und Jeshua, der noch immer neben mir ging, hob seinen Blick. Ich schaute ihn von der Seite an und fand, dass er auf einmal aussah wie ein Adler, der in der Ferne eine Beute entdeckt hat, so durchdringend und magnetisch blickten seine Augen jetzt und unwillkürlich beschleunigte sich sein Schritt.

Einer der Männer am Zollstand hatte sich erhoben und blickte uns in gespannter Körperhaltung entgegen. Wie eine zum Sprung bereite Katze, dachte ich. Im Näherkommen sah ich seine dunklen Locken und das bartlose Gesicht, eine schmale Nase und wache, dunkle Augen. Dann setzte der Zöllner sich wieder an seinen Platz, behielt uns aber scharf im Auge.

Jeshua war noch schneller geworden und hatte die vor uns Gehenden überholt. Sand wurde von seinen Füßen hochgeschleudert und bildete goldene Wirbel, davongetragen vom tanzenden Wind.

Da blieb Jeshua vor dem Zollstand stehen, direkt vor dem Zöllner, der Levi hieß und sein Jünger werden sollte, und ließ stumm seinen Blick auf ihm ruhen.

Wir Anderen blieben stillschweigend ein wenig abseits stehen und beobachteten das seltsame Schauspiel, das sich uns bot. Wie zwei leidenschaftlich Liebende, schoss es mir durch den Kopf. Die Szenerie wurde verständnislos beäugt von dem anderen Zöllner, der hinter seinem Kollegen stand. Dann machte Jeshua eine leichte Kopfbewegung und wir hörten, wie er zu dem Sitzenden sagte:

„Folge mir!“

Und dieser Zöllner stand wortlos auf, ließ alles liegen und folgte Jeshua, der sich ohne ein weiteres Wort umgewandt hatte und in Richtung der Ortschaft wanderte. Auch wir Übrigen setzten uns wieder in Bewegung, gingen an dem mit offenem Mund dastehenden zweiten Zollbeamten vorbei und folgten ihnen.

„Herr, erlaube mir, dass ich euch speise, ehe wir weiterziehen“, sprach Levi, der Zöllner, als wir das Tor passiert hatten und besprachen, was mit unseren Lasttieren geschehen sollte, während wir in der Stadt weilten.

Jeshua stimmte zu und der ehemalige Zöllner fuhr fort: „Wir haben auf dich gewartet, dass du kommst und mit uns bist.“

„So?“ gab Jeshua zurück und hob eine Augenbraue. „Siehe, und ich habe auf dich gewartet und gehofft, dass du mit uns gehst, Levi.“

„Das werde ich, Herr“, antwortete Levi ein wenig eifrig, „erlaube aber, dass ich meine Freunde und Nachbarn einlade, dass sie dich sehen und hören, denn sie alle haben Freude an deinem Wort.“

Jeshua gab seine Zustimmung und so führte uns Levi zu seinem Haus, in welchem seine Frau und Schwiegermutter uns erstaunt und ergriffen in Empfang nahmen und dann sogleich anfangen, eine Mahlzeit zu bereiten. Ein paar von uns halfen ihnen. Levi aber schickte einen Jungen, dass er die frohe Kunde verbreitete, und schon kurz darauf füllte sich der Innenhof des kleinen Hauses mit Menschen des Volks. Alle wollten sie Jeshua sehen und ihm nahekommen und er teilte ihre Gemeinschaft voller Zuneigung und Freude. Auch wir kamen mit den Menschen ins Gespräch und es entstand ein lautstarkes Durcheinander von Stimmen. Schließlich setzten wir uns zur Speisung in den Innenhof, weil mehr Menschen gekommen waren, als es Sitzplätze gab.

„Zöllner und anderes Gesindel“, sagte Nathanael leise zu Malach aus Bethlechem, der neben mir saß. Es hieß, dass Malach Jeshua bereits kurz nach dessen Geburt gesehen hatte und dass

er Wundersames darüber zu berichten wusste... Bisher hatte sich mir noch keine Gelegenheit ergeben, ihn danach zu fragen.

Der weißhaarige Mann sah mit mildem Blick zu dem Jüngeren auf. „Lass uns sanftmütig werden, Nathanael...“ Und Nathanael senkte den Kopf ein wenig und aß schweigend weiter. Ich blickte mich um. Ja, es waren viele gekommen, die bei den Menschen nicht viel galten: Die Zöllner waren geächtet, denn sie dienten den Römern und es gab viele Geschichten darüber, wie sie ihre Macht über das Volk missbrauchten. Mir schien, dass auch solche Frauen zugegen waren, von denen ich bisher nur gehört hatte, dass sie unverheiratet lebten und Männern ihren Körper feilboten. Über einen groß gewachsenen Mann in der Ecke hatte es geheißt, er sei ein Henkersknecht und mir schauderte ein wenig. Es stimmte obendrein, dass viele der Menschen hier etwas an sich hatten, das auch mir unangenehm war; als ob ihnen nicht zu trauen war, sobald man ihnen allein begegnet wäre. Sie waren laut und kannten kaum Manieren, ihre Zähne waren schlecht und einige Männer glotzten schamlos auf uns Jüngerinnen.

Doch bemerkte ich auch, dass sie ohne Ausnahme von Jeshuas Wesen eingenommen waren und ihn von Herzen achteten. Er ging an uns allen vorüber und speiste uns, trotz der eifrigen Bemühungen Levis, ihn davon abzubringen, und bedachte alle einzeln mit seinem warmen Blick. Sodann setzte er sich zu Levi und seiner Familie an den Tisch, den man aus dem Zimmer geholt hatte, sprach auf Levis Bitten hin die Gebete und hieß uns essen.

Da entstand Unruhe vom Hauseingang her und ein kleines Grüppchen von Synagogengelehrten stürmte in den Innenhof, angeführt von einem Mann mittleren Alters, dessen ergraute, schulterlange Locken neben seinem dichten Bart aufgeregt vor- und zurückwippten.

„Warum isst euer Meister mit den Zöllnern und Sündern?“ Alles Gelächter und die Stimmen im Hof erstarben. Es gefiel mir nicht, wie er das Wort ‚Meister‘ betonte und ich sah, dass Maryam, die ganz in der Nähe saß, sich zu einer scharfen Erwiderung bereitmachte. Ehe es dazu kommen konnte, rief

Jeshuas Stimme von dort, wo der Tisch stand: „Herzlich willkommen!“ Er hatte sich erhoben und kam lächelnd auf die Neuankömmlinge zu, als sei er der Herr dieses Hauses, der übergücklich lang ersehnte Gäste begrüßte.

„Wie können wir euch dienen?“

„Warum du, der du dich ‚Gottessohn‘ nennen lässt, mit den Zöllnern und Huren zu Tische sitzt, das sage mir einmahl!“ rief der Gelehrte und stemmte die Arme in die Seiten. Unwillige Stimmen der Speisenden wurden laut. Die anderen drei, die mit ihm gekommen waren, blickten Jeshua unbeeindruckt an, der jetzt den Kopf ein wenig zur Seite neigte. Das Lächeln leuchtete weiterhin aus seinen Augen. Dann trat er näher auf den Anführer hinzu und sagte leise und ernst:

„Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, wohl aber die Kranken. Gekommen bin ich, nicht, um die Gerechten zu berufen, sondern die da sind in Abkehr vom Herrn.“

Sehr eindringlich wanderte Jeshuas Blick von einem zum nächsten und mir wurde heiß und kalt, als ich verstand, was hier geschah: Über sie allein sprach er, die gekommen waren, um ihn zu tadeln, denn *sie* waren ja die Gottabgekehrten, die Kranken, die der Heilung bedurften, und nicht diejenigen, die in ihren Augen Sünder waren – aber Jeshua erkannt und in ihrem Herzen angenommen hatten!

Da fühlte ich Scham, weil auch ich wie diese Schriftgelehrten geurteilt hatte. Mein Blick begegnete dem Maryams, die mir gegenüber saß, und ich konnte ihr ansehen, dass auch sie verstanden hatte.

Zum Schein aber sprach Jeshua über das bunte Volk im Innenhof, sodass den Gelehrten eine Möglichkeit eröffnet wurde, eine andere Sichtweise auf das Ganze einzunehmen. Jeshua schien bei ihnen eine gewisse Bereitschaft dazu zu spüren, denn er fuhr fort:

„Wo ist jemand unter euch, der hundert Schafe besitzt und, wenn eins von ihnen sich verirrt, nicht die neunundneunzig in der Einöde zurücklässt und dem Verlorenen nachgeht, bis er es findet? Und wenn es ihm gelingt, es zu finden, wahrlich, ich sage euch: Er freut sich über dieses Eine mehr als über die

neunundneunzig, die sich nicht verirrt hatten. Ebenso ist es auch der Wille eures himmlischen Vaters, dass keiner von diesen Kleinen verloren gehen soll.“ Jeshuas Blick ruhte liebevoll auf dem Jüngsten der vier Gelehrten, der rot wurde und den Kopf senkte.

Ich staunte. Was Jeshua tat, war genial. Es gelang ihm, die Gelehrten zu befrieden, indem er ihnen scheinbar in ihrer Weltsicht zustimmte und zugleich an ihre Barmherzigkeit für die armen Gefallenen appellierte, um auch ihre Herzen für sie zu erweichen. Doch waren mit dem verlorenen Schaf auf verborgene Weise ja auch wiederum sie selber gemeint, die sich als Synagogengelehrte für gottgefällig hielten, jedoch mit dem Blick der weltlichen Moral und nicht der Liebe auf ihre Mitmenschen schauten... Allein – verstanden sie es?

Als die Gelehrten gegangen waren, zwar friedlich und von Jeshua beeindruckt, jedoch nicht bereit, sich mit uns zu Tisch zu setzen, da kehrte einer von ihnen zurück, der jüngere, der mir aufgefallen war, und verlangte noch einmal Jeshua zu sprechen.

„Du, mein Lieber“, wurde er von Jeshua empfangen, „was darf ich tun für dich?“

„Mein Name ist Raphael bar Simon. Rabbi, erlaube mir, euch heute Abend einzuladen, in das Haus meines Vaters“, sagte der junge Gelehrte ein wenig schüchtern.

Jeshua nahm die Einladung ohne zu zögern an und Raphael ging froh davon.

Am Abend sahen wir ihn wieder, als wir den Hof seines Elternhauses betraten, in dessen Mitte sich ein üppiger Blumengarten befand. Simon, Raphaels Vater, hatte uns freundlich empfangen und ließ uns rund um den Garten herum auf Bänken und Tischen Platz nehmen.

Hinter uns wurden Stimmen laut und als ich mich umwandte, sah ich eine der geächteten Frauen, die mir im Hause Levis aufgefallen waren. Ein Diener des Hauses wollte sie aufhalten, doch ließ sie sich nicht abwimmeln und so entstand ein gewisser Tumult. Dann schritt sie an uns Jüngern vorbei hinzu auf den Tisch, an welchem Jeshua gegenüber dem Hausherrn Platz

genommen hatte und mit dem Rücken zu den Blumen saß. Ehe Jeshua sie anreden konnte, ließ sie sich hinter ihm auf die Knie nieder und fing an, still zu weinen. Mit ihren Händen strich sie sich über die nassen Wangen und begann dann, Jeshuas Füße mit ihren Tränen zu benetzen. Ich sah, wie er dem Impuls widerstehen musste, die Füße wegzuziehen, denn aus Demut wollte er nicht, dass jemand seine Füße berührte. Nun aber schien etwas an der Frau ihn so anzurühren, dass er ihre huldvolle Geste zuließ und sie annahm.

Simon, der Herr des Hauses, hatte sich erhoben und wollte soeben voller Empörung zu der Frau sprechen, doch brachte ihn eine Handbewegung Jeshuas dazu, sich wieder zu setzen. Zweifelnd, fast verächtlich, wanderten seine Augen zwischen der Frau und Jeshua hin und her.

Wir anderen saßen einfach da und schauten zu. Ratlosigkeit, Ergriffenheit und Erstaunen wechselten auf den Gesichtern und ich sah, wie meine Brüder und Schwestern im Herrn ihre Hälse reckten, um alles mit ansehen zu können, und hörte, wie manche miteinander flüsterten. Susanna neben mir hatte leise zu beten und dann zu schluchzen begonnen.

Jetzt griff die Frau hinter sich und begann ihr prächtiges, langes Haar loszubinden, sodass die zart duftenden eingeflochtenen Blumen in einem weißen und zinnoberroten Regen zu Jeshuas Füßen fielen, eine Blüte nach der anderen. Sie achtete überhaupt nicht darauf. Mit den langen Strähnen fing sie an, diese Füße zu trocknen. All dies geschah in der seltsamen Stille, die sich auf den Innenhof herabgesenkt hatte und in der jeder wie angewurzelt an seinem Platz stehen oder sitzen blieb, an dem er sich befand, als die Frau sich niedergekniet hatte.

Jetzt zog die Frau ein kleines Fläschchen aus ihrem Gewand hervor und als sie den Korken öffnete, roch ich den weichen Duft von feinem Myrrheöl. Sie träufelte es auf ihre Hände und begann, noch immer still weinend, Jeshuas Füße zu küssen und sie dann mit dem Öl einzureiben. Ich musste auf einmal auch meine Tränen zurückhalten und sah, dass es nicht nur mir so erging. Ich glaube, wir Jüngerinnen und Jünger fühlten in jenem Moment alle dasselbe: Dies war der einzig angemessene Umgang

mit Jeshua, unserem Rabbi. Diese Ergebenheit, diese Huldigung und diese Liebe sollten ihm zu Füßen dargebracht werden – und doch war er derjenige, der solches von uns niemals zugelassen hätte, sondern da sein wollte, wo wir waren, mitten unter uns, und der uns mehr Freund sein wollte, denn Meister.

Ich spürte eine überfließende Dankbarkeit für diese unbekannte Frau, die sie Sünderin nannten und die doch keine war, weil sie wusste, wer *er* war und weil sie ihm so dienen durfte, dass unsere Herzen jubelten und einen Lobpreis anstimmen wollten.

„Simon!“ Jeshuas Stimme ließ mich zusammenzucken und ich blickte hinüber zu ihm. „Ich habe dir etwas zu sagen.“

„Rabbi, sprich!“ Simon sah erstaunt aus und sein Sohn Raphael schaute gespannt, mit hungrigen Augen auf Jeshua.

Jeshua sah Simon einen Moment lang sinnend an. „Ein Geldverleiher hatte zwei, die ihm Geld schuldeten, der eine fünfhundert Denare und der andere fünfzig. Da sie es nicht zurückzahlen konnten, erließ er ihnen ihre Schulden. Was meinst du, wer von ihnen wird ihn am meisten lieben?“

„Zweifellos der, dem er das meiste erlassen hat.“

Jeshua lächelte. „Du hast wohl gesprochen.“ Dann wandte er sich der Knienden zu, die seine Füße in den Händen hielt.

„Schau auf sie. Ich kam heute in dein Haus und du hast mir kein Wasser für die Füße gegeben, sie aber wusch mir die Füße mit ihren Tränen und trocknete sie mit ihren Haaren. Du hast mir keinen Kuss gegeben, sie aber hat mir die Füße unaufhörlich geküsst. Du hast mir das Haupt nicht mit Öl gesalbt, sie aber salbte mir die Füße mit Myrrheöl. Deshalb sage ich dir: Was auch immer sie an vielem getan haben mag, was in deinen und ihren eigenen Augen Sünde ist: Es ist längst vergeben, denn wie wir sehen, vermag sie wahre Liebe zu erweisen. Wer aber von sich selber denkt, dass ihm nur wenig vergeben werden müsse, der vermag auch nur wenig zu lieben, denn es ist dies ein Zeichen von Stolz.“

Jeshua wandte sich wieder der Frau zu. „Das, wovon du glaubst, dass es dich von Gott trenne, ist aufgehoben. Nichts, was du je tatest oder sagtest, kann dich von Ihm trennen, denn

dein Vertrauen ist unerschütterlich. Lasse dein Herz jetzt getrost seinen Frieden finden!“

Da stand Malach auf, ging mit seinen kurzen, etwas beschwerlichen Schritten auf die Frau zu und half ihr, sich zu erheben. Dann brachte er sie, die weinte und zitterte, ganz langsam zum Eingang.

Jeshua aber erhob sich von seinem Platz, ließ sich an der Stelle, an der die Unbekannte eben noch gekniet hatte, zur Erde nieder und neigte voller Ehrerbietung langsam die Stirn zu Boden.

Ich fand Maryam in unserem Zelt liegend, als ich am Abend dorthin zurückkehrte. Erschrocken, weil ich sie für krank hielt, kniete ich mich neben sie und strich ihr über die Stirn. Sie reagierte kaum und ihr Blick ging ins Leere.

„Maryam?!“ sprach ich leise.

Sie seufzte und regte sich ein wenig. „Keine Sorge, ich bin nicht krank. Aber ich glaube... ich glaube, ich muss gehen.“

Ich legte mich neben sie, legte mein Gesicht genau in ihren Blick hinein, sodass sie mir nicht ausweichen konnte. Meine Hand ruhte auf ihrer Wange. „Du meinst... fort von hier, von Jeshua?“

„Ja. Es hat keinen Sinn, hier zu bleiben, Arda. Jedenfalls für mich nicht. Bei dir sehe ich Hoffnung, wirklich“, sie versuchte ein Lächeln, „aber wenn ich mich sehe, dann fühle ich, dass ich verloren bin. Ich meine, schau, diese Frau heute...“, sie biss sich auf die Lippe und ich fühlte ihre innere Bewegung. „Als ich ihr zusah... da wusste ich auf einmal, dass sie ganz tief etwas fühlen kann, was ich nicht fühle. Mein Herz ist stumpf und kalt wie ein Stein.“

„Was fühlte sie denn?“

„Diese Frau, sie weiß, dass es die reinste Gnade ist, Jeshua begegnet zu sein. Sie fühlt ganz tief, dass sie es nicht verdient hat, dass er sie ansah, dass er sie liebt. Deshalb konnte sie die Gnade Gottes darin erkennen und in ihrem Herzen ist solch große Dankbarkeit und Hingabe entstanden...“

„Obwohl sie fühlt, dass sie nicht würdig ist, kann sie Gottes Geschenk dennoch annehmen“, setzte ich nachdenklich hinzu.

„Ich aber fühle nicht so“, Maryams Stimme wurde heftiger und ich fühlte, dass sie dabei war, in eine ihrer intensiven Stimmungen hineinzugeraten. „Ich fühle gar nichts! Er kümmert sich um mich jeden Tag, ist freundlich und erträgt all meine Launen und Zweifel, aber ich kann keine Dankbarkeit empfinden und schon gar nicht weiß ich, wie ich ihm dienen oder gar ihn lieben soll!“ Maryam hatte angefangen zu schluchzen und ihre Stimme war laut geworden. Ich überlegte, ob ich ihr sagen sollte, dass dieser Blick auf sie selbst nicht der war, mit dem irgendjemand von den Brüdern oder Schwestern auf sie schaute. Jedoch wusste ich, dass solche Botschaften meistens nicht viel nützten, wenn die Zweifel sie quälten.

„Glaubst du denn wirklich, dass der Gott, von dem Jeshua uns kündet, hoffnungslose Fälle kennt? Dass er einige Leute wieder aufgeben würde?“ wagte ich zu fragen.

Einen Moment blieb es still. Ihr Blick war herzzerreißend verzagt. „Für mich fühlt es sich gerade so an!“ stieß sie schließlich hervor.

„Vielleicht... Ja, vielleicht freut Er Sich aber an deiner Trauer.“

„Wie bitte?“

„Dass du so verzweifelt darüber bist, Jeshua nicht wirklich lieben zu können, heißt das nicht, dass es das ist, was du am meisten willst – wirklich lieben?“

Ein Achselzucken, dann ein zögerliches Kopfnicken.

„Ich glaube daran, was Jeshua uns über den Herrn sagt, dass Er gütig ist und uns bedingungslos liebt. Und ich glaube daran, was Jeshua über unsere Seele sagt, dass auch sie wirklich lieben kann. Also muss es Gott sehr freuen, wenn wir darüber traurig sind, nicht lieben zu können.“

„Und nun?“ fragte sie schließlich.

Jetzt war es an mir, die Schultern hochzuziehen. „Weiß ich auch nicht. Aber Er ist der Allmächtige... Können wir nicht einfach darum beten, dass Er unser Sehnen erfüllen möge?“

„Das erscheint mir... zu einfach!“ rief sie ungläubig.

„Ja, das klingt wirklich sehr einfach“, stimmte ich zu, „aber vielleicht ist Liebe ja einfach...“

Dann betete ich still für meine Schwester und uns alle und irgendwann schliefen wir ein.

*

„Die Römer kennen in ihrer Sprache ein Wort, das uns etwas Hilfreiches lehren kann für unseren Weg zum Vater“, erklärte uns Jeshua am nächsten Tag, als wir zum Morgenmahl in friedlicher Stimmung beisammen saßen. Vergnügt aßen wir von den Feigen und dem feinen Brot, wovon Simon uns eine Kiste und einen Sack mitgegeben hatte, als wir sein Haus nach dem denkwürdigen Mahl und dem Besuch der heiligen Sünderin verlassen hatten.

Ich saß zwischen Maryam, die in einer Art großer Stille erwacht war, und dem gewesenen Zöllner Levi, der tatsächlich sein Haus und seine Mutter und Ehefrau zurückgelassen hatte, um Jeshua zu folgen.

Als ich sah, wie Jeshuas Augen beim Sprechen auf Maryam ruhten, da vermochte ich zu erkennen, dass er um ihren gestrigen Schmerz wusste.

„In ihrer Sprache verwenden sie das Wort *focus*. Es meint das Herdfeuer im Haus oder das heilige Feuer im Tempel... Und wie das Herdfeuer das Herz eines jeden Hauses ist – denn dort werden die Speisen erst zur Nahrung und das ganze Haus wird von ihm erwärmt und erleuchtet – so ist das heilige Feuer das Herz des Tempelbezirks, denn hier wird der Gottheit alles zum Opfer dargebracht und Gott Selbst ist in diesem Feuer anwesend.

Dies aber ist die Bestimmung des Feuers, dass es brenne und verwandle und dass es Wärme und Licht sei.

Ebenso haben auch wir im Körper einen zentralen Ort, an dem unser heiliges Feuer lodert und alles erhebt, was wir ihm

darbringen. Es ist der Sitz der Seele, solange sie den Körper bewohnt...“ Jeshua nickte Johannes zu.

„Eben unser Herz“, flüsterte er.

„Ja. Auf dem Heimweg zu Abba aber sollen wir nun voll innerer Ausrichtung diesen *focus* legen – uns *fokussieren*. Wir werden uns gewahr, dass das heilige Feuer des Herrn bereits in uns brennt – und zugleich das Ziel all unserer Bestrebungen ist. Es soll außerhalb dieses Feuers nichts mehr sein! Denn dieses Feuer ist der Herr und die Liebe des Herrn und dieses Feuer sind auch wir.“

Jeshuas Blick wurde ein wenig eindringlicher, als er wiederum Maryam ansah. „Nicht sei es unser Werk, nach rechts und links des Weges zu schauen, was dort sei und wer dort gehe, denn ein jeder hat seinem Pfad zu folgen. Du sollst vielmehr deines eigenen *focus* eingedenk sein, dessen Funken so sprühend für den Herrn sind, wie nur deine Funken sprühen können!

Liebe Seele, trage stets Sorge und lass dann vertrauend los, dass dein *focus* dir leuchtet und dich wärmt, dass er dich wandelt und nicht ruhet, bis dass er einget in die Gottesfeuer.“

Wir erreichten am selben Tag den kleinen Ort Bet. Ein paar von uns blieben außerhalb der Ortschaft mit den wenigen Lasttieren und den Tuchplanen, unter denen wir im Freien zu übernachten pflegten. Etwa zehn von uns gingen mit Jeshua in das Städtchen hinein. Unsere kleine Gruppe erregte sofort Aufsehen unter den Menschen, die stehen blieben und uns mit neugierigen Gesichtern betrachteten. Sie erkannten Jeshua und die Reaktionen waren weder ehrerbietig noch feindselig, sondern einfach freundlich und offen. Wir hielten auf einen kleinen Marktplatz zu, auf dem die Händlerinnen und Händler gerade ihre Stände aufbauten und die Waren auslegten. Am Rande des Platzes versammelten wir uns um Jeshua, der das Treiben nachdenklich beobachtete.

„Was seht ihr hier?“ fragte er. Ich mochte die Art, wie er uns solches fragte. Er klang dabei nicht wie ein Lehrer, der uns prüfen wollte, ob wir die richtige Antwort gaben. Vielmehr war er aufrichtig interessiert daran, wie wir, die er als seine Brüder

und Schwestern ansah, die Dinge dieser Welt wahrnahmen und auffassten.

„Salome, du siehst aus, als wolltest du etwas sagen.“ Jeshua nickte ihr aufmerksam zu.

„Diese Menschen sind sehr liebevoll“, begann Salome daraufhin. Sie sprach leise und scheu, wie es nach Art vieler Frauen war. Ich schaute mich nochmals um und vermochte nun ebenfalls zu sehen, was sie sah. Eine große Ruhe lag auf dem Platz, während jeder und jede so für sich arbeitete.

„Ich glaube, sie haben hart für ihre Früchte gearbeitet, haben die Tiere versorgt und die Felder bestellt...“, fuhr Salome nun etwas lauter fort. Die Aufmerksamkeit, die ihr von uns allen entgegengebracht wurde, schien sie zu bestärken und ihre Worte zu beflügeln. „Ich spüre eine große Dankbarkeit, wenn ich sie so werken sehe, und durch ihr Tun werde ich erinnert, dass Gott der Herr gut für uns alle sorgt“, schloss sie.

„Ja, diese Menschen sind gottesfürchtig und wissen, wie der Herr alles bereitet hat für uns hier auf Erden“, sagte Jeshua, „Sie gehen so sorgsam mit den Früchten ihrer Hände Werk um. Beobachtet sie einmal genau und ihr werdet feststellen, dass in diesen Menschen ein großes Geheimnis vom Reiche Gottes wohnt.“

Ein paar derer, die in unserer Nähe arbeiteten, hatten aufgeblickt, als Jeshua zu sprechen begann, und von ihnen näherten sich einige wenige nun zögerlich. Jeshua blickte ihnen freundlich und mit einem dankbaren Ausdruck in den Augen entgegen. Ein Leuchten schien von ihm auszugehen, Wärme und Frieden umgaben ihn. Ich hatte mich auf den Boden gehockt, um zu lauschen. Die Menschen waren angezogen und mir schien, dass es häufig zunächst weniger seine Worte waren, als vielmehr seine bloße Anwesenheit und die Ausstrahlung, die von ihm ausging. Es war, als würde Gott der Herr durch ihn direkt spürbar werden, sodass wir, die ihn sahen und hörten, wirklich im Herzen zu glauben anfangen. „Er spricht mit Vollmacht“, so sagte Johannes darüber oft.

Ich schaute mich auf dem Platz um und beobachtete einzelne Menschen genauer. Sie alle arbeiteten zügig und konzentriert und

nichts schien daneben zu gehen oder achtlos behandelt zu werden. Alles erschien als ein großer, vollendet abgestimmter Tanz. Die Stimmung, die von diesen Menschen ausstrahlte, war ihnen selbst allem Anschein nach gar nicht bewusst. Sie verhielten sich, als seien die Waren, die sie später verkaufen würden, nicht ihre eigenen, als müsse man deshalb besondere Achtsamkeit walten lassen. Mein Blick begegnete dem Jeshuas. Er nickte mir lächelnd zu, doch ich mochte nicht vor allen sprechen und blieb stumm. Seit ich Jeshuas so feinen Tadel an meiner Erzählung gespürt hatte, war es, als wollte ich nicht mehr vor vielen Leuten sprechen. Noch immer wusste ich nicht, worauf er mich hatte aufmerksam machen wollen, doch vorerst hatte ich das Geschichtenerzählen ganz aufgegeben – sehr zur Enttäuschung meiner begeisterten Zuhörerinnen.

Da hob Jeshua zu sprechen an, als gebe er dennoch seine Zustimmung zu etwas, das ich gesagt hatte. „Ja, diese Menschen wissen, dass ihre Früchte nicht ihre Früchte sind..! Sie wissen, dass sie allein dem Herrn zustehen, denn Er hat sie geschaffen, hat sie wachsen lassen in Seinem Grund und Boden.“ Allmählich näherten sich weitere Zuhörer und setzten sich zu uns auf den Boden oder standen um uns herum, um Jeshua zu hören. „Ihr größtes Geheimnis aber ist, dass dies Menschen sind, die wissen, dass sie sich nicht einmal selbst gehören, sondern dass sie dem Herrn gehören. Sie wissen um das Geheimnis, dass nicht wir es sind, die diesen Körper bewegen, den der Herr uns als Heimstatt und Tempel gab, sondern dass allein Er solches vermag. Sie wissen, dass sie nicht einmal eines einzigen Gedankens mächtig wären, würde nicht Er das Vermögen dazu schenken und die Erlaubnis dazu geben.“

Jeshua blickte in die Runde, blickte jeden von uns einen Moment lang an. „Es ist von großer Wesentlichkeit, was jetzt hier gesprochen wird“, sagte er leise, „bemüht euch um diese Schau auf euch selbst und ihr werdet alles verstehen und im Herrn leben und der Herr in euch.“

Plötzlich wurde an der Fensteröffnung über uns ein Vorhang zur Seite geschoben. Ein Frauengesicht erschien, verzerrt vor Ärger.

„Packt euch hinfort, ihr Gesindel“, erscholl ihre Stimme von oben. Ehe wir uns versahen, schnellte ihr Arm vor und schüttete etwas hinunter. Ranziges Öl lief über Jeshuas Stirn und Schläfen. „Hör auf mit deinen lästerlichen Reden!“, kreischte die Frau und verschwand dann wieder.

Jeshuas Gesicht leuchtete und er lachte ein wenig. „Schnell, ein Gefäß!“

Eine Tonschale wurde ihm gereicht und er hielt sie so an sein Gesicht, dass er etwas von dem Öl auffangen konnte. Alle wollten wir ihm sogleich unsere Tücher anbieten, ihm den Kopf reinigen, doch er winkte ab und wirkte glücklich, als wir schließlich weitergingen.

Ich fühlte im Herzen einen Stich über das Geschehene und Maryams Gesicht verriet ihre ganze Empörung und Wut. Immer wieder blickte sie zu dem Fenster auf, hinter dem die Frau verschwunden war, und es schien nicht viel zu fehlen und sie hätte mit der Faust eine rüde Geste dort hinauf gemacht. Als wir auf dem Markt ein paar Dinge besorgt hatten, machten wir uns auf den Weg ins Lager. Viele der Menschen, denen wir hier begegnet waren, würden später dazu stoßen, um mehr von Jeshua zu hören.

Ich blieb an diesem Abend an meinem kleinen Schlafplatz und versuchte, meine Gedanken zu ordnen und mein eigentümlich wund gewordenes Herz zu verstehen.

Als Maryam, die mit einigen wenigen Jüngern allabendlich bei Jeshua saß, später von ihm zurückkam und sich neben mich hockte, schüttelte sie den Kopf und lächelte über irgendetwas. Ich warf ihr einen fragenden Blick zu.

„Er hat mit dem Öl von der Frau ein Lämpchen entzündet“, sagte sie, „und es dem Herrn geopfert.“

„Was..?“

„Ja... als ich zu ihm ging, saß er auf dem Boden und murmelte Gebete für sie und schwenkte ein Öllämpchen. Als er fertig war, sah er mich an, grinste irgendwie frech und sprach: ‚Maryam, Maryam, ich sage dir, heute ist ein Glückstag für den Herrn. Er wartet schon lange auf eine liebende Opfergabe von

dieser Frau und nun hat Er sie erhalten.' Dann stellte er das kleine Lämpchen auf den Altar und sah sehr verschmitzt aus.“ Maryams Gesicht hatte in der Erinnerung an Jeshua einen bestimmten Ausdruck angenommen, sodass ich ihn förmlich vor mir sah.

„Und dann hob er den Zeigefinger und sagte: ‚Herr, dass Du mir nur ja nicht vergisst, von wem diese Gabe kommt!‘ “

„Liebende Opfergabe..?!“ wiederholte ich mit hochgezogenen Augenbrauen.

„Er vermochte es so zu sehen“, gab sie leise zurück.

Ich blieb noch lange sitzen, still und im Herzen wunder noch als vorher.

Jeshua liebte und war darüber blind geworden!

Jeshua liebte und diese Liebe war Wahrheit.

Und ich? Ich vermochte es zu erkennen – jedoch nicht zu leben!

Da schrie meine Seele auf aus ihrer Tiefe; zitternd fiel ich vornüber und lag da wie ein Stock, betete und blieb doch stumm.

*

Am nächsten Morgen erwachte ich mit der Dämmerung. Mühsam setzte ich mich auf und streckte die steif gewordenen Glieder. Manchmal wurde es von unten in der Nacht sehr kühl und das tat meinem Körper nicht gut. Zweimal schon hatte sich meine Blase entzündet und ich hatte mehrere Tage und Wochen unter Schmerzen zugebracht, denn ich wollte nicht damit zu Jeshua gehen, dass er mich heilte. Um solches zu bitten erschien mir so weitab von dem, was zu lehren er gekommen war.

Ich begann noch im Sitzen meinen pechschwarzen, dicken Haarzopf zu lösen, kämmte mich und flocht den Zopf neu. Dann stand ich auf, zog mich um und wusch mir Gesicht und Hals mit dem eiskalten Wasser, das ich abends für Maryam, mich und Susanna, die bei uns schlief, bereitstellte. Später würde ich

an den Fluss gehen, um zu baden, doch vor Sonnenaufgang war es mir zu kalt.

Ich trat vor das Zelt und dann sah ich ihn herankommen –

„Jonathan!“

Ich rief seinen Namen, überrascht und voller Freude, doch wurde ich von Jeshuas Stimme noch übertönt, der jetzt mit ausgebreiteten Armen an mir vorüberrannte, auf Jonathan zu, so lauthals lachend und jauchzend, als habe er im Leben nicht mehr damit gerechnet, diesen geliebten Freund noch einmal zu sehen. Jonathans ganzes Gesicht leuchtete beim Anblick Jeshuas und dessen offensichtlicher Freude auf wie die Sonne und er warf sich ihm förmlich in die Arme. Mehrere waren aus ihren Zelten gekommen, als sie die Stimmen hörten und wir alle umringten Jonathan und Jeshua, die sich jetzt tief und bewegt voreinander verneigten. Jeshua hob den Kopf, strahlte über das ganze Gesicht und griff nach Jonathans Händen.

„Mein lieber, lieber Jonathan“, sagte er und strich ihm über das Gesicht. „Willkommen zu Hause!“

Jonathan schien nicht zu wissen, ob er lachen oder weinen sollte. „Ich dachte, du schickst mich fort“, brachte er schließlich unter Tränen hervor.

„Dich fortschicken? Niemals!“ rief Jeshua und lachte.

Jonathan war ernst geworden. „Ich bin fortgegangen, nicht hauptsächlich, um meinen Vater zu begraben. Sondern, weil mein Herz nicht glauben wollte, was meine Lippen dir versprochen hatten. Feige war ich...“

„Nein!“, sagte Jeshua sanft. „Du bist deinen Weg gegangen.“

Jonathan sah ihn dankbar an.

„Übrigens: Wo ist der Esel?“ fragte Jeshua mit gespielter Strenge und wir anderen lachten. Jonathan fiel erleichtert mit ein.

„Ich musste ihn dalassen“, sagte er, „sonst hätte meine Mutter mich niemals gehen lassen.“

„Das... erscheint mir allerdings ein fairer Tausch“, erwiderte Jeshua und tat, als würde er nachdenken, „ja, in der Tat, das ist mehr als angemessen!“

„Für seine Mutter oder für uns?“ fragte Andreas und fing lachend das Bündel auf, das Jonathan nach ihm warf.

„Ein Mann hatte zwei Söhne“, sprach Jeshua später. Menschen aus Bet und viele andere Besucher saßen um ihn herum und so waren wir etwa zweihundert, die außerhalb der kleinen Stadt zusammen gekommen waren. Ich saß mit Jonathan, Johannes, Judas und Maryam ganz am Rand, dort, wo die Stadteinwohner die mitgebrachten Vorräte abgelegt hatten, die wir später zubereiten würden: Säckeweise Mehl, Körbe voller Gemüse und Schachteln mit Gewürzen, Kuchen und Süßspeisen umschmeichelten unsere Nasen mit ihrem Duft. Es gab auch Kannen voller Ziegen- und Schafsmilch, feinen Rahm und Hirtenkäse.

Wie erstaunlich es war, so dachte ich alle paar Tage wieder, dass es uns nie an etwas fehlte, seit wir unser Zuhause verlassen hatten. Wir arbeiteten nicht für Geld und hatten auch keines von zu Haus mitgenommen, doch wurden wir erhalten und fühlten, dass es mehr als genug war, was der Herr uns zuteil werden ließ. Immer gab es Nahrungsmittel im Überfluss, selbst wenn manches Mal sogar Tausende gespeist werden wollten. Von überall her schien es zusammenzufließen und einfach bereit gestellt zu werden, ohne dass jemand von uns darum aufwändige Bemühungen tätigen musste, auch Jeshua selbst nicht. Wir Jünger ließen allmählich ab davon, uns darüber noch zu verwundern, besonders seit dem Speisewunder, welches Jeshua vor unser aller Augen vollbracht hatte, als einmal für einige Tage mehrere Tausend Menschen in einem Talkessel zusammen gekommen waren, um in seiner Nähe zu sein. Es hatte zu der Zeit einmal nicht genug zu essen gegeben, da wir uns in einer abgeschiedenen Gegend befanden und die Menschen innerhalb weniger Tage zusammengeströmt waren. Drei Tage lang hatten sie fastend ausgeharrt, um von ihm hören zu können, und Jeshua hatte uns mit Tränen der Demut in den Augen angewiesen, sie zu speisen.

„Rabbi... wir haben nichts mehr zu geben“, hielt Thomas dem entgegen.

„Wie viele Brote sind denn noch da?“

„Sieben – und Jakob hat am Morgen ein paar Fische gefangen.“

„Geht die Brote holen, die Fische aber, so ihr sie lebendig gefangen habt, werft in den See zurück!“

Thomas und Jakob brachten die Brotlaibe und der Rest von uns holte auf Jeshuas Anweisung herzklopfend alle Schüsseln, Säcke und Körbe, die wir auftreiben konnten. Es waren ihrer mehrere Hundert. Dann hatten wir Jüngerinnen und Jünger uns um unseren Meister versammelt, der neben den Speisen niederkniete, das Brot aufhob, es dem Himmel entgegenstreckte und es lobpreisend dem Herrn darbot. Daraufhin hatte er angefangen, Stücke von dem Brot abzubrechen und sie in die Körbe zu legen und vor unser aller Augen nahm dies kein Ende, bis alle Behältnisse gefüllt waren und die Helfer, die wir gerufen hatten, schon begonnen hatten, sie unter die Menschen zu verteilen...

Ich versuchte, nicht an die hinter mir aufgeschichteten fein duftenden Vorräte zu denken, obwohl ich noch nichts gefrühstückt hatte, und lauschte so aufmerksam wie möglich dem Gleichnis, das Jeshua gerade vor uns ausbreitete. Es handelte zunächst von dem Jüngeren der beiden Söhne, der den Vater um seinen Erbteil gebeten und diesen dann in der Fremde in Saus und Braus durchgebracht hatte. Als er kein Geld mehr hatte, kam es überdies zu einer Hungersnot und er verdingte sich als einfacher Schweinehirt. Dort sah er, dass selbst die Schweine feinere Nahrung erhielten als er und er gedachte seines Vaters, bei dem sogar die Tagelöhner es besser hatten als er in seiner Lage. Da beschloss, er, sich aufzumachen und zu seinem Vater zu gehen.

„Und er beschloss, so zu seinem Vater zu sprechen:“, sagte Jeshua, „Vater, ich habe gegen den Himmel und dir gegenüber gesündigt; ich bin nicht mehr Wert, dein Sohn zu heißen: Halte mich wie einen von deinen Tagelöhnern.“ Jeshua hielt inne und blickte sich unter den Zuhörenden um. „Was aber meinen diese Worte?“ fragte er und ich richtete mich im Sitzen auf, um meine Aufmerksamkeit zu fokussieren.

„Wir sind wie dieser Sohn“, rief eine Frau, „und wir sollen uns unsere Schlechtigkeit bewusst machen; dass wir uns

abgekehrt haben von Gott und es nicht Wert sind, von Ihm wieder aufgenommen zu werden. Der gepriesene Herr aber ist groß und Er wird die aufnehmen, die sich vor Ihm erniedrigen und für ihre Schuld Buße tun wollen.“

Jeshua hörte ihr aufmerksam zu, das Gesicht wie immer freundlich und zugewandt. Er schien eine Weile zu überlegen, wie er nun fortfahren sollte, und sagte dann leise: „Danke für deine Worte. Du hast recht gesehen: Der Sohn, das sind wir. Wir können es vielleicht so verstehen: Das, was du Schlechtigkeit nennst, ist unsere Unwissenheit, aus der heraus wir manches tun, was nicht Gottes Wille ist, weil wir vergaßen, wer wir in Wahrheit sind. Die Bußfertigkeit, von der du sprichst, meint unseren Willen zur umfassenden Umkehr, so, wie auch der Sohn umgekehrt ist, zurück zu seinem Vater. Die Worte des Sohnes aber“, fuhr er mit lauterer Stimme fort, „bedeuten, dass einmal in uns der Moment eintritt, da wir uns bewusst werden, von Gott getrennt zu sein. Das und nur das meint der Begriff ‚Sünde‘. Lasst uns nicht voreilig von einer Schuld sprechen, ohne zu wissen, was Schuld überhaupt sei.“ Er machte eine kurze Pause und als er aufschaute, war sein Blick eindringlich. „Es ist sehr gewichtig, dass wir verstehen, dass Schuld etwas anderes ist als die Reue.“ Seine Augen suchten jemanden unter den Zuhörern. Als er sie gefunden hatte, nickte er ihr zu und Maryam sprach:

„Wenn ich gegenüber Abba Schuld empfinde, dann ist dies niederdrückend, denn es führt nur dazu, dass ich um mein eigenes Geschick kreise und klage... Gar mag mich daraus manchmal ein rechter Groll gegen Gott überkommen.

Wenn es aber Reue ist, die ich fühlen darf, so will sie mich in Gottes Arme erheben... Die Reue lässt mich spüren, dass meine Seele so lange schon in Gottesabkehr weilt... Dann werde ich zutiefst erschüttert und weine laut nach Ihm...“ Maryams Stimme wurde leise. „Diese Reue aber ist leicht und in ihrer weichen Umarmung fühle ich Gottes Nähe, fühle Seine... Seine unfassbare Gnade... Er sieht ja nie ein Fehl an uns, allein das Sehnen unserer Seele...“ Maryam kamen die Tränen.

Jeshuas liebender Blick ruhte ein paar Atemzüge lang auf ihr. Dann fuhr er fort: „,Ich bin nicht mehr Wert, dein Sohn zu

sein', so spricht der Sohn im Gleichnis weiter. Bitte versteht, dass dies das Empfinden eines Menschen ist, dem die rechte Schau verliehen wurde über sich selbst und über Gott. Solch ein Mensch weiß, dass er sehr wohl Gottes geliebtes Kind ist, und weiß darin auch ganz tief um seinen Wert. Doch zugleich erzittert er vor der rätselhaften Größe Gottes und vor der Unbedingtheit Seiner Liebe und in ihm entsteht ein Empfinden, dass all dies für ihn zu groß sei: Solch ein Mensch fühlt, dass er Gottes übergroße Liebe nicht verdient habe, weil die Seele klein und vor Gott gering ist. Sie ist aber deshalb nicht würdelos und muss sich nicht vor sich selber erniedrigen.“ Jeshua sah sich unter den atemlos Lauschenden um. Das Verlangen, ihn wirklich zu verstehen, war greifbar und ich fühlte eine Welle von Hochachtung für diese Menschen, die gekommen waren, um von ihm zu hören, denn es geschah um der Liebe Gottes Willen.

„Das Gleichnis der verlorenen Söhne geht so weiter: Der jüngere Sohn machte sich auf den Heimweg und wurde vom Vater schon von weitem erkannt. Daraufhin rannte dieser ihm von Mitgefühl ergriffen mit ausgebreiteten Armen entgegen, fiel ihm um den Hals und küsste ihn in überschäumender Freude.“

Jeshua erzählte mit dem ihm eigenen Enthusiasmus, sodass die Szene vor unseren Augen lebendig wurde. „Da sagte ihm der Sohn das, was er sich vorgenommen hatte, doch der Vater befahl seinen Knechten, ihn prächtig zu kleiden und zu gürteln und alles für ein Festmahl zu bereiten. ‚Denn‘, so rief der Vater, ‚dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden, er war verloren und ist wiedergefunden!‘ “

Jeshua sprach jetzt mit solcher Inbrunst, dass die Freude dieses Wiedersehensmoments von ihm abstrahle, als erlebe er das Erzählte in dem Moment in seinem Herzen. Dadurch wurden seine Worte auch für uns Wirklichkeit, sodass wir uns wirklich mit dem Vater und dem Sohn freuten, die nun wieder vereint waren. Ich sah, dass einige Menschen sich verstohlen die Tränen von den Wangen wischten, und spürte, dass dies an ihrer Andacht lag, dass es hier um Gott ging – um Gott und sie selbst; um ihre eigene Heimkehr...

Jeshua berichtete nun von dem älteren Sohn, der vom Feld zurückkam und von draußen hörte, dass im Haus gefeiert wurde. Daraufhin befragte er einen der Knechte und erfuhr von diesem, was sich zugetragen hatte. Zornig weigerte er sich, das Haus zu betreten und stattdessen kam sein Vater heraus und redete ihm gut zu. Doch der Sohn warf dem Vater eine Ungerechtigkeit vor, weil er immerhin all die Jahre bei ihm geblieben war und keines seiner Gebote übertreten hatte. Er sprach davon, dass ihm nie ein Festmahl bereitet worden war, wohingegen seinem Bruder zu Ehren, der das ganze Vermögen durchgebracht hatte, nun ein Fest gefeiert wurde.

„Da sprach zu ihm der Vater: ‚Mein Sohn, du bist allezeit bei mir und alles, was mein ist, ist auch dein. Wir mussten doch fröhlich sein und uns freuen! Denn dieser dein Bruder war tot und ist wieder lebendig geworden, er war verloren gegangen und ist wiedergefunden worden!‘“, endete Jeshua und ließ uns dann eine Weile einfach still dasitzen.

„Es gibt nun zwei Deutungsmöglichkeiten“, begann er schließlich.

„Nur zwei?“ rief Johannes und Jeshua lachte ein bisschen.

„Vermutlich unzählige“, erklärte er, „heute begnügen wir uns mit zweien, die vor allem den älteren Bruder angehen. Denn sein Verhalten lehrt uns etwas über das Wesen Gottes und über uns selbst.“

Die Zuhörenden warteten gespannt. Manche der Gebildeten trugen ein Schriftstück bei sich, auf dem sie Dinge notierten.

„Der ältere Bruder gleicht einem Menschen, der glaubt, zu Gott zu kommen, weil er alles richtig macht, und der doch von Gott nichts weiß.“ begann Jeshua die Auslegung. „Er spricht: ‚Schon so viele Jahre diene ich dir und habe noch nie ein Gebot von dir übertreten.‘ Siehe, hier spricht ein Mensch, der glaubt, dass Gottesliebe bereits darin bestehe, Vorschriften zu befolgen und Gesetze einzuhalten. Ein solcher Mensch aber kennt nicht den Unterschied zwischen den Ausgeburten seines eigenen Geistes oder auch den Regeln der Menschenwelt und der Welt Gottes! Er bleibt ein Ahnungsloser...“

Der ältere Sohn gleicht weiter einem, der glaubt, dass Gottesliebe ein Handel sei: Man müsse nur all seine Pflichten erfüllen und Gottes Gebote einhalten und dann würde Gott entsprechend erwidern...

Wo aber bleibt da die Liebe? Ja, wo bleibt das Vertrauen in Seine unermessliche Liebe, die auf keine Pflicht und kein Gebot mehr schaut, sondern uns um unseretwillen liebt; und wo bleibt wiederum unsere Liebe, die sich niemals zufrieden geben kann mit solch lauem Händel, solch kühlem Vertrag?“

Jeshua lächelte und ich wurde mir auf einmal seiner Zartheit bewusst und wie weich die Liebe Gottes, die in ihm waltete und von der er soeben sprach, ihn gemacht hatte... Zärtlichkeit erfasste mich, verwundete mich...

Er wandte sich jetzt dorthin, wo wir, seine Jünger saßen. „Denket und lehret niemals, dass ihr zum Vater gelangen könnt, weil ihr Sein Gebot befolgt. Und genauso wenig sollt ihr je denken oder die Lehre verbreiten, dass ihr das Recht verwirkt habt, bei Ihm zu sein, wenn ihr Sein Gesetz übertreten habt. Gottes Gesetz ist um des Menschen Willen gemacht und nicht ist der Mensch um des Gesetzes Willen gemacht worden!“ rief er mit erhobener Stimme.

Dann fragte er: „Was aber können wir noch in dem älteren Sohn erkennen?“

„Er gleicht einem Menschen, der Erwartungen an Gott hat“, rief meine Schwester, „es scheint, dass er sich nicht deshalb so verhielt, weil er selbst es wollte, sondern, weil er etwas vom Vater wollte.“

„Auch hier geht es um die Liebe“, sagte Jeshua zustimmend. „Die Liebe sucht aber nicht den eigenen Vorteil und stellt niemals Erwartungen. Schaut nun aber in euer Herz: Ist es euch vorstellbar, Gott, den Herrn, und euren Nächsten einmal so lieben zu können, dass es euch nicht mehr, auch nicht im Geringsten, ums eigene Wohlergehen geht?“ Jeshua schaute liebevoll auf seine Zuhörerschaft. Indem er auf die ihm eigene Weise solches sprach, begannen die Menschen wirklich an diesen all-liebenden Vater im ewigen Himmel zu glauben, das durften wir bei seinen Reden wieder und wieder erleben.

„Doch im Zorn des älteren Sohnes steckt noch mehr: Denn er schaute auf seinen verdorbenen Bruder und empfand Ungerechtigkeit im Angesicht der Milde des Vaters. Siehe, hier offenbart sich aber das Wesen Gottes“, Jeshua hob die Stimme, „Er ist derjenige Wundersame, der die Vorstellungen des Menschen von gut und böse übersteigt. Der ihn aller Selbstgerechtigkeit entheben und ihm Seine Gerechtigkeit zu schmecken geben will.“

„Herr, was aber ist diese ‚Gerechtigkeit Gottes?‘“ fragte ein junger Gelehrter, der zu Jeshuas Füßen saß und seinen Worten mit brennender Aufmerksamkeit lauschte.

„Was auch immer jemand getan hat oder tut, wie verwerflich sein Handeln oder Reden in den Augen der Menschen auch erscheinen mag“, erklärte Jeshua, „vor Gott ist er niemals verurteilt, sondern angenommen und niemals von Ihm verstoßen, sondern erwartet.“

Mehr noch: Unserem Herrn beliebt es, den, der sich nur einmal innerlich zu Ihm bekannte, selbst wenn er darauf wieder hunderte Male fehlging, für alle Ewigkeit als Sein über alles geliebtes Kind und Seinen innigsten Geweihten anzusehen. Abba ist von eigensinniger Natur...“ Ein feines Lächeln umspielte Jeshuas Mundwinkel und seine Augen funkelten.

„Also...“, begann der Jüngling zögerlich und wurde sogleich von Jeshua ermutigt, weiterzusprechen, „also besteht Gottes Gerechtigkeit... dann nicht ebenfalls aus Seiner Liebe?!“

„Ja.“ Jeshua strahlte den jungen Mann an. „Die Frage lautet nun, ob wir bereit sind, uns von dieser Sicht Gottes auf den Menschen und die Welt leiten zu lassen – denn eben dies meint einen ersten Schritt zur Umkehr.“

„Ich möchte noch eine Frage stellen“, schaltete sich eine Frau weiter hinten ein und mehrere drehten sich zu ihr um, „Ist es dem Vater in der Geschichte denn gleichgültig, aus welchen Motiven sein Sohn zu ihm zurückkehrt?“

Jeshua bedachte sie mit einem dankbaren Blick, „Lautet deine Frage eigentlich: Ob es Abba wohl gleichgültig ist, aus welchen Motiven wir uns zu Ihm bekennen wollen?“

„Ja.“ Die Frau nickte bekräftigend. „Denn du sprachst zuvor davon, keine Erwartungen an Gott zu hegen und nicht auf den eigenen Vorteil bedacht zu sein“, erklärte sie, „aber kehrt nicht der jüngere Sohn einfach bloß zurück, weil er nichts mehr hat, und um seiner Bequemlichkeit willen?“

Jeshua lachte ein bisschen und wir fielen mit ein, denn wir fühlten uns wohl ein wenig ertappt von den Worten der Frau. Welche ganz und gar menschlichen Gründe mochten da in unseren Herzen schlummern, aus denen wir uns Gott wieder zuwenden wollten?

„Danke für diese Frage! Siehe, der wahre Grund, weshalb der Sohn umkehrt, liegt ja darin, dass er um die Güte und Großherzigkeit seines Vaters weiß. Denn es heißt dort: ‚Da ging er in sich und sagte: ‚Wie viele Tagelöhner meines Vaters haben Brot im Überfluss, während ich hier vor Hunger umkomme!‘ Und darauf spricht er jene Worte der Umkehr, in denen es heißt, dass er nicht als Sohn zu ihm zurückkehren, sondern sich bei seinem Vater als Tagelöhner verdingen will‘, erklärte Jeshua.

„Versteht dies so, dass der jüngere Sohn, der für unsere Seele steht, sich gewahr wird, dass er sich in der Fremde befindet und dort nichts zu gewinnen hat. Darauf geht er in sich – das bedeutet, dass unsere Seele einmal ganz stille und sich ihrer selbst gewahr wird; dass sie hier auf Erden in der Fremde weilt – und er erinnert sich der Güte des Vaters, bei dem selbst der Allergeringste niemals leer ausgeht, sondern im Überfluss schwelgt. Die freudvolle Erinnerung an diese Eigenschaft Gottes aber ist bereits Verehrung! So kehrt er denn zum Vater zurück – und er stellt im Gegensatz zu seinem Bruder nun keinerlei Bedingungen mehr.“ Jeshuas Stimme war sehr klar und er fuhr fort: „Beim Vater zu sein, selbst als der geringste Knecht, genügt ihm schon.

Alles hat er verloren, doch in dieser Einsicht ist er selbst kein Verlorener mehr...“

Er lächelte der Frau zu und sagte dann: „Und wisse: Wie der Vater im Gleichnis um die Motive des Sohnes nicht weiß und nicht danach fragt, so fragt auch unser Vater nicht, was uns zum kleinsten Schritt der Umkehr bewegt. Die Freude im ganzen

Himmelreich aber ist unermesslich über jeden solchen Schritt eines und einer jeden von uns!

Dann sind wir es, die mit jenen Worten gemeint sind, dass wir tot waren und nun lebendig geworden sind und dass wir verloren waren, aber wiedergefunden sind!“

Die Frau senkte mit Tränen in den Augen ihren Kopf und wir alle schwiegen eine längere Zeit.

„Johannes!“ rief Jeshua dann und blickte herüber zu uns, „was aber ist die andere Deutungsmöglichkeit – denn bisher, so hörten wir nur von der Ersten.“

Johannes sah ein wenig erstaunt aus, was Jeshua ein verschmitztes Lächeln entlockte. „Nun – du hattest jetzt lange Zeit, dir Gedanken zu machen. Lass uns hören, was dabei heraus gekommen ist.“

Johannes erwiderte das Lächeln und ich ahnte, dass Jeshua ihn fragte, weil er spürte, dass Johannes nur mit halbem Ohr zugehört und sich währenddessen Gedanken zu der anderen Deutung gemacht hatte. Nun wollte er ihm liebevoll die Gelegenheit geben, sich zu äußern und darüber freute ich mich sehr.

„Ich habe mich gefragt“, begann Johannes ein wenig zurückhaltend, „ob wir es auch so betrachten können, dass die beiden Brüder eigentlich eins und in jedem von uns sind.“

Jeshuas Lächeln wurde breiter und er nickte Johannes aufmunternd zu.

„Wie meinst du das genau, dass sie in uns sind?“ fragte Thomas, der voller Konzentration auf seiner Unterlippe kaute.

„Bruder, du hast sicher schon erlebt, dass wir manchmal zwei Stimmen in uns haben, wenn wir etwas zu entscheiden haben oder vor einer schwierigen Situation stehen.“ Thomas' Gesicht hellte sich auf und Andreas rief von weiter hinten: „Ich wäre froh, wären es nur zwei..!“

Ein paar Leute lachten und Johannes fuhr unbeirrt fort: „Und eine der beiden Stimmen ruft uns, dass wir das eine tun sollen, während die andere uns etwas anderes zuraunt... Jedenfalls gleichen die beiden Brüder diesen Stimmen in uns, auch dann, wenn es um etwas so Großes wie das Reich Gottes geht: So

haben wir uns von Gott abgewandt, wie der jüngere Bruder, und befinden uns nun auf dem Weg der Umkehr. Wir fühlen Reue und Schmerz und sind bereit, alles zu geben, um zurückzukehren, dorthin, wohin wir gehören, denn wir vertrauen auf die Güte des Herrn.“ Nun herrschte allerorten konzentriertes Schweigen. Auch ich lauschte gebannt und spürte mein Herz klopfen, weil Johannes sprach und das Herz unseres geliebten Meisters auf seiner Zunge trug...

„Doch was ist mit der anderen Stimme, dem älteren Bruder?“ fragte Johannes, ohne eine Antwort zu erwarten. „Wir sind es wiederum selbst, die auf dem Heimweg sind und dennoch glauben, wir hätten es nicht verdient, zum Vater zurückzukehren. Vielleicht wissen wir es nicht“, fuhr er nachdenklich fort, „vielleicht verbergen wir solches Denken vor uns selbst, doch wird unser Herz alles offenbaren, was verborgen ist... Abba mag uns all unsere Fehler und Irrwege vergeben – aber tun wir es selbst auch? Oder führen wir das Richtbeil mit aller Härte gegen unsere eigene Seele, dass sie verzage und stehen bleibe auf ihrem Heimweg?“

Es herrschte betroffenes Schweigen. Ein paar Menschen schüttelten die Köpfe. „Bruder! Deine Worte haben Kraft, das spüren wir wohl“, rief ein Mann mit grauem Bart. „Aber sage uns, wie kommst du auf solche Gedanken, wir ließen unsere eigene Seele verzagen und stehen bleiben? Ist es denn nicht unser größtes Streben, zum Herrn zu gelangen?“

Johannes wechselte einen langen Blick mit Jeshua, der das Kinn in die Hand gestützt hielt und großes Vergnügen an der Rede zu finden schien.

„Ja und nein.“ gab Johannes schließlich zur Antwort. „Eben darum sind es zwei Brüder. Wohl will unsere Seele, was du sagst. Doch ist unser Herz wankelmütig und ergibt sich nicht so leicht dem Willen des Herrn. Selbst wollen wir die Herren sein und über unser Schicksal bestimmen. Gott hält uns Seine ausgestreckte Hand entgegen – doch wir wollen sie nicht nehmen“, schloss er leise.

Wir Zuhörenden schwiegen und spürten unsere Betroffenheit greifbar im Raum.

„Johannes unser Bruder hat wohl gesprochen“, ließ Jeshua schließlich vernehmen und sah zugleich glücklich und nachdenklich aus. „Wovon du da sprichst, so ergeht es auch dem Propheten Jona, welcher vom Herrn den Ruf zur Umkehr erhielt, diese aber nach Kräften hinauszögerte und schließlich doch zur Einsicht gelangte. Als er dann endlich seinen Auftrag erfüllt und die Stadt Ninive bekehrt hatte, sodass sie vor Gott wieder Wohlgefallen fand, da frohlockte er nicht, sondern es steht geschrieben: ‚Das verursachte aber dem Jona großen Verdruss und er geriet in Zorn, sodass er folgendes Gebet an den Herrn richtete: ‚Ich wusste wohl, dass Du ein gnädiger und barmherziger Gott bist, langsam zum Zorn und reich an Güte und geneigt, Dich das Unheil gereuen zu lassen.‘

Jona dachte, den Willen des Herrn zu kennen und dessen Ausführender zu sein. Wir können jedoch immer bloß kleine Werkzeuge sein, denen Sein Wille unbegreiflich bleibt. In dieser Unbegreiflichkeit aber liegt die Gnade der Erschütterung unserer Besserwisserei und die Barmherzigkeit der Zerrüttung unseres Stolzes.

Dieser Austausch zwischen dem Herrn und Seinem Propheten Jona offenbart auch, wie schwer es den Menschen oftmals fällt, die Barmherzigkeit unseres ewigen Vaters zu begreifen und sich ihr ganz anzuvertrauen... Unser Urteil fällt viel härter aus als Sein milder Blick auf uns und unsere Fehler. Wir haben uns daran gewöhnt, über richtig und falsch zu befinden – doch sind wir nicht von Ihm in aller Liebe eingeladen, dieses selbstgefällige Richtbeil auf die Seite zu legen?

Wir werden an genau diese Wegstelle geführt werden, an der sich uns die Frage stellt, ob wir wirklich vertrauen, dass Gottes Gerechtigkeit eine gänzlich andere ist, als wir sie je kannten“, erklärte er nun. „Dass Er nicht einer ist, der aufrechnet und Sich erinnert, was zu unseren Gunsten in der Waagschale liege und was zu unseren Ungunsten ausfallen mag. Bitte fangt an, darauf zu vertrauen.

Und vertrauet auch mir: Was auch immer noch geschehen und euch widerfahren mag; ob ihr weiter geht auf dem Weg, der euch gewiesen wird, oder ob ihr abfallt und andere Wege nehmt

– meine Liebe und die Gnade Gottes, die durch mich zu euch fließt, wird nimmermehr versiegen.

Das ist mein Versprechen; fürchtet euch nicht!“

*

„Ich verstehe einfach nicht, was Gott davon haben soll“, brach es an einem Abend aus Maryam heraus. Wir saßen am Boden und flickten unsere Gewänder. Ein paar Brüder hatten uns gesehen und darum gebeten, dass wir auch ihre Kleider ausbesserten. Freundlich hatten wir zugestimmt und gerade, als sie mit ihren Tuchbergen zu uns zurückkehrten, war Jeshua aufgetaucht und hatte sie geradezu ausgeschimpft, wie man es zuweilen mit kleinen Kindern tat. „Ein jeder Bruder und eine jede Schwester wird einen Bruder und eine Schwester niemals um einen solchen Dienst bitten“, hatte er laut gerufen, sodass mehrere Brüder und Schwestern neugierig hinzugeeilt kamen. Jeshuas Strenge zu erleben war eine Seltenheit. „Wir sind Dienende des Herrn und wir dienen einander aus Liebe zum Herrn“, erklärte er und schien uns allesamt gleichzeitig mit seinem durchdringendsten Blick anzuschauen. „Wenn eine Schwester still deinen Mantel flickt, so ist dies ein Dienst am Herrn“, sprach er an Nathanael gewandt, „wenn ein Bruder deine Tücher wäscht und nichts darüber sagt, so geschieht’s aus Liebe zu Gott“, fuhr er an Maryam gewandt fort. „Wir bitten einander nicht um Dienste, die *uns* zugefallen sind, wir bitten aber um die Barmherzigkeit unserer Brüder und Schwestern, dass sie uns in ihr Gebet einschließen und wir bitten sie um Vergebung, wenn sie unter unseren Fehlern leiden. Immerfort bitten wir allein um diese beiden. Um mehr bitten wir einander nicht in der Liebe des Herrn!“

Seine Stimme war nicht besonders laut und doch tönte sie so gewaltig wie ein Donnergrollen. Ich hielt unwillkürlich den Atem an und lauschte auf meine Seele, die bei seinen Worten im Herzen jubelnd zu tanzen begonnen hatte.

„Aber, Herr...“, wagte Nathanael schließlich einzuwenden, „diese Arbeit ist die Arbeit von Frauen. Wir können andere Werke tun!“

„Wage es nicht!“ fuhr Jeshua ihn an und hob den Zeigefinger wie eine Rute. „Unter Gottes Himmel gibt es nicht solch ein Werk, das von Männern wäre oder ein solches, das von Frauen wäre. Es sind Menschenwerke, die wir tun, und ein jedes ist allein für Gott.“ Er sah sich unter den umstehenden Brüdern und Schwestern um, der Blick flammend, das Gesicht jedoch weich und offen wie stets. Niemand von uns musste Angst haben, seine bedingungslose Liebe zu verlieren, es gab keinen Fehltritt und kein Vergehen, das daran etwas zu ändern vermochte. Und die leise Furcht in unseren Herzen, die bei seinem Anblick und seinen Worten erwachte, war etwas anderes als Menschenangst, war etwas vom Heiligen.

„Es gibt auch keine niedrige Arbeit und keine, die besonderes Lob verdient hätte, denn vor Gott zählen sie allesamt gleich gering und nur dasjenige Werk, welches um Seiner Gerechtigkeit Willen getan wird und zu Seiner Freude, ist ein Werk, das vor Seinen Augen bestehen kann.“ Jeshua hielt inne und schaute in die Runde, freundlich und klar. „Lasst uns beginnen, wirklich auf Seinen Wegen zu wandeln und einander zu dienen als Brüder und Schwestern im Herrn. Denn bei Ihm sind wir viel mehr als Mann und Frau, Bruder und Schwester, Vater und Mutter, Tochter und Sohn. Wir sind Kinder Gottes, Dienende, allein um Ihn uns sorgende Geliebte des Einen unwandelbaren Herrn in Ewigkeit.“

Es war so unendlich still geworden, in uns und um uns. Wir alle starrten auf Jeshua, wie er so dastand, in seine einfachen, groben Gewänder gehüllt, die braunen Locken auf seine kräftigen Schultern fallend, das Gesicht so glühend, so liebend und kraftvoll – und gleichzeitig war alles an ihm so, als hätten Bescheidenheit und Demut selbst Gestalt vor uns angenommen.

„Wie ist solches möglich, dass einer so sprechen kann und doch der Demütigste ist von allen?“ flüsterte Judas neben mir und Johanna nickte langsam. Wieder schaute ich auf zu Jeshua. Gottes Glanz lag auf seinem Gesicht, das mussten doch alle

sehen? Gott der Herr sprach durch ihn, er selbst war Gottes ergebener Diener.

Nun saßen Maryam und ich da und flickten unsere Kleider. Das Umherziehen und das Leben draußen in der Unwirtlichkeit hatten ihre Spuren hinterlassen.

„Wovon soll Gott etwas haben?“ nahm ich den Faden auf Maryams Ausbruch hin wieder auf.

„Immer wieder sagt uns Jeshua, dass unser Körper Gottes Tempel sei und dass jede Bewegung allein kraft des Herrn möglich ist“, fuhr sie fort. „Das bedeutet doch, dass Gott all unserer Dienste gar nicht bedarf! Was also hat Er davon, dass wir Ihm dienen, Ihm, der alles besitzt, der alles vermag, der alles durchdringt, ja, der sogar alles *ist*?“

„Hmm“, machte ich nachdenklich und biss den überstehenden Faden ab, bevor ich zum nächsten Kleidungsstück griff.

„Ich fühle einfach eine große Sinnlosigkeit“, sagte Maryam schließlich leise und blickte vor sich hin. „ich weiß dann nicht mehr, wozu das alles gut sein soll. Wozu sollte Gott mich brauchen? Er kann alles Selbst machen, Er ist allmächtig, Herrgott!“

„Herrgott?!“ wiederholte ich und lächelte ihr zu. Doch Maryam wollte nicht aus ihrer Stimmung errettet werden. Sie wollte Antworten, die ich ihr nicht geben konnte. Vielmehr fühlte ich selbst, wie ihre Fragen in mich drangen, dort Wurzeln schlugen.

„Irgendwie glaube ich einfach nicht daran, dass ich Gott etwas bedeuten könnte“, sprach Maryam weiter. Dann legte sie ihre Textilie weg, bettete sich seitlings auf den Webteppich, auf dem wir saßen, und senkte ihren Kopf sachte auf meinen rechten Oberschenkel. Auch ich legte mein Kleidungsstück weg und strich ihr über die volle schwarze Lockenpracht, die manchmal, beim Untergang der Sonne, violett schimmerte. Maryam, du Schöne, du Wilde, dachte ich zärtlich. Wie konnte sie einen Zweifel an Gottes besonderer Liebe zu ihr haben?

„Wenn doch die Liebe Gottes gar nicht diesem Körper gilt“, hob sie erneut zu sprechen an, als habe sie meine Gedanken gehört. „Und sie gilt auch nicht meinen Gedanken und Gefühlen, nicht meiner ganzen Persönlichkeit...“

„Bist du dir da sicher?“ fragte ich zweifelnd.

„Oh ja!“ rief sie, halb aufgebracht, halb begeistert von dem, was sie als Wahrheit erfuhr. „Arda, die Seele ist noch etwas ganz anderes!“ Sie setzte sich wieder auf und sah mich an. „Manchmal, wenn ich am Abend noch bei ihm sitzen darf, dann spricht er von der Seele, als sei sie allein es, der Gottes Liebe gilt. Als sei sie allein in Ihm zu Haus. Als sei sie etwas, das weit jenseits von allem ist, das wir kennen.“

Ihre Worte machten mich unruhig, traurig. „Was ist denn diese Seele?“

Maryam neigte schweigend den Kopf. „Eben darum bin ich verzweifelt. Ich spüre ja von ihr nichts. Er sagt, dass unser Werk, das nicht aus dieser Seele komme, vor Gott nichtig sei. Doch er sagt auch, dass diese Seele nichts zu tun vermöge, was nicht eigentlich Er tue.“

Lange saßen wir so da, schweigend und unbeweglich. „Vielleicht kann die Seele nur nach Ihm rufen?“, sprach ich irgendwann meine Gedanken aus. „Ja, vielleicht kann sie nichts tun, als nach Ihm zu rufen.“

Maryam sah mich an mit ihrem großen, dunklen Blick. „Und dann?“

„Dann kommt Er.“

*

Jeshua sprach zu uns, mit uns. Im von Palmen beschatteten Hof der Synagoge zu Kapernaum saß der Sohn Gottes und sprach zu uns vom Reich seines Vaters. Ich saß am Rande der Zuhörenden, sodass ich mitbekam, wie hinter mir plötzlich ein kleiner Aufruhr entstand. Ich drehte mich um und sah Susanna, die offenbar gerade eingetroffen war. Helle Flecken auf ihrem

erröteten Gesicht verrieten eine gewisse Aufregung. Ihre Augen waren unverwandt auf Jeshua gerichtet, jedoch nicht, weil sie seinen Worten so ergriffen lauschte, sondern weil sie anscheinend eine dringende Mitteilung zu überbringen hatte. Nathanael trat hinzu und ich hörte sie flüstern und Susanna gestikulierte immer wieder zu der Einfassungsmauer der Synagoge. Nathanael machte große Augen und bahnte sich dann einen Weg durch die Sitzenden nach vorn.

Noch bevor er Jeshua erreicht hatte, hielt dieser im Reden inne und blickte freundlich auf Susanna.

„Meine liebe Schwester, du hast uns etwas mitzuteilen?“

Nun blickten sich alle um und Susannas Gesicht wurde binnen Sekunden noch fleckiger. Ich spürte eine Welle der Zärtlichkeit für meine Schwester in Gott und wollte die Hand ausstrecken, um sie zu berühren, ihre Hand zu halten.

„Rabbi... da draußen steht Besuch für dich“, stieß sie hervor. Nathanael, der mitten zwischen den Sitzenden stehen geblieben war, wanderte neugierig mit den Augen zwischen ihr und Jeshua hin und her, als könne er sich nicht entscheiden, wo sein Blick verweilen sollte, wo es mehr Aufsehen Erregendes zu sehen gab. Ich fühlte nun auch, wie Aufregung in mir aufkam.

Jeshua lächelte ihr zu. Susanna legte unwillkürlich eine Hand auf ihr Herz. „Es ist... Maria, deine Mutter, die gekommen ist mit deinen Geschwistern.“

Sogleich war eine Veränderung der Stimmung im Hof spürbar; die Menschen wunderten sich und waren gespannt, was nun geschehen würde. Er, der da predigte und zu ihnen mit Vollmacht und Losgelöstheit vom Reiche Gottes sprach, als existierte außer dieser keine Wirklichkeit, er war also auch ein Mensch, war Teil einer Familie und hatte eine Vergangenheit. Die Menschen hatten genug mitbekommen, um augenblicklich zu verstehen, dass es eine lange Zeit nicht zu dieser Begegnung gekommen war, und sie waren voller Neugier.

Jeshua saß einfach da, regungslos und ruhig, und zog, den Kopf ein wenig zur Seite geneigt, ganz leicht die Augenbrauen in die Höhe, noch immer freundlich lächelnd.

„Und sie möchten dich gern sehen, mit dir sprechen...“, setzte Susanna hinzu.

Nun strich Jeshua sich nachdenklich über die Lippen, den Blick auf etwas über unseren Köpfen geheftet, das für uns unsichtbar war.

„Meine Mutter... meine Geschwister...“, sprach er nachdenklich und leise, als sei er ganz allein. Weil es totenstill geworden war, konnte auch ich ihn ganz deutlich hören.

Er ließ die Hand in einer beinahe ratlosen Geste sinken. „Aber wer ist denn meine Mutter und wer sind meine Schwestern und Brüder, wenn nicht ihr?“ Seine Geste schloss den ganzen Hof ein, doch blieb sein Blick besonders lange und dankbar an jenen hängen, die immer mit ihm waren und links von ihm versammelt saßen. Ich sah meine Schwester neben Johannes sitzen, dahinter Simon, Judas, Andreas, Jakob und Philippus, Johanna und Salome. Mein Herz wurde warm, ohne dass ich den genauen Grund dafür kannte. Ich fühlte Sehnsucht, dort bei ihnen zu sitzen, denn ja! – diese waren meine wahren Geschwister durch Jeshua und in Gott, unserem Vater. Nie hatte ich so deutlich spüren dürfen, was mein Herz jetzt fühlte. Und da war auch eine ganz unbändige Freude in mir, die mich streifte wie die zarte Berührung einer Taubenfeder, eine Freude, dass diese meine wahren Geschwister einfach da waren, hier weilten und wir miteinander lernten, Gottes Liebe zu teilen.

Ganz in dieses momentane Erleben versunken sah ich auf und erschrak fast, als ich Jeshuas Blick begegnete, der jetzt auf mir ruhte. Dies war ein Moment höchster Intimität mit meinem Freund und Lehrer und er scheute sich nicht, ihn mit mir vor allen Anwesenden zu teilen. Denn in ihm gab es keine Unterscheidung zwischen innen und außen, nichts, das er schützen oder vorenthalten musste.

Die wahre Liebe macht sich ganz und gar verletzlich, dachte ich.

Dann sprach Jeshua erneut. „Meine Mutter und mein Bruder und meine Schwester sind die, die sich danach sehnen, den Vater zu lieben, der da liebt in Ewigkeit.

Die Ihn kennen möchten und leben in Seinem süßen Willen.

Die sich auf den gemeinsamen Heimweg begeben haben.“

Nachdem Jeshua zu sprechen aufgehört hatte, wurden die Zuhörenden gespeist. Die Menschen hatten einfach auf dem Boden Platz genommen und erhielten ihr Essen auf Palmblättern. Jeshua selbst war wie stets unter denen, die die Speisen verteilten, und als ich ihm dabei verstohlen mit meinen Blicken folgte, war es, als würde mein eigener Hunger vom bloßen Zuschauen seiner anmutigen Barmherzigkeit ganz und gar gestillt. Vielmehr wünschte ich mir selbst, das Essen verteilen zu helfen und in dem Moment, da ich den Gedanken gedacht hatte, blickte er auf, lächelte mir zu und machte eine Geste mit der hölzernen Schöpfkelle, um mich zu sich zu rufen. Bei ihm angelangt überreichte er mir die Kelle und ich begann, das einfache Linsengericht auszuteilen, das in der Zwischenzeit bereitet worden war. Johannes war bei mir und trug den großen Kessel voran.

Ich sah, wie Jeshua sich bereit machte, weiter hinten im Säulengang der Synagoge die Kranken und Leidvollen zu empfangen, die man zu ihm bringen würde. Man sah ihm an, dass die Nachricht der Ankunft seiner Familie ihn nicht im Geringsten aufgewühlt hatte. Dass sie ihm gleichgültig waren, vermochte ich mir allerdings auch nicht vorzustellen, denn niemand war Jeshua gleichgültig.

„Braucht er denn nie eine Pause?“, murmelte ich und sah Johannes neben mir den Kopf schütteln. „Ich habe ihn manchmal beten hören“, sagte er, „die ganze Nacht.“

„Was betet er denn?“, wollte ich wissen, unfähig, meine Neugier zu zügeln.

„Gebete aus der Tora, die Psalmen. Er singt stundenlang auf Hebräisch...“

Wir teilten weiter das einfache Mahl aus und trafen dann auf Philippus und Salome, die dasselbe aus der anderen Richtung taten. Erfreut blickten wir auf; alle waren gespeist worden. Es war laut im Raum, weil die vielen hundert Menschen miteinander und durcheinander redeten.

„Wo sind seine Mutter und Geschwister wohl jetzt?“ fragte ich mich laut und blickte mich zur Eingangspforte um. Da stand Susanna und so ging ich zu ihr hinüber. Auch Maryam bahnte sich einen Weg durch die Speisenden und kam auf uns zu. „Wo sind sie?“ fragte auch sie.

Susanna gab uns zu verstehen, dass wir ihr folgen sollten. Hier, außerhalb der Mauer, schlug uns ein heißer Wind entgegen, der Sandkörnchen mit sich trug. Der Himmel war von einem staubigen Hellblau und gegenüber, auf der anderen Seite des Sandweges, standen unschlüssig ein paar Gestalten. Eine Frau, in dunkle Tuchgewänder gehüllt und das Kopftuch tief ins Gesicht gezogen, wurde von den anderen dreien offensichtlich getröstet. Schnell gingen wir hinüber zu ihnen.

„Maria..?“ fragte meine Schwester. Die Frau blickte auf und wir schauten in das schöne, fast faltenfreie, doch von silbrigem Haar umrahmte Gesicht der Mutter unseres Rabbis. Aus großen Augen schaute sie uns mit einem tiefen Blick an und trotz der Tränenspuren auf ihren Wangen strahlte eine große Kraft von ihr aus, eine Kraft des Herzens, der sie sich vielleicht selbst gar nicht gewahr war.

„Mein Name ist Maryam“, fuhr meine Schwester fort und lächelte die Frau und ihre drei Begleiter an. Bei ihr standen zwei junge Männer von etwa zwanzig Jahren, die einander ähnelten wie ein Ei dem anderen, und eine Frau, die ein wenig älter zu sein schien als ihre Brüder. Allen dreien sah man an, dass Maria ihre Mutter war, und ich sah auch eine gewisse Ähnlichkeit mit Jeshua. Ihre grob gewobene Kleidung und die ihnen eigene unbewusste Anmut verrieten, dass es Menschen vom Land waren, die ein einfaches Leben führten. War nicht Jeshuas Vater ein Zimmermann gewesen, bevor er aus dem Leben geschieden war?

„Ja, ich heiße Maria, ich bin Jeshuas Mutter“, sagte die hochgewachsene Frau schließlich, nachdem sie uns drei ihrerseits aufmerksam betrachtet hatte. „Und dies sind seine Geschwister Joses, Jakob und Rebekka.“ Ihre Stimme war klar und voll. „Ist es wahr, was man mir zutrug, dass Jeshua uns nicht zu sehen wünscht?“

Ich zögerte und wechselte einen Blick mit Susanna. Maryam ergriff das Wort.

„Nein, das hat Jeshua nicht gesagt. Er freut sich so sehr über jeden, der kommt!“ sagte sie und sah warmherzig aus dabei. Manchmal geschah es, dass auf einmal diese Eigenschaft aus Maryam hervortrat, den Menschen voller Güte und aufrichtigem Liebreiz zu begegnen. Dann leuchtete ihre äußere Schönheit auch von innen her und die Menschen waren bezaubert und berührt von ihrem ganzen Wesen.

Meine Schwester ergriff jetzt die Hand Marias und hielt sie an ihre Wange. „Ich weiß nicht, wie dein Sohn früher war, als er noch bei dir lebte“, sagte sie leise und mit leuchtenden Augen, „aber bestimmt war er bereits ein besonderer Mensch. Er kann zu den Menschen sprechen, dass ihre Herzen neu schlagen und ihre Seelen anfangen zu jubeln.“ Der Blick Marias schien aufzuleuchten und auch Jeshuas Geschwister horchten gebannt.

„Heute hat er das frohe Ereignis eures Besuches zum Anlass genommen, uns eine Unterweisung über das Wesen wahrer Liebe zu geben“, fuhr Maryam fort. Auch ich war in den Bann ihrer Worte gezogen; es schien beinahe, als spräche Jeshua daselbst...

„Ich hörte, dass er nun öffentlich zu vielen Menschen predigt“, sagte Maria.

„Er spricht von Gott und Seiner Liebe“, bestätigte meine Schwester ernst. „Und er spricht mit Vollmacht. Wer ihn hört, weiß sogleich: Diese Worte sind die Wahrheit, aber nicht, so wahr ich hier stehe oder du seine Mutter bist. Seine Worte sind für alle Ewigkeiten wahr.“

Wer aber von dieser Wahrheit ergriffen wird, der ist ihm Bruder, Schwester, Vater, Mutter in Gott.“ Maryam hielt einen Moment inne, hielt ihren dunklen Blick in den der Älteren versenkt. Eine stumme Kommunikation spielte sich ab, dann sagte Maryam fast unhörbar und mit einer irgendwie fremdartig klingenden Stimme, die Susanna und mich aufhorchen ließ: „Lass nun ab davon, dass er dein Sohn sei. Lass ganz ab!“

Ein Raum von einfacher Stille öffnete sich zwischen uns. Und schließlich nickte Maria langsam. Die Gesichter ihrer Söhne

und Tochter verrieten nicht, was in ihnen vor sich ging. Da ergriff Jeshuas Mutter unvermittelt Maryams Hände. „Er ist der Gesalbte, war es schon im Mutterleib“, sagte sie eindringlich, „und als Kind war er mir Sohn und Lehrer. Nun, da ich deine Worte vernehme und die Art, wie du sprichst, mit seiner Ermächtigung, so weiß ich, dass er mein Meister ist in Ewigkeit. Und solange ich mich noch daran festhalten will, dass ich seine... dass ich überhaupt eine Mutter sei, so will ich von nun an euer aller Mutter sein, solange, bis ich eingehe ins Reich des Herrn.“

„Wir bringen euch zu ihm“, sagte Maryam entschlossen.

Jeshua war mit den Segnungen und Krankenheilungen beschäftigt und wir warteten eine geraume Weile. Wohl hatte er uns bemerkt und auch, wen wir da brachten. Doch war dies noch immer kein Anlass für ihn, von seinem Verhalten abzuweichen. Ich blickte Maria verstohlen aus dem Augenwinkel an. Sie stand einfach da, die Hände vor dem Bauch gefaltet, und sah hinüber zu Jeshua, als sei sie eine Wartende unter vielen, einfach in Dankbarkeit, ihm gleich von Angesicht zu Angesicht gegenüber stehen zu dürfen. Sie hatte jegliche Sonderansprüche ihrem Sohn gegenüber abgelegt. Es war, als sei er einfach nicht mehr ihr Sohn, das spürte ich auf einmal ganz deutlich und erschrak ein wenig darüber, ohne zu wissen, warum.

Neben mir entstand Regung und dann erklärte einer von Jeshuas Brüdern seiner Mutter: „Rebekka und ich wollen nach Hause gehen, Mutter. Wir werden draußen auf dich warten.“

Doch Maria schüttelte den Kopf. „Nein, wartet nicht auf mich“, sagte sie ruhig. „Ich weiß nicht, was noch geschehen wird.“

Unschlüssig standen die beiden noch einen Moment lang da und wechselten Blicke mit dem verbleibenden Bruder, der ihnen aufmunternd zunickte. Dann gingen sie fort.

Später war Jeshua zum See hinabgelaufen und einige wenige waren bei ihm, unter ihnen Maria und Jakob, der Zwilling Bruder, der bei ihr geblieben war. Ohne großes Aufhebens hatten sie einander begrüßt, als sie an der Reihe

waren, und Jeshua hatte einige leise Worte mit ihnen gewechselt. Mehrmals sah ich ihn mit dem Kopf nicken, wenn Maria sprach und freundlich lächelte er seinen jüngeren Bruder an. Diese beiden schienen mit uns gehen zu wollen. Die Freude, die ich darüber empfand, galt, wie ich mir eingestand, auch dem Umstand, dass ich Maria gern über Jeshuas Vergangenheit befragen wollte. Das, was sie angedeutet hatte, hatte mich neugierig gemacht.

Als er sich nun am Seeufer niedersetzte, senkte sich eine große Ruhe auf alle herab. Jeshua würde nun noch etwas sprechen, doch wartete er noch, bis sich die Unruhe gelegt haben würde, weil immer mehr Menschen aus Kapernaum hinzukamen. Schließlich, als er vor sich die Menschenmenge erblickte, die das sanft ansteigende Seeufer besetzt hielt, erhob er sich und winkte Simon und Andreas zu sich heran, um leise etwas mit ihnen zu besprechen. Dann stiegen sie zu dritt in einen kleinen Fischerkahn, der in der Nähe angetäut lag, Andreas machte die Leinen los und Simon stieß das Boot mit dem Ruder vom Seeufer ab. Während der Kahn sich langsam ein wenig vom Ufer entfernte, erhoben sich die gespannten Zuhörer und traten allesamt ganz nah an das Gewässer heran, bis die ganze Uferrundung von einer Reihe Menschen dicht umstellt war. Eine andachtsvolle Stimmung bemächtigte sich unserer. Jeshua stand aufrecht im Boot und begann von dort zu sprechen, so dass seine Stimme kraftvoll und klar herüberwehte und ein jedes Ohr der Zuhörer zu erreichen vermochte.

Maryam und ich standen am Ufer nebeneinander und hielten uns an den Händen, als wir gleichzeitig der Schönheit und Erhabenheit dieses Bildes vor uns gewahr wurden. Der Sohn Gottes, der Bote des Herrn stand im sandfarbenen Gewand in dem kleinen Nachen, der wundersamerweise weder durch den Wind noch durch Wellengang auch nur die kleinste Bewegung vollführte, und hob, von dem Halbkreis ehrfürchtig gläubiger Menschen umringt, zu sprechen an. Seine hohe Gestalt wurde eingerahmt von der tiefen Dunkelheit des Sees und der Hügelkette am anderen Ufer. Der Himmel über uns färbte sich allmählich dunkler und war von dahinziehenden Wolken

bekrönt, durch die die Sonne ihre Strahlen auf das Wasser und Jeshua hinabschickte.

„Nun hört!“, sprach Jeshua mit klarer, weithin hörbarer Stimme, „Seht, der Sämann ging aufs Feld hinaus mit seiner Saat. Beständig schritt er entlang der Furchen und streute die Samenkörner hinein. Wie er so säte, fiel auch einiges daneben und schnell kamen die Vögel und pickten es auf.“ Bei diesen Worten blickte Jeshua lange auf einen älteren Mann, der in unserer Nähe stand. Dieser schien allein durch Jeshuas Blick etwas von sich selbst zu verstehen, denn ein Ruck ging durch seinen Leib und er senkte den Kopf und weinte. „Anderes fiel auf felsigen Boden“, fuhr Jeshua fort und blickte in derselben Intensität zu anderen Menschen hinüber, „wo es nicht viel Erdreich hatte und bald hoch hinaufwuchs, jedoch sich nicht tief verwurzeln konnte. Als dann die Sonne hoch stand, wurde es deshalb versengt und musste verdorren.

Manches von der Saat fiel auch unter Dornen, die dort wuchsen, und die erstickten es, ehe es Frucht tragen konnte.“ Wieder hielt er inne, ganz in einen Blickkontakt mit einer schwangeren Frau versunken, die ein trotziges Gesicht machte. Es dauerte lange, und dann veränderte sich ihr Blick unmerklich und wurde weich.

„Wieder anderes aber fiel auf guten, fruchtbaren Boden. Es gedieh und brachte Frucht.“ Jeshuas klare Augen ruhten kurz auf meiner Schwester, die scharf den Atem einsog. Irgendetwas vollbrachte Jeshua heute in den Herzen der Menschen allein durch seinen Blickkontakt...

„Der Herr gab uns Ohren, auf dass wir hören. Wer sich seiner wahren Ohren gewärtig ist, der höre nun wirklich:

Der Sämann sät das Wort!“

Später, als die meisten Menschen fortgegangen waren und Jeshua mit etwa drei Dutzend von uns am Lagerplatz saß, fragte Maryam ihn: „Rabbuni, warum hast du deine Botschaft in eine Geschichte von einem Sämann verwandelt? Ich glaube, dass du einen Vergleich angestellt hast, doch was ist der genaue Sinn davon?“

„Du fragst, warum ich in Gleichnissen spreche?“ fragte Jeshua zurück und blickte dann in die Runde, in der viele saßen, auf deren Gesichtern dieselbe Frage stand, die Maryam gestellt hatte. „Ihr alle wollt wissen, wieso ich in Gleichnissen rede?“ wiederholte er und wir nickten.

„Ich rede in Gleichnissen, damit die Menschen hier auf Erden mich verstehen und mich doch nicht verstehen“, gab er schließlich zur Antwort. Die Hörenden wurden bei solchen Worten schon längst nicht mehr unruhig. Wie gebannt starrten sie ihn an, manche nachdenklich auf der Lippe kauend, manche einfach abwartend, wie er seine Worte erklären würde.

„Redete ich in klaren Worten dieser Welt von dem, was unsagbar ist, so wäre ich wie ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Würde ich euch einen Tropfen der Herrlichkeiten beschreiben, die ich gesehen habe, so könnte ich es nicht, wenn ich Worte und Bilder dieser Welt benutzte. So spreche ich denn Worte und Bilder, die nur zum Schein von dieser Welt sprechen. Weil die Worte aber nicht das meinen, was in dieser Welt ist, sondern das, welches beim Vater ist, kann eure Seele aufmerken und etwas von dem Himmelsgeliebten erkennen.“

Er blickte in die Runde, einen Moment lang schien sein Blick auf mir zu ruhen und fuhr mir wie ein Stich ins Herz. Auch ich sah mich daraufhin um und sah einige in sichtlichem Unverständnis dasitzen, in manchem Herzen gewahrte ich Unwillen.

„Ihr versteht noch immer nicht?“ hob Jeshua die Stimme. Was bei jedem anderen ungeduldig geklungen hätte, war bei ihm nur eine sanfte Besorgnis und ein liebevoller Blick. „Wenn ich von dem Reiche Gottes spräche, wie es ist, so würdet ihr es nicht verstehen, denn euer Geist ist nicht bereit. Es wäre wie mit Engelzungen reden, doch solange in euren Herzen keine Liebe ist, bliebe es ein hohler Klang. Und spräche ich von Samenkörnern, doch verschlösse mich selber im Herzen vor der Liebe, so würdet ihr fragen: ‚Was spricht er von Samenkörnern? Ist er nicht gekommen, uns von Gott zu künden?‘ Wenn ich aber von Samenkörnern spreche und das Liebesreich Gottes dabei

meines Herzens Wohnstatt ist, so werdet ihr in eurer Seele verstehen und einander sagen: ‚Wahrlich, er spricht vom Himmelreich, vom Vater, von der Wahrheit und der Liebe.‘“

Eine Weile blieb es still und ich sah, wie viele zustimmend nickten. Ich stützte den Kopf in meine Rechte und blickte nachdenklich zu Boden. ‚Das Reich Gottes, wie es ist...‘, hatte Jeshua gesagt. In meinem Herzen fühlte ich ein eigenartiges Ziehen. Wie war denn dieses Reich Gottes beschaffen? Würde Jeshua jemals darüber zu uns sprechen, wie es wirklich dort war?

Nun erhob Thomas sich auf die Knie und fragte: „Du sagst, dass in unseren Herzen keine Liebe sei. Wie aber ist ein Herz, wenn es Liebe hat, und wie können wir solche Liebe erlangen?“

Jeshua neigte leicht den Kopf und lächelte unserem Bruder Thomas zu. „Deine Frage ist wichtig, Thomas, es ist die Frage, für die wir hierher gekommen sind.“ Er sah in die Runde und hob die Hand. Auf den Boden deutend fuhr er fort: „Ich meine nicht hierher, an diesen Ort heute. Sondern ich meine hier auf diese Erde, in Gefilde, die der Herr uns bereitet hat, die aber nicht unsere Heimat sind, denn die ist bei Gott in Seinem Reiche und sie ist ewig, vollkommen gewärtig und glücklich. Wir sind hierhergekommen, weil wir vergaßen, Gott zu lieben und wir sind hierhergekommen, weil wir Ihn hier lieben lernen dürfen. Unsere Herzen sind nicht rein und licht, sodass die Liebe dort wohnen möchte. Unsere Herzen sind vielmehr dunkel, verschlossen und ängstlich, denn das menschliche Herz nimmt leicht die Färbung an, von der es sich umgeben sieht. In dieser Welt hier müssen die Menschenkinder große Mühen auf sich nehmen, damit ihr Leib überlebt und sie ein wenig Freuden genießen können. Wie viel mehr Freude aber wird im Himmel sein, wenn Abba uns willkommen heißt und aufnimmt bei Sich, weil die Liebe uns reif gemacht hat wie eine süße Frucht!“

Jeshua hielt einen Moment lang inne und sah, dass Thomas mit seiner Antwort noch nicht zufrieden war. „Und diese Liebe, die uns reifen lässt, betritt unser Herz, wenn wir aufhören, das Eigene zu wollen und stattdessen nach dem Willen Gottes fragen. Auf solchem Boden tanzt die Liebe Selbst in schönster Gestalt...“ Wieder hielt er inne, der Blick war nun verändert, auf

diese seltsame Weise nach innen gekehrt, wie ich es manchmal bei ihm wahrgenommen hatte. Vermochte er in solchen Momenten etwas von der Liebe, über die er sprach wie von einer Person, zu erblicken? Und hatte sie wohl wirklich eine Gestalt, die zu schauen erlaubt war, wenn man nur im Herzen licht genug war?

„Jeshua...“, hörte ich die Stimme meines Gottesbruders erneut. Er klang etwas unsicher, ob er sich getrauen sollte, noch eine weitere Frage zu stellen, doch Jeshua ermutigte ihn mit einem Lächeln.

„Jeshua, ich fühle, dass es wahr ist, was du sprichst. Doch wenn ich in mein Herz schaue, dann bin ich mir auch gewiss, dass ich diese Wahrheit nicht leben kann, denn mein Herz will nicht Gottes Willen tun, sondern meinen eigenen.“

Nun senkte sich eine Art atemloser Stille auf die anderen Zuhörer und einige Köpfe drehten sich zu Thomas um, der so unerhört offen Dinge aussprach, die sich die meisten nicht einmal zu denken getrauten. Zumindest war das meine Vermutung, wenn ich in ihre Gesichter sah, auf denen keine Entrüstung zu lesen stand, sondern nachdenkliche Dankbarkeit für etwas, das vielleicht ein Moment großer Aufrichtigkeit war. Auch ich empfand eine Welle von Zuneigung für den Frager, denn was ich in seiner Offenheit erkannte, war die große Verzweiflung einer wirklich suchenden Seele zusammen mit einem unschuldigen, vollständigen Vertrauen in Jeshua. Wie riesig musste dies sein, wenn jemand die Achtung der Menschen und seinen Ruf aufs Spiel setzte mit einer einzigen Frage.

Jeshua hatte sich bei den letzten Worten seines geliebten Jüngers leicht nach vorn gebeugt, als wolle er um keinen Preis auch nur eine Silbe verpassen, und schaute ihn an wie ein Vater sein Kind, das soeben eine außerordentliche Leistung vollbracht hatte. „Seht her, wie dieser Mensch heute hier spricht. Wahrlich, ich verspreche dir, du wirst morgen aufstehen und ein anderer sein.“

Verwirrt blieb Thomas sitzen, die ihn Umgebenden warfen ihm neugierige Blicke zu. Nichts schien für ihn geklärt zu sein

und dennoch sah er nicht unglücklich aus, als er sinnend vor sich hinblickte. Jeshua sprach wieder und sagte wie zu sich selbst:

„Um die Wahrheit zu wissen und sie nicht leben zu können ist das, was der Herr schenkt, wenn Er jemanden das Beten lehren will.“

*

Am nächsten Morgen waren die Menschen bereits früh gekommen und hatten sich versammelt, um von Jeshua zu hören.

„Rabbi“, rief Johannes von hinten, „du hast gestern über das Beten zu uns gesprochen. Deine Worte waren, dass der Herr es manchmal so einrichtet, dass jemand der Wahrheit im Herzen gewahr ist und sie dennoch nicht im Handeln und in seinen Worten zeigen kann.“

Jeshua nickte zustimmend. Wie immer freute es ihn, wenn Johannes seine Worte im Herzen bewegt hatte und ihnen dann neue Gestalt verlieh – denn dafür war er inzwischen unter den Jüngern bekannt. „Du sprachst, dass der Herr solches tut, wenn Er jemanden das Beten lehren will“, fuhr Johannes in die wieder entstandene Stille hinein fort. Jeshua lächelte. „Bitte sprich zu uns noch mehr darüber, Rabbi“, rief Johannes.

Köpfe nickten, hier und dort wurden zustimmende Rufe laut, „Ja, sprich zu uns vom Beten, Herr!“

Jeshuas Blick hob sich einen Augenblick lang über die Köpfe der Menschen und es schien, als fokussiere er dort etwas. Doch war es ein Blick, der seinen Gegenstand an einem ganz anderen Ort erschaute, im Ewigen, Jenseitigen. Dann begann er zu sprechen.

„Du...“, sagte er, „du, du und du“, und er ließ den dunklen, aufmerksamen Blick wandern, sodass es niemanden mehr gab, der sich nicht angesprochen fühlen konnte. „Wenn du wirklich beten willst, dann tu es ganz für dich, allein mit Ihm, allein in deiner Kammer. Ja, geh in deine Kammer, schließe die Tür und

betete zu deinem geliebten Vater, der ein Gott des Verborgenen ist. Und dieser liebe Gott wird dich, aus Seinem Verborgenen heraus in dein Verborgenes blickend, Seine große Freude über dein Beten spüren lassen.“

„Was meinst du damit, dass der Vater ein Gott des Verborgenen ist?“ rief jemand.

Und Jeshua, der nie eine Frage unbeantwortet ließ, schwiegte nun und ließ den Blick schweifen. Ich konnte wiederum fühlen, dass er Dinge sah, die wir nicht sahen, und mir schauderte. Johannes' Stimme erhob sich noch einmal: „Ihr hört seine Worte und hört sie doch nicht!“ Weil er weiter hinten saß, konnte ich ihn nicht sehen, doch war ich mir sicher, dass über seiner Nasenwurzel die zwei steilen Falten entstanden waren, die ich liebte, und ich sah ihn vor dem geistigen Auge den Kopf schütteln. „Dein Mund plappert los, wenn du das Gehörte nicht sogleich verstehst!“ Er sprach mahnend zu dem Fragensteller. „Wollen wir nicht vertrauen lernen, dass die Worte, die Rabbi spricht, bereits Nahrung für die Seele sind, selbst wenn sie uns bisweilen unbegreiflich bleiben?“

Als habe er auf ein Signal gewartet, fuhr Jeshua unvermittelt fort: „Du sollst beim Beten nicht herumplappern. Es braucht nicht viele Worte, denn der Herr weiß ja bereits, wessen du bedarfst. Um all solches darfst du lernen, einmal nicht mehr zu beten. Kümmere dich aber um den Herrn und um Seinen Willen und Er wird Sich um dich und deine kleinlichen Wünsche kümmern. Denn in Wahrheit liebet ihr einander wie zwei Brüder oder wie Mann und Weib, die einander immerzu dienen.“

Wieder rann mir ein Schauer über den Rücken und ich spürte, wie sich die Atmosphäre unter den zuhörenden Menschen verdichtete. Die Worte Jeshuas waren unerhört. Doch sprach er sie mit solcher Vollmacht, dass in uns Hörenden aller Raum, den sonst der zweifelnde Geist besetzt hielt, gefüllt wurde mit einem zarten Empfinden von Sehnsucht nach Beziehung zu diesem Höchsten Wesen.

„Betet vielmehr so:

Vater unser, der Du bist im Himmel.
Geheiligt werde Dein Name.
Dein Reich komme.
Dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auch auf Erden.
Unser tägliches Brot gib uns heute.
Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern
Schuldigern.
Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von
dem Bösen.“

Beim Aufnehmen dieser Worte spürte ich, wie mein Herz weit wurde und leicht. Etwas in meinem Brustraum schien zu flattern wie ein Schmetterling und erstaunt wollte ich dorthin schauen, in Erwartung, etwas Besonderes zu erblicken. Jeshua sah wieder in die Runde, liebevoll, ruhig und klar. Dann wies er uns an, mitzubeten und wir wiederholten die Gebetsworte noch zweimal.

Ich sprach mit den anderen im Chor halblaut vor mich hin. Weil die Worte durch Jeshua kamen, war mein Herz mit sofortigem Vertrauen in sie erfüllt. Irgendwie spürte ich, dass zugleich mit den heiligen Worten noch etwas durch ihn in mich hineinfluss, sodass ich sie in meiner Seele tief verstand. Nachdem die Stimmen verklungen waren, entstand ein langes gemeinsames Schweigen. In eine solche Stille hinein würde man Gott rufen können, wurde mir plötzlich klar. Wenn wir einst bereit sein würden, wirklich nach Ihm zu rufen...

„Jedes Wort dieses kurzen Gebets ist wesentlich“, sagte Jeshua schließlich, „zwei Dinge aber besonders, von denen eines die Vergebung ist. Alles in euch soll danach streben lernen, Vergebung zu üben. Seid freundlich mit den Menschen und allen Geschöpfen und seid es mit euch selbst. Wenn die Menschen euch vieles antun, so habt ihr viel zu vergeben. Am meisten aber vergebt euch selbst.“ Jeshuas Blick wanderte von einem zur anderen und es schien, als führe er gleichzeitig ein mitfühlendes Gespräch mit jedem und jeder Einzelnen der Zuhörenden. So viel Liebe und Verständnis lag in seinem Blick, dass nicht wenige unvermittelt anfangen zu weinen. „Denn wenn ihr es nicht tut“,

fuhr Jeshua leiser fort, „wenn ihr einander nicht vergebt und auch nicht euch selbst, so entzieht ihr dem Herrn eure Erlaubnis, an euren Seelen zu wirken.“ Er machte eine Pause und traf auf verständnislose Blicke. „Ihr wisst es noch nicht, doch Gott der Herr ist angewiesen auf euer Einverständnis in Seine Liebe. Noch seid ihr blind und vermögt Seine Herrlichkeiten nicht zu schauen. Eure Seelen sind bedeckt von Unkraut und schlafen fest. Ihr seid nicht bereit, dass der Hausherr kommt.

Wohl ist Er der Höchste Herr, doch ist Er zart und fein und drängt Sich nicht auf. Er hat euch bereits vergeben, denn aus Sicht der Liebe gab es nie etwas zu vergeben... Doch ihr wollt es nicht hören und nicht fühlen, weil ihr selbst die Herren über Vergebung und Strafe sein wollt.“

Jeshua blickte in die Runde und lächelte mild. Ich hatte mir die Hand auf mein Herz gelegt, denn seine Worte waren wahr. Etwas in mir wollte nicht Vergebung üben, nicht weich werden.

Dann hob Jeshua noch einmal zu sprechen an:

„Wenn ihr aber betet, dann betet so, dass ihr in einer Stimmung von Liebe seid. Lasst euer Gebet eine Darbringung sein und euer ganzes Leben ein Gebet. Betet nicht, indem ihr den Herrn um etwas bittet. Auch nicht, wenn ihr betet ‚gib uns unser Brot‘ und ‚vergib uns‘. Betet vielmehr so, dass euer jedes Beten euer Ehegelöbnis ist; eure Erklärung zur Selbstlosigkeit; eure glühendste Liebesbotschaft. Denn nur das Gebet, das nicht um euretwillen geschieht, sondern allein um Seinetwillen, ist wahres Gebet. Lasst Liebe euer einziges Gebet sein und lasst es die wahre Liebe sein, die das Eigene nicht kennt und die sich an der Wahrheit eurer Seele freut, die da lautet: Ich bin das Freudengeschenk für den Herrn.“

Stille senkte sich auf uns herab, ein jeder und eine jede war tief im Herzen von der Hand Gottes berührt. Ich senkte den Kopf, weil Tränen in meinen Augen standen. Es waren Tränen der Sehnsucht und Rührung und zugleich einer tiefen Traurigkeit, denn so, wie Jeshua uns zu beten lehrte, so vermochte ich es nicht...

Noch nicht.

Erschrocken blickte ich auf und sah in Jeshuas Gesicht. Aufmunternd lächelte er mir zu, jedoch – hatte er die Worte laut gesprochen oder hatte ich sie nur in meinem Inneren vernommen?

„Rabbi, du sprachst davon, dass zwei Dinge im Gebet Vaterunser besonders wichtig seien. Du sprachst über die Vergebung. Was aber ist das Zweite, welches wesentlich ist?“ fragte eine Frau vorn.

Jeshua senkte den Blick auf sie, ein großer Friede lag auf seinem Gesicht. Dann gab er zur Antwort: „’Geheiligt werde Dein Name’.“

Wir alle warteten, was er uns dazu erklären würde. Doch es blieb still.

*

Auch am Folgetag waren wieder Hunderte von Menschen aus der Stadt gekommen und Jeshua hatte zu ihnen gesprochen. Die Art, wie er sich anschließend umschaute, verriet uns, dass er sich nun zurückziehen wollte. Als sich ein paar von uns bereit machten, die Menschen fortzuschicken, sagte er jedoch: „Schickt sie jetzt noch nicht fort, denn sie sind friedlich und in Freude. Lasst uns aber ein Boot nehmen und ans andere Ufer fahren!“

Und so kam es, dass binnen Kürze mehrere Boote bereit waren, das gegenüberliegende Ufer anzusteuern. Ich sah, wie Maryam zu Jeshua und Johannes stieg und mir zuwinkte. Irgendetwas ließ mich zögern und langsam schüttelte ich den Kopf, denn ich wollte bei den Menschen bleiben, die hier versammelt waren. Wie mir erging es noch ein paar von uns und so blieben wir mit der Menge Menschen zurück und schauten den Booten hinterher, wie sie sich langsam vom Ufer entfernten und immer kleiner wurden.

„Seht, da!“, rief Jonathan plötzlich und als wir seiner ausgestreckten Hand mit unseren Blicken folgten, sahen wir, dass sich dunkle Wolken direkt über dem See zusammengetürmt

hatten und es dort auf dem Wasser zu regnen begann. Ein kühler Wind zog urplötzlich hinter uns herauf und fegte wild über die Wasseroberfläche, sodass sie zu Wellen aufgetürmt wurde. Mir wurde bang ums Herz wegen Jeshua, Maryam und den anderen Geschwistern in Gott, die dort mitten auf dem See den Naturgewalten ausgeliefert waren. Wo war dieses Unwetter nur so plötzlich hergekommen?

Irgendwann zog es genauso unvermittelt ab, wie es entstanden war, und ich beruhigte mich, als ich die Boote wie kleine Punkte noch immer auf das andere Ufer zusteuern sah.

Wir anderen gingen nun ein wenig herum und sprachen mit den versammelten Menschen, die viele Fragen hatten zu unserem Leben mit Jeshua. Es war nicht immer einfach, Antwort zu geben und ich war erleichtert, dass Jonathan neben mir war. Viele ihrer Fragen zielten auf Jeshua und das Leben, das er führte. Ob wir wirklich glaubten, dass er der Gesandte Gottes sei. In meinem Herzen rief und jubelte es unablässig und wollte die frohe Botschaft hinausschreien, doch hielt mich ein gewisses Gespür davon ab; die Einsicht, dass es nicht mir oblag, solche Dinge zu verkünden. Jeshua selbst würde sich offenbaren, wann immer die Zeit gekommen war, und er tat es ja schon auf verschiedenliche Weise.

„Deshalb sagt er immer ‚Wer Augen hat, zu sehen, der siehe...‘“, sagte Jonathan leise, als wir weitergingen, „wer wirklich glauben und ihn erkennen will, den lässt er erkennen.“

Ich pflichtete ihm bei: „Und wer es nicht sehen will, was würde es da nützen, wenn wir versuchten, ihn zu überzeugen? Es wäre nicht recht...“

„Es ist nicht nötig, für Jeshua zu werben“, stimmte Jonathan zu. Ich fragte: „Ist es nicht sogar so, dass er das Vertrauliche liebt?“ Jonathan lächelte und ich konnte sehen, dass er wusste, wovon ich sprach. Wir alle hatten unsere ganz eigene Beziehung mit Jeshua. So musste es mit Gott sein, dachte ich, dass Er jede Seiner Seelen ganz genau kennt und mit jeder ein wenig anders ist. Einzigartig und unverwechselbar. Diesen Gedanken fand ich aufregend und von irgendwoher nahm ich die Gewissheit, dass daran etwas Wahres war.

Am späten Nachmittag kehrten die Boote zurück. Sofort merkte ich, dass etwas anders war. Die, die den Booten entstiegen, waren nicht mehr die, die vor ein paar Stunden eingestiegen waren. Sie waren Zeugen von etwas geworden, das sie erschüttert und zugleich belebt hatte.

Die meisten Menschen waren irgendwann unseren sanften Hinweisen gefolgt und gegangen, worüber ich froh war, da ich spürte, dass es Jeshuas Wunsch war, den Abend mit unserer kleinen Gruppe von Jüngerinnen und Jünger zu verbringen. Nun stand ich mit Jonathan und ein paar anderen, die zurückgeblieben waren, am Ufer und froh hießen wir die Heimkehrenden willkommen.

Maryam suchte meinen Blick und bedeutete mir, dass sie gern mit mir sprechen wollte. Auch Johannes schloss sich uns an und so zogen wir uns zu dritt an einen ruhigen Ort ganz in der Nähe zurück, während drüben das Abendmahl bereitet wurde.

„Was ist denn passiert?“ wollte ich wissen. Wir saßen auf einem breiten Felsen, der ein Stück ins Wasser ragte, und schauten hinaus auf den See Genesareth.

Maryam und Johannes wechselten einen Blick. „Habt ihr den Sturm mitbekommen?“ fragte meine Schwester. Ich nickte.

„Als wir mitten auf dem See waren, bemerkten wir, dass Jeshua eingeschlafen war im Boot“, erklärte Johannes, „und im selben Moment sahen wir auch, dass der Himmel schwarz war und der Wind den See aufpeitschte wie ein richtiges Meer. Das Boot begann heftig zu schaukeln und wir konnten die anderen Boote nicht mehr sehen...“

„Mir wurde so übel, dass ich mich übergeben musste“, setzte Maryam kopfschüttelnd hinzu, „zum Glück hielt Johannes mich fest, sonst wäre ich wahrscheinlich über Bord gegangen.“

„Es war mir ein Vergnügen“, sagte Johannes und lachte ein bisschen.

„Ganz meinerseits“, gab Maryam ein wenig keck zurück und zog dann eine Grimasse in meine Richtung. Ich konnte mir denken, dass es für sie nicht gerade angenehm gewesen war, dass er sie so gesehen hatte. Noch nie hatten wir darüber gesprochen, doch glaubte ich zu ahnen, dass meine Schwester mehr für

Johannes empfand als bloß schwesterliche Liebe und ich konnte sie gut verstehen...

„Jedenfalls kriegten wir es mit der Angst zu tun“, fuhr Johannes fort, „und Jeshua schlief einfach seelenruhig weiter!“

„Seine Seele ist ja auch ruhig“, sagte Maryam leise.

„Wir befürchteten schon, dass das Boot kentern würde und Bartho und Levi, die mit uns fuhren, behaupteten, die Schreie der anderen zu hören. Also schüttelte Bartho Jeshua, um ihn aufzuwecken.“

„Und..?“ fragte ich gespannt.

„Er erwachte, lachte laut, hieß uns Feiglinge und Kleingeister, stellte sich aufrecht ins Boot, wo wir nur kriechen konnten, und hob die Hand zum Himmel“, berichtete Johannes.

Maryam nickte. „Dann schrie er irgendetwas in den Sturm hinein –“

„Und augenblicklich flaute der Wind ab, der See wurde ruhig...“

Ich nickte schnell und mit klopfendem Herzen. „Das sahen wir auch hier.“

„Was sagst du dazu?“ fragte Maryam mich. Ich zog die Schultern hoch. „Irgendwie ist es nicht mehr überraschend und dennoch unfassbar“, murmelte ich. „Haben wir nicht geglaubt, dass er der Gottessohn ist, als wir mit ihm gingen? Wir haben Ma und Abba einfach so verlassen, ohne ein Abschiedswort! Er ist es, Maryam..!“

„Ja...“, stimmte sie in fast klagendem Tonfall zu, „aber... dann diese Dinge mitzuerleben ist wieder etwas anderes.“

„Hör mal, es geht noch weiter!“, sagte Johannes und ergriff meine Hand. „Wir kamen am gegenüberliegenden Ufer an und da rannte eine seltsame Gestalt auf uns zu.“

„Ich bekam wirklich Angst“, murmelte Maryam.

„Uns allen war seltsam zumute, als wir ihn sahen, denn er war praktisch nackt, sein Gesicht war verzerrt und seine Augen blickten irre. Er hielt direkt auf Jeshua zu, als ob die beiden einander kannten, und sprach ihn sogar mit Namen an!“ erzählte Johannes.

„Jedenfalls behauptet das Andreas, der neben ihm stand“, sagte Maryam, „Jeshua selbst sagte hinterher, dass der Mann gar nicht sprechen konnte. Stattdessen warf er sich der Länge nach vor ihm auf den Boden, das können alle bezeugen.“

„Doch Andreas erzählte hinterher, dass er auch etwas sagte, nämlich, dass er Jeshua bat, ihn nicht in die Hölle zu schicken oder so ähnlich.“

„Die Geister, die in ihm waren, die haben gesprochen“, ergänzte Maryam.

Johannes nickte: „Denn als wir später mit einigen Leuten aus dem Dorf redeten, aus dem der Verrückte kam, sagten sie uns, er sei seit vielen Jahren von Geistern besessen und sei darüber irre geworden und habe mörderische Kräfte bekommen. Denn früher versuchte man, ihn zu fesseln, doch er hat wohl die Ketten immer zerrissen und ist fortgelaufen, um in den Höhlengräbern zu hausen...“

Ich spürte, wie ich eine Gänsehaut bekam, weil diese Geschichte mir so verworren und beängstigend erschien.

„Und – du glaubst es nicht“, sagte Maryam, die mein Befinden erspürte, „dann hat Jeshua wieder ein Zeichen mit der Hand gemacht und der Mann wurde augenblicklich geheilt und schlief vor unseren Füßen einfach ein. Jeshua legte sein Wolltuch über ihn und dann geschah etwas ganz in der Nähe: Da waren Hirten mit Schweinen und die ganze Herde setzte sich jetzt auf einmal in Bewegung und rannte wie verrückt auf den See zu...“ Maryam unterbrach kopfschüttelnd.

„Unter uns Umstehenden brach ein Geschrei los“, fuhr Johannes fort, „denn wir verstanden nicht, wie uns geschah, es war ein Gefühl, als ob die Welt aus den Fugen geriete.“ Er strich sich über das Gesicht. „Auch die Schweinehirten waren außer sich und rannten mit ihren Stäben den Schweinen nach, die alle nacheinander vom Abhang in den See stürzten. Nur ganz wenige konnten sich ans sandige Ufer in der Nähe retten, die meisten ertranken im See...“

„Ich höre das hilflose Plantschen und schreckliche Quieken noch immer“, erschauerte Maryam.

„Und Jeshua?“ fragte ich atemlos.

„Er blieb einfach ruhig neben dem schlafenden Mann sitzen und sprach leise auf ihn ein“, beschrieb Johannes. „Die Schweinehirten warfen ihre Stäbe weg und rannten vor uns davon.“

Maryam nickte nachdenklich. „Ja, und kurz danach kamen sie wieder, mit Leuten aus dem Dorf, und baten uns höflich, aber irgendwie sehr alarmiert, die Gegend zu verlassen.“

„Und der Mann?“ wollte ich wissen.

„Er war aufgewacht und wir haben ihm ein paar Kleider von uns gegeben“, erklärte Johannes, „dann saß er ganz normal bei uns...“

„Er war unrasiert, die Haare standen ihm zu Berge, und er stank fürchterlich“, fügte Maryam hinzu, „aber er war tatsächlich ganz normal und blieb einfach neben Jeshua sitzen, ergriff immer wieder seine Hände und dankte ihm unter Tränen.“

„Er wollte sogar mit uns kommen“, sagte Johannes nachdenklich, „aber Jeshua erlaubte es ihm nicht, sondern wollte, dass er zurück ins Dorf ging. Er gab ihm sogar den Auftrag, den Menschen zu erzählen, was Gott an ihm bewirkt hatte.“

Maryam lächelte bei der Erinnerung. „Und dann ging er und rief immerzu: ‚Gepriesen sei der Herr, gepriesen sei Jeshua von Nazareth, der wahre Sohn Gottes!‘“

In diesem Moment bemerkten wir, dass in der Zwischenzeit wiederum mehrere Menschen aus Kapernaum eingetroffen waren. „Die haben wir doch gerade weggeschickt“, murmelte ich ein wenig entrüstet.

„Sie suchen Jeshua“, meinte Maryam, „kommt, wir gehen hin und schauen, was sie wollen.“

Als wir wieder an unserer Lagerstatt angekommen waren, sahen wir, wie etwa fünfzig Stadtbewohner Jeshua umdrängten. Die anderen Jünger und Jüngerinnen standen dabei und hörten dem Gespräch zu, das sich dort ereignete. Ein Mann, an dessen Kleidung und Haartracht ich erkannte, dass er der Synagoge angehörte, sprach mit Jeshua und die anderen versuchten, die Worte zu erhaschen, die gesprochen wurden. Das Gesicht des Mannes wirkte deutlich älter als er wahrscheinlich war, denn

Kummer und Sorge hatten ihre Furchen darin eingegraben. Jeshua hörte ihm aufmerksam zu, ganz auf ihn konzentriert, obwohl viele Menschen versuchten, ihn anzufassen oder möglichst nah an ihn heranzukommen.

Dann auf einmal hob Jeshua den Blick und begann, sich suchend umzuschauen. „Wer hat mich am Gewand berührt?“ fragte er mit lauter Stimme.

„Also, Jeshua, du siehst doch, was hier los ist. Alle berühren dein Gewand“, rief Thomas und lachte.

Doch Jeshua fragte dasselbe noch einmal und dann trat eine Frau an ihn heran, die sehr ängstlich aussah, und sagte etwas zu ihm, was im Lärm unterging.

„Ist das deine Frau, Jairus?“ fragte Jeshua den Mann, der nickte. Ich sah, dass auch die Frau ein kummervolles Gesicht hatte, doch leuchteten ihre Augen in der Anwesenheit Jeshuas.

„Hört!“, rief Jeshua über die Köpfe hinweg und es wurde ruhiger. „Ihr alle wisst, dass Jairus und seine Frau um ihre tote Tochter trauern, denn ihr seid ihnen bis hierher gefolgt, um mitzuerleben, wie eine dunkle Zeit, die zwölf Jahre währt, nun zu Ende geht, damit etwas Neues beginnen kann.“

„Herr, ich spüre, dass ich geheilt bin“, sagte die Frau und aufgeregt fing die Menge an zu klatschen, was Jeshua verärgerte, wie ich an seinem Gesicht erkennen konnte. Er hob die Hände und hieß die Menschen schweigen.

„Dein Glaube war so stark, dass du dachtest, mein Gewand zu berühren bringe dir Heilung, die kein Arzt vermocht hat“, sprach er liebevoll zu der Frau, die zu ihm aufsah und nickte. „Ja, Herr. Denn ich hörte von dir und was ich hörte, erfüllte mein Herz mit der Zuversicht Gottes. Da wusste ich, dass es wahr ist, was die Menschen sagen, dass du der wahre Diener des Herrn bist, gesandt, uns zu heilen und zu retten und nach Hause zu führen.“

„Dein Glaube hat dich geheilt“, verkündete Jeshua und legte ihr eine Hand auf die Wange. „Doch nun wollen wir in euer Haus gehen und sehen, was da tot ist und was da auferweckt werden will.“ Er hob die Hände und rief den Umstehenden zu:

„Ihr anderen aber geht in eure Häuser, denn was nun kommt, das ist nicht für eure Augen bestimmt.“

Ich staunte, dass die Menge ihm widerspruchslos gehorchte und sich zerstreute. Jeshua gab Johannes, der noch immer neben mir stand, ein Zeichen, ebenso Jakob und Simon. Diese gingen mit ihm und Jairus und seiner Frau in Richtung der Stadt davon.

„Auf dem Weg erzählte uns die Frau, woran sie seit zwölf Jahren gelitten hatte“, berichtete Johannes Maryam und mir, sobald er wieder da war, „nämlich am Blutfluss wie nach einer Geburt, der aber einfach nicht aufhörte, seit ihr Kind gestorben war. ‚Du hast keine Träne seitdem geweint‘, stellte Jeshua fest und sah die Frau an, die erstaunt nickte. Und dann kamen wir in das Haus und es war das traurigste und dunkelste Haus, das ich je betreten habe! Alle Vorhänge waren zugezogen und in den Räumen hing schwer die Trauer, wie ein Wesen, das alle Freude aufsaugt.“

„Seit zwölf Jahren?“ fragte Maryam ungläubig.

„Sie haben ihre einzige Tochter wohl sehr geliebt. Sie hatte einen Raum unter dem Dach, der noch immer so war wie an jenem Tag, da sie starb“ erzählte er leise. „Sie wollten sie einfach nicht gehen lassen und als wir im Haus waren, fingen sie an von dem Tag zu sprechen, da sie gestorben war, und es war uns, als würde die Szene vor unseren Augen noch einmal durchlebt werden.“

Mir schauderte ein wenig, denn ich bekam ein Gespür dafür, dass diese verwaisten Eltern das seit all den Jahren viele Male durchgemacht haben mussten.

„Wir konnten es vor uns sehen, wie das Mädchen dort lag und zu atmen aufhörte, aussah, als schliefe es, aber doch tot war. Die Eltern, die es nicht fassen konnten...“, fuhr Johannes fort, „doch dann erhob sich Jeshua plötzlich und ging mit gewaltiger Stimme dazwischen. ‚*Genug!*‘, donnerte er und hieb mit der Faust auf den Tisch, ‚begreift ihr denn nicht, dass es Gott, der Vater ist, der euch alles bereitet hat, auf dass ihr Ihn liebet und Ihn bei euch aufnehmet an eurer Tochter statt? Ihr wollt nicht bemerkt haben, dass der Herr unser Gott unablässig bemüht ist um euch,

euren Blick auf Sich lenken möchte, um euch Einlass zu geben in Sein Reich, darin Freude herrscht und Licht? Ihr aber hängt an dem, was nicht die Wahrheit ist, und weigert euch, zu sehen und zu hören, was da die Wahrheit hinter den Dingen ist.' Dann wandte er sich an die Mutter: ‚Du blutetest seit zwölf Jahren und sagst, dass niemand dir helfen konnte. Hast du nicht gesehen, dass deine Gebärmutter Blut weinte, weil du dein Mutterherz nicht weinen ließest, als es Zeit gewesen wäre, zu trauern?‘ Und er sprach zum Vater: ‚Und du kreist jahrein jahraus mit den Gedanken um jenen Tag, da dein Kind hier im Sterben lag und tot war und bist noch immer beschäftigt damit, sie zu retten, die doch gerettet ist vor Gott, dem sie in Wahrheit gehört und in dessen Liebe sie wandelt?‘

„*Es werde Licht!*“, brüllte Jeshua dann unvermittelt und –“ Johannes sah uns einen Moment lang kopfschüttelnd an, dann: „fassunglos sahen wir mit an, wie alle Vorhänge sich im ganzen Haus wie von Geisterhand öffneten!“

„Was?!“ entfuhr es Maryam, obwohl sie doch heute schon einige Wunder erblickt hatte. Ich griff mir unwillkürlich ans Herz. Johannes hatte in der Erinnerung die Hände vors Gesicht geschlagen und sprach nach einem Moment weiter:

„Jakob sprang von dem Stuhl auf, auf dem er saß, und Simon schrie: ‚Herr, oh Herr!‘ und da blickte Jeshua sie nur kopfschüttelnd an, sodass sie ganz still wurden. Die Eltern aber hielten einander stumm bei den Händen und ein seltsamer Friede leuchtete auf ihren Gesichtern. Und dann brach die Frau plötzlich zusammen und fing an zu weinen, wie ich noch nie jemanden habe weinen sehen!“ Ich konnte hören, wie berührt Johannes von der Erinnerung war. „Jeshua aber umarmte die beiden und sagte leise zu ihnen: ‚Es ist der Herr, der in euren Herzen geboren werden möchte als euer einzig wahres Kind! Trauert nur endlich ganz um euren Verlust und setzt dem ein würdiges Ende, doch lasst Gott ein in euer Haus und es soll Freude darin sein. Und nun bereitet eurer Tochter ein letztes Mahl und weiht es Gott, der ausgehungert ist an diesem Ort.“

Johannes’ Bericht war zu Ende und wir saßen einfach beieinander und sahen einander schweigend an.

„Der Wunder drei haben unsere Augen heute erblickt“, sagte Jeshua am Abend. Er sprach leiser als sonst und wirkte seltsam abwesend. „Wir sahen, wie dem Sturm Einhalt geboten wurde, und dann sahen wir, wie einer, den sie besessen nannten, geheilt wurde, und erlebten fernerhin, wie Gott Einzug in ein Haus hielt, darin ohne Sinn getrauert wurde.“

Nun erst blickte er uns an, die wir um ihn versammelt saßen, still und noch immer den Ereignissen des Tages nachhängend. Eine Erschütterung hatte in unseren Herzen stattgefunden, die eine gewisse Verunsicherung oder Scheu gegenüber Jeshua nach sich zu ziehen schien.

Einige nickten jetzt bedächtig, andere Gesichter zeigten, dass sie mit Jeshuas letzten Worten über die Sinnlosigkeit der Trauer bei den Eltern nicht einverstanden waren.

Jeshua gewährte die Zweifel wohl, ging jedoch vorerst nicht darauf ein. „Das Reich Gottes ist inwendig in euch“, fuhr er fort. „Nichts, das eure Augen und Ohren bezeugen mögen, ist *äußerlich* bedeutsam. Alles, dessen euer Auge und Ohr gewahr wird, ist Botschaft dieses inwendigen Reiches. Wer Augen hat zu sehen, der siehe, und wer Ohren hat zu hören, der höre!“

Wir warteten gespannt. Nacheinander schaute er uns an und lächelte ein wenig. Ich spürte trotz meiner Scheu vor ihm eine Welle der Liebe im Herzen, warm und freudig. Ja, ich würde ihm vertrauen, was auch immer geschah.

Er sprach weiter: „Es geht um das *wahre Sehen* und ums *wahre Hören*. Der Herr schenkt uns die wahre Schau und ein tiefes Verstehen, wenn wir Ihn nur darum bitten. Nun aber hört, was wirklich geschah.“ Jeshua setzte sich ein wenig aufrechter hin und begann dann, die Geschehnisse des Tages noch einmal darzulegen.

„Ihr saht einen Sturm gewaltig werden auf dem See und die Angst siegte in euren Herzen über das Vertrauen in Gott. Ihr wecktet mich, auf dass ich dem Sturm Einhalt gebot.“

Nun aber frage ich euch: Wie ist es um eure Bereitschaft bestellt, im Auge des Sturmes stille und inne zu werden, zu harren der Dinge, die da kommen, und es dem Herrn allein zu überlassen, wie Er mit euch verfahren will?“ Wieder schaute

Jeshua uns nacheinander an, der Blick durchdringend und klar. Mir wurde bang ums Herz, weil ich eine neue Ernsthaftigkeit erspürte, die er in uns hineinlegen wollte, eine Ernsthaftigkeit, die wir, wenn wir ihm nachfolgen wollten, nicht umgehen konnten. Er beugte sich ein wenig nach vorn und fuhr mit erhobener Stimme, jedoch in ruhigem Tonfall fort: „Wie ist es in euren Herzen um die Bereitschaft bestellt, samt eurem Kahn im Sturme unterzugehen, kopfüber in die Wellen zu stürzen oder euch in die Wogen werfen zu lassen, wie der Prophet Jona es von den Seeleuten verlangte, als er einsah, dass das Schiff, auf welchem er Gottes Auftrag entfliehen wollte, um seinetwillen sinken würde?“

Ich senkte den Kopf, als seine Worte mich ins Herz trafen und sah aus dem Augenwinkel, dass es vielen so erging. Wohl wussten wir inzwischen durch seine Lehren genug, um bei seinen Worten jetzt nicht davon überrascht zu sein, was dieser Weg uns noch abverlangen mochte und in welche Bedingungslosigkeit er zielte. Und dennoch gelang es Jeshua, auf eine solch dringliche Weise von der Bereitschaft zum ganz großen Wagnis zu künden, dass es für uns alle spürbar zu einem inneren Scheidepunkt kam.

„Und noch mehr“, sprach Jeshua nun leiser weiter. „Ihr saht, wie ihr euch im Sturm verhieltet. Ich aber frage euch: Was ist mit euren inneren Stürmen? Dem äußeren Sturm habt ihr letztlich nichts entgegenzusetzen; wenn der Herr euch untergehen und dieses Leben enden lassen will, so wird es geschehen. Der inneren Stürme aber wird es auf eurem Weg zum Vater viele geben. Schau hinein in dein Herz und dann sage mir, Seele, wie du diesen Stürmen trotzen wirst? Wirst du innerlich still werden können um der Liebe zum Vater Willen? Wirst du ausharren können in der größten inneren Bedrängnis, weil dein Vertrauen in Abba kraftvoller noch als alle Kräfte ist, die da in dir schalten und walten?“

Denn es ist zur Gewohnheit eures Herzens geworden, dass ihr euch müht, solchen Stürmen auszuweichen und vorschnell den sicheren Hafen sucht oder die Hilfe des kundigen Seemanns erbittet.“

„Aber Herr –“, rief Thomas, „ist es nicht Zeichen unseres Vertrauens, wenn wir uns in der Stunde der Not an dich wandten, sei sie nun innerlich oder äußerlich?“

Jeshua blickte ihn an und seine Augen leuchteten in Liebe zu diesem Thomas, seinem Jünger. „Recht so, Thomas. Wir wollen immer allen Fragen hier den Raum geben. Aber nun sage mir, musst du denn noch nach mir rufen, wenn ich schon mit in deinem Boote sitze? Ist nicht dies Anlass genug, selbst ganz stille zu werden und dich zur Ruhe zu begeben, sogar im größten Sturm?“ Langsam nickte Thomas und ich sah Tränen in seinen Augen. Auf Jeshuas Gesicht leuchtete die Liebe nur noch mehr.

„Wisse, dass ich von nun an stets bei dir bin, ich sitze mit in deinem Boot.“ Lange sahen sie einander an, der Rabbi und sein Jünger, und dann wandte Jeshua sich wieder an uns alle.

„Um der Liebe Gottes Willen bitte ich, fangt an, zu schauen und zu lauschen und lasst ab von all dem Umhergucken und zerstreutem Reden.“ Einige nickten langsam, manche tauschten sich flüsternd miteinander über den Sinn dieser Worte aus.

„Sodann saht ihr, wie einer, der als besessen galt, geheilt wurde und eine Schweineherde einen Abhang hinabstürzte. Dieses Zeichen geschah, damit die Menschen glauben konnten, eine Besessenheit sei von ihm genommen, und ihn als einen der Ihren wieder bei sich aufnahmen.

Sehet, wenn ein Mensch die Gottesabkehr des eigenen Herzens nicht sehen will, so erblickt er leicht die eigenen Fehler im Nächsten. Wenn mehrere Menschen, ein ganzes Dorf oder eine Stadt so mit einem Einzelnen verfährt, wird ihr inneres Urteil zum Bannspruch, der diesen Einen zum Sündenbock macht. Doch was war zuerst? Die angebliche Besessenheit oder das Urteil der Menschen über diesen Armen? Es kann nichts Verwerfliches vor unseren Augen Gestalt annehmen, was nicht eigentlich in unserem eigenen Herzen wuchert und nach Beachtung und Vergebung verlangt. Indem einer geheilt wurde, den sie verdammt hatten, wurde in Wahrheit ein ganzes Dorf geheilt... Und so mögen wir uns wiederum fragen“, bei diesen Worten hob Jeshua beide Hände und blickte aufmerksam in die Runde, „wie ist es um unsere eigene innere Besessenheit bestellt?

Sind nicht auch wir wie Geister, die lieber bei den Totenplätzen weilen als die Lebendigkeit vom Reiche Gottes in jedem Augenblick zu kosten? Heult es nicht auch in uns und wird entfesselt, eine dunkle Seite, die die wahre Liebe scheut?“

Er blieb still. Eine solche Intensität hatte sich aufgebaut, dass sich auf vielen Gesichtern starke Gefühle abzeichneten. Manche blickten auch verwirrt und schienen dem Gesagten nicht folgen zu können oder wollen. Ich spürte innerlich, dass ich die Worte Jeshuas sehr wohl verstand und im Herzen bewegte. Sie schlugen Wogen, weil das Gesagte meiner innersten Wahrheit entsprach. Und, weil Jeshua uns eine so neue Sichtweise auf alle Dinge des Lebens präsentierte, ja, geradezu abverlangte.

Und die Kräfte, von denen er soeben sprach, die Kräfte in mir, die in Gottesabkehr verharren und mich vom Wege abbringen wollten, diese wurden nun hellwach und wehrten sich gegen das Gehörte. Es war beängstigend und zugleich machte es mich neugierig, solche Seiten in mir zu entdecken und ich durfte erkennen, wie leicht es war, sich in der Gemeinschaft Jeshuas und meiner Geschwister in Gott schon auf dem guten Weg und im sicheren Hafen zu wähen. Jedoch war ja gar nichts sicher! Ich hatte eben nicht ein für allemal eine Entscheidung getroffen und nun würde alles leicht gehen. Doch – was war das für eine Macht, die da noch mitwirken wollte und mit Gott in mir um diese Seele zu ringen schien? Warum waren wir solcherart ‚besessen‘?

„Der Mensch, wie er jetzt beschaffen ist, kennt nur sein Eigenes und hat Angst vor der Liebe, die ihm alles nimmt.“ sagte Jeshua leise, wie zur Antwort.

„Und was können wir da tun?“, fragte Bartho.

„Vertraut mir, dass ich euer liebevoller Totengräber bin *und* dass ich euch auferwecken werde zum ewigen Leben“, gab Jeshua zur Antwort. „Das, was in euch sterben darf, auf dass die ewige Seele lebe, das werde ich zur endgültigen Ruhe betten. Denkt nicht, dass ich hier bin, um es euch angenehm friedlich einzurichten! Ich bringe euren Herzen jetzt noch keinen Frieden, sondern ich gebe euch das Schwert in die Hand, mit dem ihr das,

was ihr nicht seid, von dem trennen werdet, was ihr in Gottes Wahrheit seid.

Was nun kommt, das betrachtet als einen heiligen Krieg zwischen euch und euren nächsten Verwandten, die euch vertraut waren und von denen ihr lerntet; denn diese nächsten Verwandten sind all die Dinge, die euch heute lieber und bekannter sind als Gott und Sein sanfter Wille: All euer vermeintlicher Besitz und alle Menschen, die ihr zu kennen und zu lieben behauptet, doch vor allem sind es eure Gewohnheiten, vermeintlichen Kenntnisse und Eigenschaften, euer selbstgefälliges Urteilen – das ist die Verwandtschaft, die euch lieb geworden ist!

Ich aber sage euch: Wer all dies nicht innerlich aufgeben und dem wahren Besitzer aller Dinge zurückgeben will, kann diesen Weg mit mir nicht gehen, der zum wahren Leben führt.“

Es blieb nun eine längere Weile einfach still. Auf den Gesichtern der Zuhörenden spiegelten sich ihre widerstreitenden Gefühle. Vielen waren Jeshuas Worte zu radikal und sie sahen entsetzt und verunsichert aus oder starrten ihn zornig und kopfschüttelnd an, doch sagte erstaunlicherweise niemand etwas und Jeshua übergang ihre Blicke für dieses Mal. Vielleicht erhob niemand Einwände, weil er so für alle spürbar von einer höheren Kraft erfüllt war – von der Wucht der Einen Wahrheit!

Viele saßen auch tief versunken in eigene Betrachtungen und mehrere Gesichter hatten von innen her zu leuchten begonnen, als er so sprach. Insgesamt herrschte keine gedrückte Stimmung, sondern Leichtigkeit und Weite des Herzens bemächtigte sich unserer. Etwas stimmte uns bei all dem hoffnungsfroh. Tief in mir wurde meine Seele angesprochen und ich spürte, wie diese Seele genährt wurde von Jeshuas Liebe und sich, solcherart gerufen, von allem, das nicht ihres war, befreien und sich ihm vermählen wollte.

„Musst du auch gerade an Abba und Ma denken?“ flüsterte Maryam mir ins Ohr. Ich schaute auf und erschrak fast ein wenig. Wie lange war es her, dass ich zum letzten Mal an die

zurückgelassenen Eltern gedacht hatte? Stumm schüttelte ich den Kopf.

„Und nun noch zu dem Haus der Trauer“, sprach Jeshua in dem Moment weiter. „Ihr saht, wie Gott in den Herzen eines Elternpaars Geburt genommen hat, das seit zwölf Jahren in sinnloser Trauer verharrte.“

„Rabbi, warum nennst du ihre Trauer sinnlos?“ fragte Maria und es war das erste Mal, dass ich sie ihren Sohn so ansprechen hörte. „Was kannst du wissen von der Trauer einer Mutter und eines Vaters, deren Kind vor ihnen ging?“

Jeshua nickte. „Du sprichst, als gebe es ein Gesetz, nach welchem die Kinder nicht vor den Eltern gehen dürften“, erwiderte er. „Es gibt aber kein solches Gesetz. Vielmehr ist es Gottes Gesetz, dass ein jeder geht, wenn seine oder ihre Zeit gekommen ist, die von Ihm in wissender Liebe gesetzt ist. Gottes Wege aber obliegen Ihm allein.“

Nach einer kurzen Pause fuhr er fort: „Trifft es irgendjemanden, so kümmert uns sein Verlust nicht und klug sprechen wir so: ‚Dies war Gottes Wille‘ oder so: ‚Die Wege des Herrn sind unergründlich‘. Trifft es aber unser Haus, so stellen wir Seinen Willen in Frage und vergessen, dass wir Ihm doch vertrauen und Ihn lieben wollten.“ Maria nickte lächelnd. „Unsere Hingabe währt nur, solange der Wille des Herrn nicht unseren Eigenwillen durchkreuzt“, fuhr Jeshua fort. „Tut es uns denn wirklich Leid um das Kind, dessen weiteres Schicksal wir nicht kennen, ja, von dem viele sogar fest glauben, es sei nach seinem Tode schon zum Ewigen Vater gegangen? Tut es uns nicht vielmehr Leid um uns selbst, die wir nun ohne die zahllosen Beschäftigungen leben müssen, die dieses Kind uns alle Tage bereitet hat?“ Wir blickten einander an und lasen beschämt in unseren Gesichtern, dass es gegen diese Worte Jeshuas nichts einzuwenden gab.

„Wir trauern also in Wahrheit um uns selbst...“, sagte Johannes.

„Genauer: Darum, dass nicht wir es sind, die über alles zu entscheiden haben und all unsere Geschicke lenken können“, ergänzte Jeshua. „Denkt einmal an das Gebet, welches ich euch

gab, darin es heißt ‚Dein Wille geschehe‘. Diese drei Worte sind schnell auf der Zunge gesprochen und raschen Geistes gedacht. Aber meinen wir sie auch, wenn wir sie leichthin aussprechen? Betet einmal unablässig allein dieses Gebet ‚Dein Wille geschehe‘ und betet es umso dringlicher, wenn euch etwas widerfährt, das euren Wunsch durchkreuzt, das euch Schmerzen bereitet und Mühsal kostet. Ich weiß, wie mühselig und beladen ihr seid, die ihr auf Erden wandelt.“ Jeshuas Stimme wurde bei diesen Worten ganz weich. „Mein Joch aber ist sanft und sein Name ist das immerwährende Gebet ‚Dein Wille geschehe‘.“

Nach einer kurzen Pause fuhr er fort über das Haus der Trauer zu sprechen: „Die beiden Eltern des toten Kindes hielten an etwas fest, das seinen Lauf genommen hatte und längst gegangen war. Es war unwiederbringlich hinfort gerafft worden. Zwölf Jahre lang bluteten ungeweinte Tränen in der Mutter und zwölf Jahre lang wollte der Vater die Tochter nicht sterben lassen. Ist dies ein Unvermögen der Menschen, den Verlust hinzunehmen? Oder ist es die Angst des Menschen vor der Trauer selbst, die diese beiden so verharren ließ? Habt ihr vernommen, wie es licht wurde in ihnen und im ganzen Hause, da die Mutter ihren Tränen freien Lauf lassen konnte? Habt ihr von denen, die es sahen, gehört, wie der Vater gelacht hat nach all den Jahren, als er seine Frau und sein Haus in solche Helligkeit gebadet sah?“

Vielen von uns stiegen bei der Vorstellung von der ergreifenden Begegnung die Tränen in die Augen, andere lächelten versonnen.

„Und nun frage ich *euch*: Habt denn ihr wahrlich getrauert um das, was war, und um das, was unwiederbringlich fortgenommen ist? Denn wenn nicht, so werdet ihr auch jetzt nicht trauern können, wenn der Totengräber kommt und zu Grabe trägt, was ihr nicht seid. Wer aber die Trauer nicht annehmen kann, der kann den Tod nicht annehmen, noch kann er sein eigenes Menschsein annehmen.“

Und nun frage ich euch wiederum: Wie steht es bei euch mit all den Dingen, an denen ihr festhaltet, obwohl sie euer Eigen nicht sind; und in welche Gräber lasst ihr eure Kräfte sich

verströmen, die euch einst geschenkt wurden als goldene Flügel für den Heimweg zum Vater?“

*

Wir hatten einige wenige Tage in der Nähe Nazareths verbracht und hier war es nicht zu dem üblichen Auflauf gekommen. Wohl hatte man von Jeshuas Wirken gehört, doch reagierten die Menschen verhalten und sogar abweisend, als er zu ihnen sprach. So hielt auch Jeshua sich zurück, sprach nur wenig und heilte nicht.

„So ist der Mensch beschaffen“, sprach der alte Malach leise und nachdenklich zu mir, als wir das Dorf verließen, „er will, dass die Dinge so bleiben, wie er sie kennt und nicht, dass sie sich ohne sein Zutun verändern. Für die Menschen von Nazareth soll Jeshua der Sohn des Zimmermanns Josef bleiben...“

„Warum nur ist das so?“

Malach sann darüber nach. Es kam selten vor, dass der greise Mann etwas von sich aus preisgab, deshalb lauschte ich genau hin.

„Wenn sie eingeständen, wer er in Wahrheit ist, müssten sie dann nicht ihr eigenes Leben gewaltig überdenken?“

Schließlich zogen wir von dort aus weiter, passierten ein größeres Dorf und fanden außerhalb einen geeigneten Ort, wo wir lagern wollten. In wenigen Stunden machten wir alles bereit, um ein paar Tage hier zu verweilen.

In dem Dorf lebten ruhige Menschen, die von Jeshua gehört hatten, sich jedoch nichts daraus machten, was man von ihm sagte. Sie saßen einfach mit uns beisammen und lauschten seinen Worten. Es waren auch einige Nazarener mit uns gezogen, die von ihm hören wollten.

Bevor Jeshua zu sprechen anhub, meldete sich ein Mann zu Wort, der ganz vorn saß. Er hob den Arm und rief: „Rabbi, bitte hilf mir!“

Jeshuas Augen ruhten auf ihm, freundlich, wartend.

„Mein Bruder will die Erbschaft nicht mit mir teilen, die uns beiden zusteht! Bitte sage ihm, dass er zur Vernunft kommen soll“, bat der Mann. Ich sah, wie Johannes weiter vorn die Stirn in seine Hand senkte und die Lippen zusammenkniff.

Jeshua aber hatte begonnen, den Mann mit einem ungläubig stauenden Blick anzuschauen und dann lachte er einfach. Und er lachte und lachte, weder spöttisch, noch, um den Mann bloßzustellen. Er lachte, weil er nicht anders konnte, herzlich und schallend, sodass viele angesteckt wurden, und schließlich sagte er einfach: „Mein Lieber, wie kommt es nur, dass du glaubst, ich sei hier, um eure Streitigkeiten zu schlichten?“

Er hob den Blick. „Denkt hier irgendjemand, ich sei gekommen, um Steuern zu prüfen, um Ehen zu stiften oder Rat zu erteilen über eure Häuser, euer Vieh und eure Kinder?“ rief er und strahlte über das ganze Gesicht, als sei allein der bloße Gedanke das Vergnüglichste, was er seit langem gehört hatte.

Dann wurde sein Blick ernst. „Noch bin ich gekommen, um körperliche Gebrechen zu heilen. Wer Augen hat, zu sehen, der siehe!“

Sodann hatte er, als sei nichts geschehen, begonnen vom Weg des Menschen zu Gott zu sprechen, brach aber seine Rede unvermittelt ab und sandte seinen Blick ins Leere, als habe er urplötzlich etwas vernommen, das nur für seine Ohren bestimmt war. Dann erhob er sich in einer einzigen fließenden Bewegung, raffte seinen Umhang zusammen und ging mit entschlossenen Schritten mitten durch die Zuhörenden hindurch, die ihm eilig Platz machten, denn er schien sich durch nichts auf seinem Wege aufhalten lassen zu wollen. Ich war mir nicht einmal sicher, ob er uns noch wahrnahm, sein Gesicht war seltsam angespannt, die Augen groß und vom Jenseitsfeuer erleuchtet...

Neben mir erhob sich Maryam eilig und rannte ihm nach. Ich blieb, wo ich war, eine von vielen Ratlosen. Köpfe wurden zusammengesteckt, Schultern gezuckt, Blicke folgten Jeshua und

Maryam. Einige erhoben sich und fingen an, sich zum Gehen anzuschicken.

Da rief eine Frauenstimme weiter vorn – und ich glaubte, Johanna erkannt zu haben: „Arda! Erzähle uns doch eine von deinen Geschichten!“

Köpfe drehten sich mir zu, erwartungsfroh und gespannt. Geschichten, dachte ich, auf eine bestimmte Art gerührt. Geschichten hören, das vereint die Menschen, bringt sie näher zusammen... Vermag es sie auch näher zu Gott zu bringen?

Seit meiner Erzählung von dem Tierchen, das redete, und dem Fischlein, das leuchtete, hatte ich nie wieder das Wort ergriffen, so oft die anderen mich auch darum baten. Das mir unerklärliche Missfallen, das ich in Jeshua bemerkt zu haben glaubte, lähmte meine Zunge und beschwerte mein Herz.

Und nun verstand ich auf einmal, worum es ihm ging! Und mir war, als hörte ich die Stimme meines geliebten Meisters so nah an meinem Ohr, dass ich eine Gänsehaut bekam: *„Wenn du die dir verliebene Gabe der Rede nutzt, so sprich von Gott allein. Jedes andere Wort ist vergeblich, überflüssig und leer.“*

„Wollen wir zusammen beten?“ Ich zuckte zusammen, als mir klar wurde, dass es meine Stimme war, die da gesprochen hatte. Die Gesichter, die mir noch immer zugewandt waren, blickten abwartend, skeptisch. Ich räusperte mich.

„Wir müssen doch nicht nur in der Zeit miteinander von Gott hören und beten, wenn Jeshua mit uns ist“, sagte meine Stimme weiter. „Wir können, wenn er fort ist, gemeinsam tun, was er uns lehrte.“

Ich sah Johannes weiter hinten strahlen und er klatschte ein paar Mal in die Hände. Diejenigen, die sich zum Gehen angeschickt hatten, ließen sich wieder nieder.

Johannes bedeutete mir, nach vorn zu treten und dort Platz zu nehmen. Mein Herz klopfte bis zum Halse, ich wollte doch nicht da vorn sitzen! Doch er ließ nicht ab und nun taten es ihm einige nach. So erhob ich mich schließlich, schritt an ein paar Sitzenden vorbei dorthin, wo Jeshua soeben noch gesprochen hatte, und setzte mich dort nieder. Etwa fünfzig Gesichter schauten mich an, abwartend... Wohlwollend, stellte ich mit

einigem Erstaunen fest. Ich musste doch nicht Angst haben vor meinen Brüdern und Schwestern in Gott! Wer oder was steckte hinter dieser Stimme, die mir solches einreden wollte?

Ich atmete ein paar Mal tief ein und setzte mich aufrecht hin. Dann begannen wir zu beten, wie er es uns gelehrt hatte:

„Vater unser, der Du bist im Himmel.

Geheiligt werde Dein Name.

Dein Reich komme.

Dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auch auf Erden.

Unser tägliches Brot gib uns heute.

Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.

Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen.“

Es wurde ganz still und ich blieb einfach sitzen und atmete. Als ich die Augen öffnete, saßen einige einfach nur mit geschlossenen Augen da, andere schauten abwartend zu mir, zwei Frauen weinten leise.

„Kommt, wir beten weiter“, sagte ich schließlich. „Lasst uns einfach immer wieder von vorn anfangen, bis er kommt.“ Bis wer kommt, dachte ich bei mir, Jeshua oder der Herr Selbst? War es denn eigentlich noch von Bedeutung, auf die Niederkunft des Reiches Gottes zu hoffen, wenn Jeshua bei uns war? Machte es einen Unterschied, ewiglich beim Herrn zu sein oder Seinem eingeborenen Sohn dieses Leben zu widmen und ihm dienen zu lernen?

So beteten wir miteinander das Vaterunser, wieder und wieder, fast zwei Stunden lang, die für viele von uns wie im Fluge vergingen, wie wir hinterher einander anvertrauten. Es war, als hätten wir einen Raum betreten, zu welchem die Zeit keinen Zutritt hatte.

Ich durfte in diesen zwei Stunden des unablässigen Betens verstehen, dass uns darin ein Schlüssel geschenkt wurde, ein Hinweis auf die Art des Betens, die der Herr von uns wünschte. Zwar waren es nur wenige Worte, die wir Ihm widmen sollten, jedoch diese mit voller Aufmerksamkeit, von ganzem Herzen und aus tiefster Seele. Und weil diese höchste Form der

Zuwendung zu Gott den wenigsten von uns schon gegeben war, sollten wir nicht ein einziges Mal beten, sondern unablässig. In diesen zwei Stunden gemeinsam gesprochenen Gebets, in denen die Zeit aufgehört hatte zu existieren, erfuhr ich einen Zustand, in welchem ich nicht mehr da zu sein schien, ohne jedoch ausgelöscht oder unwesentlich zu sein. Ich fühlte eine Art von Bedeutung, die einzig von Gott her kam. Ja, für Ihn war ich bedeutsam und deshalb wurde alles andere augenblicklich unwesentlich. Dies schien eine Einsicht zu sein, die mir dabei half, die lauernde Angst vor dem Sterben zu dämpfen. Schon länger ahnte ich, dass es bei all dem, was Jeshua zu lehren gekommen war, darum ging, dass wir innerlich starben, um wahrhaft zu leben... Sterben aber wollte es in mir doch gar nicht!

Doch nun, bei dieser Art des Betens ohne Unterlass, geschah mit jedem der Worte etwas wie ein inneres Sterben, jedoch ohne dass es furchteinflößend war. Vielmehr spürte ich die große Unwesentlichkeit meines äußeren Zustandes und wie sich stattdessen eine neue Wirklichkeit anzukündigen begann: Die Beziehung zwischen Gott und dieser kleinen Seele in mir, die ich in Wahrheit war. Ich beschloss, das tägliche Gebet, welches ich ausführte, seit Jeshua uns die heiligen Worte gelehrt hatte, zu verlängern und den Raum, der dabei entstand, Gott, dem Herrn ganz zur Verfügung zu stellen.

„Ich erzähle dir, was geschah, als ich mit Jeshua ging“, sagte Maryam am Abend. Gespannt sah ich auf und nickte. „Und lass nur ja nichts aus“, konnte ich mir nicht verkneifen zu sagen. Sie lächelte und schüttelte den Kopf.

„Wir gingen, nein, wir rannten förmlich davon, auf das Dorf zu, wohin ja ein paar von uns gegangen waren, um nach ein wenig Mehl zu fragen“, fing sie an. „Dort standen ein paar Häuser und in den Gässchen liefen Schweine, Ziegen und Gänse herum. Vor einem Haus hatte sich eine Traube Menschen versammelt.“

„Hast du Jeshua auf dem Weg gar nicht gefragt, wohin..?“

Sie nickte und biss sich auf die Lippe. „Er rannte so schnell, aber trotzdem rief ich ihm hinterher: ‚Rabbi! Was ist denn nur los? Wohin gehen wir?‘ Doch er antwortete nicht.“

„Warum bist du ihm eigentlich hinterhergelaufen?“, wollte ich wissen.

Sie zog die Schultern hoch und ließ sie wieder sinken. „Ich weiß es selbst nicht“, gab sie schließlich zur Antwort, „als ob er mich gerufen hätte!“ Ich nickte und bat sie, fortzufahren.

„Da, wo die Menschen standen, weißt du, da lag einer. Jeshua hat sich durch alle hindurchgedrängt und ich ihm hinterher, und dann sah ich, dass es Malach war, der dort lag.“ Bei diesen Worten schossen ihr plötzlich die Tränen in die Augen und ihre Unterlippe zitterte leicht. In dem Moment wusste ich, dass Malach, unser liebgewonnener, schon betagter Gefährte, nicht mit zurückgekommen war und dass er niemals mehr kommen würde.

„Und Malach hielt die Hand so, siehst du..?“, Maryam hatte ihre Rechte zur Faust geballt und auf ihr Herz gedrückt. Unwillkürlich fing sie an, schwer und stoßweise zu atmen, so, wie sie ihn vorgefunden haben mussten. „Er war kreidebleich und auf seiner Stirn standen Schweißperlen. Als Jeshua auftauchte, weiteten sich seine Augen und die Hand, die er auf der Brust hielt, sie entspannte sich und er legte sie ganz flach auf sein Herz. Jeshua kniete neben ihm und ergriff ganz sanft diese Hand. ‚Ich bin da‘, sagte er ein ums andere Mal, ‚ich bin da.‘ “

Maryam schluckte, sprach aber mit fester Stimme weiter. „Du hättest seinen Blick sehen sollen“, flüsterte sie und sah mich aus großen Augen an, „Malachs Blick... er war... er sah nur Jeshua, sonst nichts! Aber es war so, als sehe er viel mehr in Jeshua, als wir sehen können, etwas noch viel Größeres oder ganz anderes..!“ Wir blickten einander an und sagten eine Weile lang gar nichts. Schließlich fuhr sie fort: „Und Jeshua rührte sich plötzlich und setzte sich so, dass er Malach auf seinen Schoß ziehen konnte. So saßen sie da und Jeshua hielt Malachs Oberkörper umfasst, wie eine Mutter, die ihr Kind in den Armen hält. Und Malachs Kopf lag an seiner Brust und er schaute zu ihm auf mit diesen strahlenden Augen, aus denen alle Furcht

gewichen war. Ich sage dir, Arda...“, sie nahm meine warme Hand in ihre Kühle und flüsterte: „Er konnte ihn sehen, wie er ist!“ Wieder schwiegen wir.

„Er ließ es zu, dass Malach ihn sah, wie er ist.“, sagte ich dann. Sie nickte, „und es war, als sei er ihm in diesem Moment gleich geworden, verstehst du?“ „Ja“, gab ich ergriffen zurück. In mir regte sich ein wilder Wunsch nach einer solchen Schau auf Jeshua. Was auch immer Malach gesehen hatte, mich verlangte danach, es ebenfalls sehen zu dürfen.

„Dann traten ihm die Tränen in die Augen und Malach begann, still zu weinen. Arda, er wusste, dass seine Zeit gekommen war. Sein Herz hatte es ihm gesagt, ich spürte es ganz stark. Und nun weinte er, aber ganz still rannen Tränen aus seinen Augenwinkeln auf Jeshuas Gewand und Hände. Malachs Mund zitterte und er konnte kaum sprechen, doch er wollte unbedingt etwas sagen!“

Gespannt beugte ich mich vor, das Herz klopfend. Maryam holte Luft. „Und Jeshua beugte seinen Kopf noch näher zu ihm herab und Malach hob die Hand, um Jeshuas Gesicht zu berühren, doch war er schon zu schwach. Da nahm Jeshua die Hand und hielt sie an seine Wange, hielt sie dort fest, und Malach lächelte und weinte, weinte und weinte, ganz still... Und noch immer wollte er etwas sagen. ‚Rabbi.‘, brach es schließlich aus ihm heraus und dann flogen seine Schultern vor lauter Schluchzen, und die Tränen schossen in alle Richtungen, oh Arda...“, Maryam musste sichtlich mit der Fassung kämpfen. „Er sagte –“, sie brach ab, „er sagte: ‚Rabbi, mein Rabbi.! Oh, bitte vergib mir dieses sinnlos vergeudete Leben!‘ “ Maryam brach erneut ab, weil sie nun selbst weinen musste und die Worte mit einer solchen Intensität sprach, als seien es ihre eigenen. Und es waren ja ihre eigenen, begriff ich im selben Moment, und es waren auch meine...

„Jeshua versuchte, ihn zu beruhigen und ihn davon abzuhalten, weiterzusprechen, doch Malach hatte eine erstaunliche Kraft zum Sprechen. ‚Oh, bitte vergib mir, Rabbi, ich gab vor, dir dienen zu wollen, doch ich tat es ja gar nicht!‘ Ach Arda... und Malach weinte immer noch so sehr und es

wurde mir so heiß im Herzen, dass ich dir unmöglich beschreiben kann, was dort wirklich geschah... Und ‚Oh Rabbi, oh Jeshua, diese Verschwendung! Alles hast du mir gegeben und du hast mir gezeigt, wie ich zum Herrn gehen kann, doch ich wollte nicht sehen und ich wollte nicht hören und nun ist es zu spät. Oh, warum nur konnte ich mich dir nicht ergeben? Ich weiß, dass dies dein einziger Wunsch an mich war und ich habe ihn dir nicht erfüllt. Mein Rabbi, mein Herr Jeshua, du bist gesalbt und trägst auf dem Kopf eine Krone aus Demut und Dornen. Du bist mein Herr, mein Gefährte, mein Leben, mein alles. Ich wusste es und doch bin ich nicht umgekehrt. Ich bin dir gefolgt mit baren Füßen, doch mein Herz behielt ich für mich. Ich ließ es zu, dass du vor mir niederknietest im Staub und ich hörte deine Stimme, die mich anflehte, jeden Tag, um meiner Seele Heil und um der Liebe Gottes Willen, doch ich stellte mich taub und wandte mich ab.‘ Bei diesen Worten fing er noch stärker an zu schluchzen und ich sah, wie auch aus Jeshuas vornüber geneigtem Gesicht Tränen flossen und auf Malachs bleicher werdendes Gesicht tropften. Jeshua schüttelte immer wieder den Kopf und streichelte Malachs Wangen und Augen. ‚Nein, Malach, mein lieber Malach, nicht so, nicht so‘, flüsterte er, ‚du hast doch nichts falsch gemacht, du folgtest mir mit all deinen Schritten und das Himmelreich ist inwendig in dir. Malach, mein Malach, hörst du, so beruhige dich doch. Vor Gott ist nichts verloren, der Herr hat alles aufgezeichnet in Seinem Buch der Liebe. Es ist ja nicht zu Ende, Malach, und es ist auch nichts verloren! Malach, hör mir zu!‘ Und Er nahm Malachs Gesicht in beide Hände und sah ihn an und sie waren einander so nah... Und Jeshua begann zu Malach zu flüstern und ich wusste, dass es nicht für meine Ohren bestimmt war, doch drangen seine Worte klar und deutlich an mein Ohr wie ein Glockenklang, Arda!“ Maryam hatte in die Ferne geschaut, doch nun sah sie mich wieder an.

„Und was sagte er ihm?“ fragte ich bewegt.

„Er sagte: Malach, es ist noch nicht vorüber. Du wirst weitergehen, deine Seele wird in neue Räume ziehen. Der Herr wird sie führen und Gutes und Barmherzigkeit werden deine

Begleiter sein. Vertraue auf den Herrn, meine Seele, *jetzt* und immerdar.' Und die Art, wie er das sagte, *jetzt*, da leuchteten Malachs Augen auf und etwas wie ein letzter Friede legte sich auf sein Gesicht.“ Maryam zögerte, „verstehst du, was ich sagen will mit ‚letzter Friede?‘“

Ich nickte langsam. Wieder wurde es still zwischen uns und stumm hielten wir einander bei den Händen.

Jetzt ist Ewigkeit, schoss es mir durch den Kopf. Was jetzt wirklich ist, ist immerdar.

„In welche neuen Räume mag die Seele weitergehen?“, fragte ich schließlich leise.

Maryam schüttelte langsam den Kopf. „Es war mir, als sei nicht das Reich Gottes gemeint, sondern als spreche er von noch anderen Orten.“

Ich nickte, verstand und verstand doch nicht. Ahnungen umwehten mich, doch konnte ich nichts ergreifen. Gott liebte die Verborgenheit...

„Was muss noch geschehen“, brach es aus mir heraus, „erinnere dich an Malach: War er ein böser Mensch? War er vielleicht stolz, gierig oder neidisch?“ Maryam schüttelte den Kopf. Wir beide wussten, wie Malach gewesen war: Zart, mitfühlend, zurückhaltend und bescheiden. Er liebte Jeshua von ganzem Herzen seit dem ersten Augenblick ihrer Begegnung. Er war ihm treu ergeben und hatte sein früheres Leben hinter sich gelassen. Wer ihn kannte, sah, dass er nicht nur Jeshua von Herzen diente, sondern uns allen.

„Warum diese Reue?“ fragte ich, auf einmal aufgebracht. „Worum weinte er so sehr?“

Mein Herz hatte Maryams Worte und die Bilder, die sie bargen, tief in sich aufgenommen. So geschah es, dass sie wie eine entfernte Melodie im Hintergrund nachklangen, als ich mich zum Beten in die innere Kammer versenkte. Ich konnte es vor mir sehen, Malach in Jeshuas Armen, zitternd und von Schluchzern geschüttelt, überwältigt von einer rätselhaften Reue, die ja tiefer liegen musste als alle bisherigen Empfindungen,

denn er war besonnen und voll festen Vertrauens auf Gott gewesen, als er unter uns weilte.

Meine Worte, die das Vaterunser wiederholten, wurden konzentrierter und erst nach einer Weile bemerkte ich, dass mein Gebet sich verändert hatte: „Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen... Führe uns nicht in Versuchung... Führe uns nicht in Versuchung... Erlöse uns von dem Bösen!“ Unmerklich hatte ich begonnen, nur diesen Vers zu beten, immer und immer wieder. Es war, als würde ich in seine Tiefe gezogen, wo noch mehr Bedeutungen aufleuchteten als die, die ich vordergründig aufgenommen hatte. Mir wurde bewusst, dass dieser Teil des Gebets für mich mit einer Frage verbunden war, nämlich nach der Bedeutung hinter den Worten ‚Versuchung‘ und ‚Böse‘.

Wieso sollte Gott uns eigentlich in Versuchung führen wollen? Von welcher Versuchung sprach das Gebet? Und was war ‚das Böse‘, das es doch laut Jeshua gar nicht gab? Ich hatte seinen Worten ohne zu zögern Glauben geschenkt, wenn er gelegentlich davon gesprochen hatte, was das Böse eigentlich war: Doch nur all das, was in uns Menschen entstand, solange wir außerstande waren, Gott, den Herrn zu lieben. Nichts und niemand in Gottes Schöpfung konnte böse sein. Es gab keine Macht, die dem Herrn etwas entgegensetzen hätte, denn alles war Er und Er war in allem. ‚Erlöse uns von dem Bösen‘ – das war die Bitte an Ihn, die falsche Schau von uns zu nehmen, dass irgendetwas um uns herum ohne Liebe sei. Wären wir einmal von diesem ‚Bösen‘ erlöst, so würde niemand mehr etwas tun können, das als böse galt, denn es widersprach dem liebenden Willen Gottes.

Während ich so dasaß und die Gebetsworte in mir erklangen, sah ich wieder Malach vor mir, weinend, bereuend, dass er sein Leben verschwendet hatte. Mir schossen die Tränen in die Augen. Was nur war über ihn gekommen in dieser Stunde seines Todes, dass er so über sein gutes und sanftes Leben denken konnte? ‚Und führe uns nicht in Versuchung?‘. Der Versuchungen gab es viele; sah Malach es so, dass er ihnen erlegen war, obwohl keiner seiner Brüder und Schwestern dies so

wahrnahm? Welche Versuchungen aber waren das? Warum war er auf einmal überzeugt gewesen, seine Zeit verschwendet, anstatt sie wirklich Gott gewidmet zu haben?

Zeit... „*Jetzt* ist immerdar...“ Ein jeder Augenblick barg die Ewigkeit, wenn man sich ihm zuwandte... Das bedeutete, dass wir uns in jedem Augenblick für diese ewige Wirklichkeit entscheiden konnten, indem wir jeden Augenblick frisch sein ließen und neu und ihn ganz allein Gott widmeten. Oder wir konnten der Versuchung erliegen, in der eigenen Welt zu verharren und unsere begrenzte Sichtweise auch weiterhin derjenigen Gottes vorzuziehen, obwohl dies eigentlich die Unwirklichkeit war.

Ich saß kerzengerade und atmete kaum noch. *Nicht in Versuchung, erlöse uns... Nicht in Versuchung, erlöse uns...* Mein Leben, wie ich es verbrachte, war von außen betrachtet ein Leben im Dienste Gottes und in der Gemeinschaft Gottliebender. Doch wenn ich hineinging ins Innere, musste ich einsehen: Kaum einen einzigen Augenblick eines jeden Tages ließ ich es überhaupt zu, dass Gott darin erscheinen konnte! Wenn jeder Augenblick diese Entscheidung fürs Ewige verlangte, wie entschied ich mich die meiste Zeit? Es war sehr einfach: Ich erlag der Versuchung und entschied mich dafür, der alte Mensch zu bleiben und Gottes ausgestreckte Hand nicht zu beachten. Denn das hätte bedeutet, in jedem Moment alles aufzugeben, was ich mit mir trug; alles, was ich erinnerte, was ich zu wissen meinte, was ich wollte und – all das, was zu sein ich glaubte. Es bedeutete, mich aufzugeben!

Und das wollte ich nicht. Plötzlich vermochte ich dies ganz deutlich zu erkennen und mein Herz blieb fast stehen von dem jähen Schmerz, der es durchzuckte.

Und dann weinte ich.

Weinte, wie Malach.

Am nächsten Tag, nachdem wir mit Hilfe der Dorfbewohner den Körper Malachs in eine Grabhöhle gebracht hatten und das einfache Mahl zu uns nahmen, das Susanna mit Philippus bereitet hatte, hob Jeshua noch einmal zu sprechen an. Am

Begräbnisplatz hatte er wenige einfache Worte und die traditionellen Gebetsformeln gesprochen. Dann waren wir schweigend und trauernd zurückgekehrt zu unserem Lagerplatz und saßen auf Tüchern und Fellen im Kreis. Es herrschte eine liebevolle und warme Stimmung und es schien, dass wir allesamt sehr aufeinander Acht gaben. Die Kostbarkeit unserer Gefährtschaft war uns klar vor Augen getreten in der Form des Leichnams eines der Unsrigen. Dieser Tod hatte uns ein erhöhtes Gespür dafür geschenkt, wie das Leben unbarmherzig einfach weiterging, wenn einer von uns schied, weil dessen Leben letztlich für nichts in *dieser* Welt von Bedeutung gewesen war... Und wie gleichzeitig gerade diese Einsicht dem Leben zu seiner allerhöchsten Bedeutung verhalf, weil darin seine eigentliche Bestimmung offenbar wurde: Dass es einzig dafür gemacht war, die Wirklichkeit jenseits der hiesigen Welt zu suchen und aus ihr heraus zu leben...

Für mich offenbarte sich darin noch etwas: Die Folge aus der Einsicht in die Bedeutsamkeit und gleichzeitige Unwesentlichkeit eines Menschenlebens lautete für mich, dass ich all das, was mir in diesem Leben mitgegeben war, lernen wollte einzusetzen einzig für das Wohl meiner Weggeschwister. Dieses Gefühl war neu und ich hatte den Entschluss gefasst, es mit in meine Gebete zu nehmen und ihm all meine Aufmerksamkeit zu schenken.

Jeshua sprach. Er sah nachdenklich aus, nach innen gekehrt, als er langsam in die Runde blickte. Was er dann sprach, schien vielen aus dem Zusammenhang gerissen, woran wir uns allerdings inzwischen gewöhnt hatten. Mich aber ließen seine Worte aufhorchen:

„Wer mir nachfolgen will,
der verleugne sich selbst,
nehme sein Kreuz auf sich
und folge mir nach.“

Der verleugne sich selbst... Das war ja die Antwort auf mein gestriges Beten! Nun kam die Einsicht, was der Weg Jeshuas eigentlich bedeutete, auch durch seine Worte zu mir. Ich ließ den Kopf sinken. Das machte es nicht leichter.

Ich beschloss, mich sobald möglich jemandem anzuvertrauen und um Rat zu ersuchen.

„Hast du bemerkt, dass Jeshuas Worte damit begannen, *Wer* mir nachfolgen will?“ fragte Johannes, als wir später beieinander saßen. Ich wiegte den Kopf, nicht wissend, worauf er hinauswollte. Johannes, der Schöne, Schwarzgelockte mit den tiefen, braunen Augen, er war mir der liebste Gesprächspartner, denn nicht nur verstand er Jeshuas rätselhaftes Herz, sondern er war darüber niemals in eine Überlegenheit geraten, war von ausgesprochener Güte und vermochte auf alles voller Humor zu blicken. Leichtigkeit umgab ihn.

„Wenn er sagt *Wer* mir nachfolgen will, dann bedeutet das doch, dass wir zunächst einmal unser Herz prüfen sollen, ob wir es überhaupt wirklich wollen, ihm nachfolgen“, begann Johannes seine Überlegung. „Denn alles, was dann folgt, gilt eben nur für die, die das wollen. Wenn man aber feststellt, dass man aufrichtig will, so folgt als nächster Schritt die Selbstverleugnung.“

„Und was glaubst du, bedeutet das genau?“, wollte ich wissen.

„Das ist eine gute Frage...“, sagte er in bedächtigem Tonfall. Wir schwiegen einen Moment lang. „Es bedeutet“, hob er mit leiser Stimme an, „dass alles, was wahrnehmbar ist, als das erkannt wird, was es nur ist: Etwas, das außerhalb meines wahren Wesens liegt und mir nicht zugehörig ist. Und bisher glaubte ich, all die Bewegungen, die Empfindungen, angenehme wie unangenehme, und auch die Gedanken seien *meine* oder sogar *ich*.“

Ich nickte langsam und folgte seinem Blick hinauf in den Himmel, der dunkel war und sternenklar. „Meinst du mit dem wahren Wesen die ewige Seele?“

„Ja.“

„Aber dann können wir von ihr gar nichts wissen, weil sie unter all dem verborgen lebt, was jetzt da ist und was sich so wahr anfühlt“, wandte ich ein.

„Ja.“

„Und alles, was ich weiß und wahrnehme, ist so voller Unwissenheit... und Angst. Voll Genusssucht und Eigennutz. Es ist so beschränkt und fühlt sich starr und schwer an... Wie ein Gefängnis im Innern!“

„Eben daran können wir erkennen, dass wir das nicht sind. Es ist etwas, das wir wohl noch eine Weile mit uns zu tragen haben – Er nennt es unser Kreuz.“ Johannes' Stimme klang sehr ernst. „Er will, dass wir es annehmen, es da sein lassen und es tragen, solange es dem Herrn gefällt.“

„Und so sollen wir ihm nachfolgen“, sagte ich, „aber was genau meint er damit?“

„Was tut er denn?“ fragte Johannes prompt zurück.

„Er dient.“

Wir blickten einander an, die Augen glitzernd in der klaren Nacht, und blieben dann einfach nebeneinander sitzen, ergriffen von etwas Großem.

*

Wieder sprach Jeshua vor den Menschen, die ihm viele Fragen stellten. Ich war ein wenig abwesend, weil ich innerlich noch immer beschäftigt war mit dem gestrigen Austausch mit Johannes. Es waren nicht nur die Worte, die wir gesprochen hatten, es war auch unser Beisammensein und einander Verstehen, das mich froh stimmte und ein wenig abgelenkt sein ließ...

Später, kurz vor dem Schlafengehen, war mir noch etwas eingefallen. Ich musste auf einmal an den Gelähmten denken, den sie einmal vom Dach heruntergelassen hatten, dass Jeshua ihn heilte. Wie hatten Jeshuas Worte an ihn gelautes? ‚Steh auf, nimm dein Bett und geh heim in dein Haus.‘ Als mir dies wieder vor Augen stand, wurde ich ganz aufgeregt, weil mir plötzlich ein tieferes Verstehen darüber eröffnet wurde, was damals wirklich geschehen war: Jeshuas Anweisung hatte nur zum Schein der Situation gegolten, in welcher der Mann sich befand, der sich ja

dann tatsächlich erhob, seine Trage mitnahm und nach Hause ging. In Wirklichkeit aber hatte Jeshua zu seiner Seele gesprochen und sie genau darin unterwiesen, was sie weiter zu tun hatte:

„Steh auf – *verleugne dich selbst* und steh zu dir in deiner Würde als Seele. Lass niemals mehr zu, dass du etwas anderes seist als das; lass dich nicht mehr vom Erdendasein in die Horizontale zwingen, sondern richte dich aus auf den Höchsten, also richte dich auf!

„Nimm dein Bett’ – *nimm dein Kreuz auf dich*; nämlich all das, worauf du dich bisher bettetest, wovon du dich tragen und stützen ließest, solange du glaubtest, etwas anderes zu sein als eine auf- und ausgerichtete Seele. Du hast dich der Lähmung der Erdschwere unterworfen, die alles Lebendige stilllegte. Die Verhältnisse werden nun umgekehrt und du stützt dich nicht mehr darauf, sondern du trägst es stattdessen mit dir, aber nicht als mühsame Last. Sondern als in Liebe angenommener Teil deines Menschseins hier auf Erden.

„Geh heim in dein Haus’ – *folge mir nach*; denn dem Gottgesandten nachzufolgen bedeutet nichts anderes als dass du nun auf die wahre Heimat hinzugehst, in das einzigartige Haus, das der Herr dir bereitet hat und von dem es im Psalm heißt: ‚Ich werde bleiben im Hause des Herrn immerdar’.

Eine warme Welle der Dankbarkeit war gestern Abend im Erleben dieser Einsichten über mich gekommen und jetzt, zwischen all den Menschen, spürte ich diese Welle wiederum. Ich wollte nach vorn stürmen und Jeshua fest in meine Arme schließen und all meine Brüder und Schwestern im Herrn und meinen Tränen freien Lauf lassen. Er war es, der mich lehrte, ganz neu und auf seine Weise auf die Welt und die Menschen darin zu schauen, der mein so lange von Unwissenheit verfinstertes Auge licht werden ließ...

„Herr, wir wollen dir danken, dass du uns die rechte Sicht geschenkt hast, denn unser Auge war dunkel“, rief ein Mann ganz in meiner Nähe. Ich staunte über seine Worte und beugte mich nach vorn, um ihn besser zu sehen, und erkannte Jairus mit

seiner Frau, die zwölf Jahre lang um ihre Tochter getrauert hatten.

„Rabbi hat uns von der lähmenden Trauer befreit, die unsere Herzen gefangen hielt“, fuhr Jairus fort, „seit dem Tage, da du in unser Haus gekommen bist, haben wir Freude darin, denn Gott ist uns nahe gekommen und hat all unsere Tränen getrocknet!“

Ein paar übermütige Jubelrufe wurden laut. Ich wusste, dass Jeshua es nicht mochte, wenn solche Stimmungen aufkamen, weil er die Sentimentalität der Menschen fürchtete, die allzu leicht mit wahrer Gotteszukehr verwechselt wurde. Solcher Enthusiasmus war aber wie die Saat im Gleichnis, die ganz schnell aufkeimte und dann kraftlos in sich vertrocknete, weil sie keinen festen Halt im steinigen Boden hatte.

„Ihr alle dürft Gott in euren Herzen annehmen wie ein Kind, das dort Geburt nehmen möchte“, sprach Jeshua. Er wurde nachdenklich und hielt einen Moment inne, den Blick unverwandt auf Jairus und seine Frau gerichtet. „Denket aber wiederum nicht, dass es darum gehe, Gott einfach die Stelle einnehmen zu lassen, die in eurem Herzen ein Mangel ist!“

Jairus hat sein Kind verloren und es war Zeit, dass Gott in seinem Herzen Geburt nahm, anstatt dass er immerfort um das Verlorene klagte, das ihm doch nie gehört hatte. Jedoch kann Gott nicht einfach an Kindes statt geliebt werden, um die kleine Trauerwunde unseres Herzens zu lindern. Das wäre Götzenverehrung!“ Jeshuas Blick wurde durchdringend, seine Augen blickten sehr klar. Er wollte, dass wir dies unbedingt verstanden.

„Maria hier“ Jeshua deutete mit der Rechten auf seine Mutter und legte sie dann auf sein Herz, „sie wird von allen ‚Mutter Maria‘ genannt, weil sie den, den sie geboren hatte und ihren Sohn hieß, verloren hat, indem sie ihn als den Menschensohn erkannte. An seiner Statt ließ sie alle hier zu ihren Kindern werden, um der Liebe Gottes Willen, der Sich niemals unseren Zwecken zu beugen hat. Benutzt also den Herrn nicht, um die Löcher eures Herzens aufzufüllen. Fragt stattdessen aufrichtig nach Seinem Willen und nach Seiner Gerechtigkeit und erklärt euch vor Ihm bereit, alles auf euch zu nehmen in der

vertrauenden Gewissheit, dass da eine Liebe in euch schlummert, die keine Ängste und Wünsche um euer eigenes Wohl mehr kennt.

Solche Liebe allein kann sich aufschwingen zu dem Herrn aller Herzen...

Ihr fragt, wie ihr so lieben könnt, wie es euch von mir geboten wird? Bittet, so wird euch gegeben werden, suchet, so werdet ihr finden, klopfet an, so wird euch aufgetan werden. Es ist so einfach, wie es klingt.

Wer unter euch würde seinem Kind, das ihn um etwas zu essen bittet, einen Stein in die Hand geben? Wenn nun ihr, deren Herzen von der wahren Liebe noch nichts wissen, doch euren Kindern etwas Gutes zu tun vermögt, wie viel mehr wird der Himmelsvater die Bitten Seiner Kinder erfüllen wollen?

Lasst diese aber von nun an eure einzige Bitte sein: Dass ihr den Herrn um Liebe anfleht zu Ihm und eurem Nächsten.“

*

„Maria..?“

Ich näherte mich ein wenig zögerlich dem kleinen Tuchverschlag, in dem sie lebte, die ihn geboren hatte, meinen geliebten Meister, den innigsten Freund meiner Seele.

Der Eingang wurde zurückgeschlagen und ich blickte in Marias ovalförmiges, schönes Gesicht, in ihre großen Augen, die mich wie zwei stille Moore anblickten. Sie sah auf zu mir, weil sie drinnen gebeugt stehen musste, ernst, aber nicht unfreundlich.

„Womit kann ich dir dienen, kleine Arda?“ Weiße Zähne blitzten.

Ich fühlte Schüchternheit. Für diesen Besuch hatte ich meinen Mut zusammen nehmen müssen, wusste aber selbst nicht genau, warum, denn nie war Maria unfreundlich zu mir gewesen. Es war wohl mehr die Aura, die sie umgab, wenn sie sich in ihrer einfachen Tracht zwischen den Menschen bewegte, eine Ausstrahlung, die nicht von dieser Welt zu kommen schien

oder der Blick ihrer Augen, die vielleicht Dinge gesehen hatten, die mein Vorstellungsvermögen überstiegen. Ich beobachtete sie manchmal verstohlen, fasziniert von einer Demut, wie ich sie nicht besaß, die anmutig und echt war. Eine kraftvolle, natürliche Liebe zu Gott schien nur so aus ihr herauszuleuchten...

Ich hatte diese Begegnung herbeigesehnt und, da sie nicht von selbst geschah, beschlossen, sie herbeizuführen.

„Ich... bin gekommen, um dich zu fragen... Also, ich würde sehr gern, wenn es dir recht ist, von dir hören, wie es damals war, mit Jeshua...“, stotterte ich.

Sie schaute mich einen Moment lang stumm an und lächelte dann. „Komm“, lud sie mich ein und wir nahmen vor dem Tuchverschlag Platz. Sie holte noch ein Körbchen mit Datteln hervor und reichte mir den Wasserschlauch.

„Hast du ein wenig Zeit mitgebracht?“

Ich nickte voller Vorfreude.

„Dies ist die Geschichte einer geweihten Nacht“, begann sie mit ihrer volltönenden Stimme, „und von dem, was davor und danach geschah.“

Ich war noch keine siebzehn, da stand meine Vermählung bevor mit Josef aus dem Hause Jakobs. Josef war ein braver Mann, stattlich und gut. Wir freuten uns auf unsere Vermählung. Eines Nachts wachte ich im Hause meiner Eltern auf und wusste nicht, was mich geweckt hatte. Mir war, als habe eine Stimme mich beim Namen gerufen, doch es war stockfinster durch den Neumond...“

Mich schauderte ein wenig und ich nahm eine weiche Dattel, als sie mir den Korb reichte.

„Plötzlich aber“, fuhr Maria fort, „begann es in der Ecke des Raumes zu leuchten, wie Mondenlicht, und es wurde heller und heller und eine Kraft zog mich, dass ich mich aufrichtete im Bette und dann vor dem Leuchten auf die Knie ging. Denn in dem Licht und von ihm umhüllt stand eine Gestalt...“

Ich zog die Schultern hoch, weil es mir unheimlich wurde. Sie bemerkte es und schüttelte lächelnd den Kopf. „Nein, keine Angst, Arda, keine Angst war in meinem Herzen! Ich spürte mit meinem ganzen Sein, dass dies eine gute Kraft war, eine

Abgesandte Gottes, die zu mir gekommen war, um mir etwas zu verkündigen.“

„Hast du sie als Gestalt gesehen?“ flüsterte ich, „ich meine, richtig vor dir gesehen?“

„Ja“, gab sie zur Antwort. „Es war, als würden Schönheit und Wärme selbst Gestalt annehmen. Es war eine Gestalt aus fließendem, goldschimmerndem Licht und sie hatte einen Körper wie wir, doch waren alle Gliedmaßen langgezogen, mit einem leuchtenden Antlitz und langen Haaren aus Lichtstrahlen. Alles war fließend an ihr und unablässig schimmerte und glitzerte es um sie herum, wie von riesigen, durchscheinenden Schmetterlingsflügeln, die sich immerfort bewegten...“

Ihre ergriffene Stimme und ihr ganz in der Erinnerung versunkenes Gesicht erzeugten eine solche Intensität, dass ich die Luft anhielt.

„Die Gottesbotin oder der Bote blickte mich aus riesigen, bläulich schimmernden Augen unendlich gütig und liebevoll an“, fuhr Maria fort, „und sprach dann zu mir – aber nicht, wie du und ich jetzt sprechen“, erklärte sie in Erinnerung lächelnd, „sondern ich hörte ihre oder seine Stimme in meinem Inneren ertönen, sodass meine Seele erbebte.“

Irgendwie gelang es Maria einfach, indem sie mich auf die Art anblickte, wie sie es jetzt tat, etwas von dem, was ihr widerfahren war, in mein Herz zu legen, sodass ich jetzt genau zu spüren bekam, was es meinte, wenn die Seele erbebte...

„Was sagte die Stimme in deinem Inneren?“ brachte ich hervor.

„Sie sprach: ‚Fürchte dich nicht, Maria, du bist auserwählt von deinem geliebten Herrn.‘ Und in mir war alles Freude“, erklärte Maria, „eine Freude, die mein Herz nie mehr verlassen hat, obwohl wir es nicht leicht hatten mit einem Kind wie Jeshua.“ Sie zwinkerte mir zu und bedeutete mir, noch eine Dattel zu nehmen. „Und diese Freude rührte nicht nur von der erhebenden Begegnung mit der Botin Gottes, sondern sie kam auch, weil sie mir eine Ahnung bestätigte, die ich seit unvordenklicher Zeit still im Herzen hegte...“

„Eine Ahnung..?“

„Ja...“, Maria zögerte ein wenig und presste die Lippen zusammen, fast, als wolle sie ihre Worte zurücknehmen. „Eine Ahnung, dass da etwas Besonderes auf mich wartete im Leben, eine Sehnsucht auf Erfüllung durch Gott. Fast so, als habe Er schon, als ich noch im Mutterleib war, zu mir gesprochen, dass Er dereinst kommen und in meinem Leben Gestalt annehmen werde...“

Mein Blick wanderte in die Ferne, denn ich wusste nur allzu gut, von welchem Empfinden sie sprach und just in diesem Moment wurde mir sehr gewahr, dass es ja mit Jeshua Wirklichkeit geworden war.

„Eben darum geht es, oder?“ sagte Maria und blickte mich forschend an, denn sie schien meine Gedanken erspürt zu haben, „dass Gott in den Herzen von uns allen Geburt nehmen möchte. Und Er zeigt dies durch die Geburt Seines Sohnes mitten unter uns. So wurde ich schwanger, ohne von einem Mann gewusst zu haben, denn die Heirat mit Josef sollte noch ein Jahr warten. Doch nahm er mich fraglos zu sich, vertraute mir und meinem Wort, oder –“ Sie brach ab.

Gespannt sah ich sie an.

„Oder manchmal schien mir, dass auch Josef ein Bote erschienen war, der ihm Weisung erteilt hatte. Wir haben aber nie darüber gesprochen.“

„Warum nicht?“ entfuhr es mir kindlich.

Sie sah nachdenklich aus. „Ich glaube... manche Dinge, die zwischen uns und unserem Gott geschehen, sind sehr vertraulich und werden niemals ausgesprochen...“

Weißt du, worum es dabei eigentlich geht? Es geht um das Vertrauen in Gott und Seine Führung. Denn sogar wenn Sein Bote direkt vor dir erscheint, heißt dies nicht, dass es sogleich ganz einfach wäre, zu vertrauen. Sobald der Himmelsbote wieder fort war und ich allein und seltsam müde im dunklen Zimmer zurückblieb, waren auch schon sämtliche Zweifel da, die das Geschehene wieder aus meinem Herzen herausreißen wollten, alles in Frage stellten und mich eine Lügnerin und Heuchlerin schalten.

Dir erzähle ich es, doch wissen nur wenige von dieser Begegnung. Die meisten kennen den Teil, da Jeshua unter solch besonderen Umständen geboren wurde.

Wir mussten dann nämlich nach Bethlehem gehen, als ich hochschwanger war, weil die Römer eine Volkszählung veranstalteten. Es war eine mühsame Reise, die wir allein mit Gottes barmherziger Hilfe zu bewältigen vermochten. Durch die Anstrengungen und das Schaukeln auf dem Rücken unseres Esels setzten dann die Wehen ein und wir waren inmitten eines winzigen Herbergszimmers mit einem Dutzend anderer Menschen, die dort untergekommen waren.“

Ich zog die Augenbrauen in die Höhe und Maria lächelte kopfschüttelnd. „Ich lag auf dem Boden, Josef versuchte, meine Hand zu halten und mir Schutz zu geben, während alle auf uns einredeten und fünf Frauen miteinander in Zank gerieten, wie man mir am besten beistehen könne.“ Sie lachte ein wenig, doch ich konnte heraushören, welche Anspannung ihr widerfahren war in jenem Moment.

„Da war mir, als würde das Kind unter meinem Herzen die Führung übernehmen und mir zuflüstern, was zu tun sei“, fuhr sie leise fort. „Und ich gehorchte fraglos, ohne auf die Mühsal meines Leibes zu achten oder darauf, was all die Leute nun sagten oder wie sie mich abbringen wollten.“ Maria blickte mich ernst an. „Das ist ein wichtiger Moment im Leben für Gott: Wie ich eben sagte, besteht zu Beginn das Wesentlichste darin, allen Zweifeln zu trotzen und zu vertrauen. Nun kommt die nächste Prüfung: Wir machen uns los von den Erwartungen und Einmischungen unserer Umgebung und gehen eigene Wege – wie mühselig oder beängstigend es auch sein mag. Doch können wir dies nur, wenn wir der Stimme, die da aus dem Innern zu uns spricht, wirklich unser Gehör schenken.“

Ich staunte. Wieder einmal wurde ich an etwas erinnert, das Jeshua uns oftmals gelehrt hatte: Die Ereignisse des Lebens nicht einfach vorüberziehen zu lassen wie bloße Episoden unseres Daseins, sondern sie sämtlich in Bezug zu setzen und zu verstehen als Gleichnis für die Beziehung zwischen Seele und Gott; als Unterweisung des Herrn Selbst an die Seele, die da

bereit war, zu sehen und zu hören. Und, dachte ich, Er hat mir in Seiner Gnade kundige Gefährten an die Seite gestellt, die in dieser Kunst auf das Leben zu schauen bereits bewandert sind...

„Josef begleitete mich natürlich und wir traten hinaus in die sternklare Nacht, die sehr kühl war. Ich erinnere mich, wie der Wind über meine schweißnassen Wangen strich“, nahm Maria ihren Bericht wieder auf. „In der Nähe befand sich der kleine Viehunterstand der Herberge und dorthin führte Josef mich auf meine Bitte hin. Im vorderen Teil standen ein paar Tiere angebunden, auch unser Esel. Im hinteren Teil war ein Verschlag, der zur Hälfte mit Stroh und Heu gefüllt war. Hier bettete mein Josef mich und holte dann, ich weiß nicht woher, ein paar Tücher und Decken. Ja, und dann...“ Maria blickte mich mit schief gelegtem Kopf an.

„Er kam ganz leicht, weißt du“, sagte sie dann mit leiser Stimme. „Er wollte es mir nicht noch schwerer machen und so konnten Josef und ich es allein durchstehen. Josef wusch mich und das Kind mit kaltem Wasser und dann legte er es mir an dir Brust und legte sich zu uns, um uns mit seinem Körper zu wärmen.“

Ich schluckte, weil mich diese Vorstellung im Herzen berührte und auf einmal eine gewisse Sehnsucht nährte, die da schlummerte...

„Weißt du, Arda, nach Jeshuas Geburt fühlte ich, dass meine einzige Aufgabe darin bestand, für dieses Kind zu sorgen und es zu beschützen. Ich fühlte mich wie eine Eremitin, die ihr Leben ganz Gott widmen wollte, doch da ich Mutter war, wollte ich nicht von Josef fortgehen. Er blieb bei mir und nahm sich nie eine andere Frau, nicht einmal eine Magd, obwohl wir nicht als Eheleute beieinander lebten“, erklärte sie. „Ich weiß heute, dass es Gott Selbst war, der dies in seinem Herzen möglich gemacht hat, damit wir miteinander diesem Kind, dem Gottessohn, dienen konnten. Ich bin Josef ewig dankbar...“ Versonnen blickte sie vor sich zu Boden. „Erst nach zehn Jahren veränderte sich mein Sinn und dann kamen Jeshuas Brüder und seine Schwester. Wir waren viel herumgezogen, denn die Kunde, dass Jeshua kein gewöhnliches Kind war, hatte sich vom Moment

seiner Geburt an verbreitet. Hast du gehört, was in jener Nacht geschah?“

Ich schüttelte den Kopf.

„Zuerst erschienen die Hirten“, berichtete sie, „als wir noch mit dem Kinde einfach dalagen, erschöpft, doch voller Glück und Frieden, denn Jeshua war wunderschön und ein goldenes Leuchten ging von ihm aus, das uns wärmte... Da hörten wir auf einmal, dass Männerstimmen näherkamen und Josef sprang alarmiert auf, denn ein Gefühl des Beschützens war stark in ihm geworden. Ich blickte durchs Gebälk des kleinen Verschlags und sah, dass dort mehrere Männer in Hirtentracht standen. Sie waren mit ihren Herden gekommen, wir hörten auch das Blöken mehrerer hundert Schafe. Ich drückte Jeshua an mich. Josef hatte ihm diesen Namen gegeben, sobald dass er geboren war und er hatte es sehr bestimmt getan, sodass ich wusste, dass er aus göttlicher Weisung handelte.“ Maria hielt inne, doch ich bat sie sogleich, fortzufahren, weil es gerade so spannend wurde.

„Wir möchten das Kindlein sehen“, rief einer der Hirten mit rauher Stimme, „Unglaubliches ist uns widerfahren... Bist du sein Vater?“ Josef bejahte dies, blieb aber noch vorsichtig. „Was ist euch widerfahren in dieser Nacht?“ fragte er.

Die Hirten blickten einander an. „Ein Engel des Herrn ist uns erschienen“, rief ein anderer von hinten, bei dem zwei große Hirtenhunde saßen, „und hat uns verkündet, dass wir hierher kommen sollten, weil uns der Heiland geboren sei...“

„Also ist es wahr“, hörte ich meinen Gemahl flüstern und sah, wie er eine Hand auf sein Herz legte. Hatte er bis eben noch gezweifelt, fragte ich mich. Ach Arda...“, Maria blickte mich mit einem leisen Lächeln an. „Dieser Zweifel begleitet uns noch sehr lange, vielleicht das Leben lang. Der Herr vollbringt so vieles an uns in all Seiner Güte, doch fällt es uns noch immer schwer, den nächst anstehenden Schritt zu tun.“

„Ich weiß oft nicht, was genau Er von mir möchte“, sagte ich leise. „Und wenn ich es dann zu wissen glaube, dann scheint mir, dass ich es nicht vermag oder gar, dass mir der Wille dazu fehlt...“

„Verzage darüber nie“, sprach sie, „vor allem jetzt nicht mehr, da du *ihm* begegnet bist. Eine solche Begegnung geschieht nicht einfach so, Arda. Der Herr hat etwas mit dir, mit deiner Seele vor...“

Ich zog zweifelnd die Schultern hoch. „Wie ging es weiter im Stall?“ fragte ich dann, ein bisschen auch, um abzulenken.

„Josef drehte sich zu mir um und ich bedeutete ihm, die Hirten herantreten zu lassen. Sie mussten sich an den Ochsen vorbeidrängen, die Zeugen der Geburt gewesen waren und nun immerzu in den Verschlag hineinschauen wollten, sich Heu von dort schnappten und irgendwie verträumt auf meinen Jeshua starrten. Ich hielt Jeshua in meinen Armen und hob ihn dann vorsichtig in die Höhe, um ihn den Hirten zu zeigen. Und –“ Maria unterbrach sich und schluckte. „Du musst es dir vorstellen, wie diese fünf bärtigen Männer in ihren groben Wollhängen dort standen und auf das Neugeborene schauten.“

Ganz still wurde es auf einmal im Stall, selbst die Schafe draußen hörten auf zu blöken. Und dann gingen zwei von ihnen ganz langsam und unbeholfen vor uns auf die Knie und dann nacheinander auch die anderen drei und alle verneigten sich stumm und ehrfürchtig vor diesem Kind, das sie aus großen Augen einfach anblickte, sie wirklich ansah, jeden einzelnen von ihnen, und stumm zu ihnen zu sprechen schien. Der ganze Raum leuchtete in goldenem Licht...“

Mir kam eine Gänsehaut. Die ehrfurchtsgebietende Szene erstand vor unseren Augen hier im Sand noch einmal neu und ich fühlte mein Herz ganz weit werden bei dem Gedanken an das golden schimmernde Gotteskind, das in aller Einfachheit Geburt genommen hatte unter den Ärmsten der Armen, inmitten der Tiere, unter einsamen Sternen...

„Dann bat einer der Hirten darum, das Neugeborene halten zu dürfen und Josef erlaubte es ihm nach einem kurzen Moment“, sprach Maria weiter. „Wieder schien mir, dass er göttliche Weisung erhielt, weswegen ich ihm das Kind ohne zu zögern überreichte. Vorsichtig legte er es in die Arme des Mannes, der daraufhin, gefolgt von Josef und den anderen, langsam zum Eingang des Stalles schritt. Durch die Ritzen im

Verschlag beobachtete ich alles und da sah ich –“ Maria musste schlucken und warf mir einen zögerlichen Blick zu. Gespannt ermunterte ich sie, fortzufahren.

Sie holte Luft. „Der Hirte hielt mein Kind in die Höhe und zeigte es allen Schafen. Und dann sah ich... Ich sah, wie die drei Hirtenhunde, die bei ihnen waren, schwanzwedelnd angerannt kamen und – sich verneigten!“

Ich hielt mir die Hand vor den Mund, vielleicht vor Erstaunen, ein wenig wohl auch, weil ich mir nicht auszumalen vermochte, wie Hunde sich verneigen, und deshalb lächeln musste.

„Arda, es bestand kein Zweifel: Alle drei drückten gleichzeitig den Oberkörper zu Boden, so wie wenn Hunde sich strecken. Das war es aber nicht. Es war Verehrung!“

Ich schüttelte stumm den Kopf.

„Kurz darauf kam weiterer Besuch“, fuhr Maria leise fort, „drei Heilige aus der Fremde erschienen, barfuß und in einfache Gewänder gehüllt, und erwiesen Jeshua und uns ihre Ehrerbietung. Sie brachten Räucherwerk, das Kraut einer heiligen Pflanze und eine kleine Statue aus purem Gold und legten achtungsvoll alles in die leere Futterkrippe neben dem Verschlag, in dem ich noch immer mit Jeshua lag. Wir waren erstaunt, konnten uns aber kaum mit ihnen verständigen. Nur, dass eine große Liebe und vorbehaltlose Güte von ihnen ausstrahlte, das nahmen wir sehr wohl wahr. Sie nahmen Josef mit hinaus und deuteten in den Himmel und als er wieder hereinkam, erklärte er mir, dass dort oben ein Stern erschienen sei, den er noch nie gesehen hatte und der heller leuchtete als all die anderen. Auch die Hirten, die den Sternenhimmel besser kennen als jeder andere, hatten den Stern bemerkt und bestaunt. Wir glauben, dass diese Weisen dem Stern bis hierher gefolgt waren und durch göttliche Verheißung zu Jeshua gesandt wurden“, schloss Maria.

„Und – kamen dann noch mehr Leute?“ fragte ich nach einer Weile.

„Ja“, nickte sie, „es kamen in den folgenden Tagen noch viele Menschen, die Jeshua sehen wollten und so viele Geschenke

brachten, dass wir sie nicht tragen konnten und weiter verschenkten. Die Geschenke der drei Heiligen behielten wir, weil es uns schien, dass sie besonderen Schutz für Jeshua verhiessen. Als Kind spielte er gern mit der kleinen Goldstatuette. Ich glaube, er trägt sie noch immer bei sich.“ Maria nahm ein paar Schlucke aus dem Wasserschlauch. Es begann zu dämmern.

„Es war etwas so Besonderes, all diese Menschen zu sehen, die uns aufsuchten, um einen Blick auf Jeshua zu erhaschen. Sie wollten ihn halten und Herzen, was ich schweren Herzens zuließ, denn ich mochte mich nur ungern von meinem Kind trennen“, gab sie lächelnd zu, „doch spürte ich irgendwie, dass es sein Wunsch war, von jenen, die ihn verehrten und ihm vertrauten, geherzt und geküsst zu werden. Die meisten, die kamen, waren arm wie wir, ärmer noch, doch sie brachten, was sie nur hatten, um es ihm zu schenken und das lehrte uns, was es heißt, Gott wirklich zu lieben...“ Sie blickte mich an und ich nickte langsam.

„Alles“, flüsterte ich und sie lächelte: „Ja, alles legen wir Ihm zu Füßen und verschenken uns selbst...“

An ein paar Kinder erinnere ich mich noch besonders gut. Sie kamen und hatten Trommeln und einfach geschnittene Flöten, mit denen sie auf der Straße für Geld spielten. Sie waren barfuß und dürrig gekleidet, doch strahlten sie beim Anblick Jeshuas über das ganze Gesicht und ich spürte so viel überschäumende Freude und Liebe in meinem Kind, als würde er alten Freunden wiederbegegnen... Die Kinder baten mich inständig, für Jeshua etwas vorspielen zu dürfen und das erlaubte ich ihnen gern. Sie begannen eine wunderschöne Melodie zu spielen und ihre Gesichter leuchteten, eines schöner als das andere, und es war spürbar, dass sie ihr Bestes gaben – nicht nur mit ihrer Musik, sondern es war, als würden sie Jeshua damit ein Versprechen geben, von nun an stets und in allem ihr Allerbestes zu geben, ihr ganzes Leben lang...“

Ich atmete tief ein und aus. Die Intensität des Geschilderten ließ mich innerlich erzittern. Ich durfte all jene stimmungsvollen Momente miterleben, als sei ich dabei gewesen und fühlte, wie meine Herzensliebe zu Jeshua answoll wie ein warmer Strom.

Maria räusperte sich. „Doch waren es nicht nur Menschen und Tiere, die ihren Heiland begrüßen wollten. Ich glaube ehrlich gesagt bis heute, dass ich die Einzige war, die es damals sah...“

„Was?“ fragte ich leise.

„Da waren lauter Lichtgestalten um uns herum, die schon während der Geburt erschienen waren“, flüsterte sie und ich spürte, dass sie dies zum ersten Mal mit jemandem teilte. „Ganz ähnlich der Himmelsbotin in jener ersten Nacht. Und über dem löchrigen Dach des Stalls, wo ich die Sterne blitzen sah, schwebten Himmlische Heerscharen und ich durfte ihre Jubelchöre hören...“

Ich konnte Maria nur stumm anblicken. An meinem ganzen Körper richteten sich die Härchen auf.

„Sphärische Gesänge, die nicht mit diesen Ohren vernommen werden“, erklärte sie und berührte ihr Ohrfläppchen. Eine Weile lang blieb es still zwischen uns.

„Durch all diese Ereignisse ahnten Josef und ich, dass wir Jeshua schützen mussten, wenn wir in Ruhe leben wollten, und so kam es, dass wir in den ersten Jahren seines Lebens immer wieder umzogen und das Weite suchten, wenn die Menschen Kunde davon bekamen, wer er war.“

„Sie hielten ihn alle völlig fraglos für den Sohn Gottes?“

„Ich weiß es ehrlich gesagt nicht“, gab sie zurück. „Die, die in den Tagen und Nächten nach seiner Geburt zum Stall kamen, gewiss, denn sie hatten Verkündigung von Gottes Boten erhalten oder von jenen gehört, denen solche Kunde zuteil geworden war und sie glaubhaft weitergaben. Daraus entstand aber eine Bewegung, der sich viele Menschen anschlossen, die einfach neugierig waren oder an etwas glauben wollten, aber im Herzen nicht geprüft hatten, ob sie wirklich bereit waren, zu glauben und ob es ihnen wirklich um Gott ging.“ Sie sah mich einen Moment lang schweigend an, als wolle sie sichergehen, dass ich verstand. Etwas in meinem Gesicht schien sie zufriedenzustellen und so fuhr sie fort: „Ein paar Mal erlebten wir, dass eine größere Gruppe Menschen in den Ort kam, den wir bewohnten, und nach uns und Jeshua fragte und um die Geschehnisse seiner

Geburt oder irgendwelche Weissagungen zu verbreiten, sodass man uns im Dorf nachher seltsam ansah. Dann irgendwann legte sich solcher Trubel und wir ließen uns in Nazareth nieder.“

„Und dort hielt man euch dann für so normal, dass die Menschen nun gar nicht mehr glauben wollen, dass Jeshua der Gesandte ist“, sagte ich, an unseren Besuch in Nazareth zurückdenkend. Im Laufe ihrer Erzählung hatte ich alle Scheu abgelegt.

Sie lachte. „Ja, so weit ist es mit uns gekommen.“

Dann wurde sie unvermittelt wieder ernst. Aus halbgeschlossenen Liedern traf mich ein rätselhafter Blick.

„Was du nun gehört hast, Arda, ist äußerlich gesehen eine anrührende und sensationelle Geschichte, nicht wahr..? Die Geburt des Gottessohns...“ Maria lächelte ein wenig wehmütig.

„Durch Gottes Gnade wurde mir die Einsicht zuteil, dass es dabei um viel Tieferes geht. Obwohl ich selbst Teil der Ereignisse um Jeshuas Erscheinen war, geschah es mir in den folgenden Jahren während des Gebets immer wieder, dass eine einzelne Szene oder ein bestimmtes Detail aus jener Nacht mir plötzlich vor Augen stand, als würde ich es diesmal unbeteiligt und aus weiter Ferne erblicken, und mich sanft in unerklärliche Tiefen hinab zog.“

Maria hielt inne und blickte mich stumm an, als überlege sie, ob sie weitersprechen sollte. Dankbarkeit überkam mich, als sie es tat: „In solcher Tiefe warteten dann wechselnde Stimmungen der Liebe auf mein suchendes Herz und... Arda, ich glaube, dass dort, in jenen inneren Gefilden, die Seele gefunden wird. Und dort“, sie neigte sich zu mir und wisperte: „ist sie erwartet von unserem Herrn.“

Ich konnte jetzt nur still dasitzen und nichts erwidern. Mein Atem ging so flach, als sei das Luftholen auf einmal nicht mehr nötig, und alle Gedanken in mir waren zur Ruhe gekommen. In diese nie gekannte Stille meines Geistes hinein sprach Maria schließlich behutsam die Worte:

„An Jeshuas Geburt zu denken und uns darin betend zu versenken lässt Gott in unseren Herzen geboren werden.

Das ist es, worum es dabei eigentlich geht... Um die
Liebesbeziehung zwischen dem Herrn und Seiner ersehnten
Heimstatt - deiner Seele.“

Eine Weile lang saßen wir noch so da, einfach beisammen,
und schauten der Dämmerung zu, wie sie sich ganz allmählich
und beinahe unmerklich herabsenkte. Wir atmeten tief und still
miteinander und ließen es zu, dass der Friede Gottes sich auf
unsere Herzen legte wie ein Schleier aus goldener
Schwerelosigkeit.

ENDE
TEIL I

II

VOM WEGE

Wir näherten uns der Anhöhe, Johannes und ich, einer Erhebung am Nordufer des Genezarethsees, auf deren Südhang wir unsere Schwestern und Brüder mit unserem Rabbi zurückgelassen hatten. Ich schritt neben dem ersten Esel von vierein voran und hielt ihn am Strick, während Johannes hinten lief, einen Ast in der Hand, mit dem er dem einen oder anderen Tier bisweilen auf die Flanke klopfte, damit es zügig weiterging. Auf die Rücken der Esel hatten wir am Morgen große Tragkörbe gebunden und darin befanden sich nun unsere Wasserschläuche und Gefäße voll mit Seewasser. Es war ein schöner, doch etwas beschwerlicher Rückweg, ging es doch unablässig die Anhöhe hinauf, von welcher aus sich uns schon bald ein atemberaubender Blick auf den See eröffnen würde. Der Schweiß rann uns beiden die Schläfen hinab und dann und wann wischte ich mir mit dem Zipfel meines Tuchs über das Gesicht. Ich blickte mich zu Johannes um, dessen Locken schweißnass in der Sonne glänzten. Er zwinkerte mir zu und schnitt gleichzeitig eine gequälte Grimasse und ich lachte. Welch schöner Anblick dieser Johannes war, mein kluger Bruder, mein Sehnsuchtsgefährte...

Nun trat ich neben der Leiteselin aus dem Dickicht heraus, durch das der schmale Pfad auf eine von Palmen bewachsene Lichtung führte. Der Blick öffnete sich, alles erschien hell leuchtend und ich konnte nicht nur den azurblauen See unter uns erblicken, in dem ich vor wenigen Stunden noch knietief neben Johannes gestanden hatte, sondern auch die Anhöhe, an der unser kleines Grüppchen lagerte.

„Schönes Plätzchen haben wir uns da ausgesucht“, rief Johannes. Ich stimmte ihm zu. Unsere Geschwister im Herrn erwarteten uns knapp unterhalb der Hügelspitze sitzend, einander Früchte verteilend und in heiterer Stimmung. Die Sonne machte sich bereit, hinabzusteigen, um in wenigen Stunden hinter den Hügeln auf der rechten Seeseite unterzugehen. Trotz der Fröhlichkeit, die ich unter meinen Weggefährten wahrnahm, hatte sich eine gewisse Wehmut auf mein eigenes Herz gelegt, eine Stimmung sehnsüchtiger Schwere, wie sie mich manchmal plötzlich überkommen konnte, wenn

alles in größter Vollkommenheit eingerichtet schien, alle Schönheiten der Erde und alles Gute in den Geschöpfen sich in Fülle offenbarte – und doch etwas fehlte, an mir zog, mich zum Weinen bringen wollte... In solchen Momenten sehnte ich mich nach einem Gegenüber, dem ich alles zu sagen gewagt hätte, nach der einen Person, die mich ganz verstand. Ich schielte zu Johannes hinüber, dessen Gesicht beim Anblick der Brüder und Schwestern aufleuchtete und der sich anschickte, auf die geistreichen Scherze zu erwidern, die Andreas uns wortreich entgegenrief.

Ich fühlte einen Stich von Einsamkeit und mein Blick suchte nach Maryam und fand sie schließlich ganz zuoberst sitzend, etwas abseits mit Jeshua in ein Gespräch vertieft; inniglich saßen sie da, die Köpfe berührten einander fast und Maryam nickte zu etwas, das Jeshua ihr leise und eindringlich mitteilte.

Meine Schritte wurden schwer und ich musste einige Mühe aufwenden, um weiterzugehen und die Esel, die aneinander gebunden waren, an ihren Platz zu führen. Johannes stand jetzt bei Andreas und ein paar anderen und ich hörte sie scherzen und lachen. Mit schwerem Herzen begann ich, die Wasserbehälter abzuladen und bemerkte kaum, dass Johanna und Bartho dazukamen, um mir zu helfen.

Schließlich entfernte ich mich ein paar Schritte und schaute hinab auf den See, der ein großes, glänzendes Auge war inmitten warmer, grüner Fruchtbarkeit. Das Auge Gottes, schoss es mir durch den Kopf. *Ist das so, mein Herr? Darf ich, soll ich Dich so denken, dass Du hier bist, überall in der Natur, dass Du mich anblickst? Oder hast auch Du eine Dir eigene Gestalt, die ich erblicken darf..?*

Selten hatte ich den Ewigen Vater so vermisst wie in diesem Moment... War es nicht sonderbar, inmitten all dieser Fülle von fröhlich lachenden Wegesellen, die uns mit einem Überfluss allerfeinster Früchte erwartet hatten, unter der wärmenden Sonne und mit einer Schönheit vor Augen, wie ich sie nie zuvor erblickt hatte, eine solche Einsamkeit und Trauer zu erfahren, wie sie mich nun gefangen halten wollte? Wo war Er, dem das alles gehörte, der es verströmte und verschenkte, es jedoch vorzog, hinter Seinen Gaben verborgen zu bleiben? *Was können*

mir all Deine Gaben Wert sein, wenn ich aber von Dir nichts zu erkennen vermag?

Es stimmte... Ich wollte in jenem Moment nichts mehr haben von meinem Herrn, keine Gaben, keine Waren, kein Wohlsein, keine Lösung für irgendetwas und nicht den Trost durch einen Menschen. Ich wollte Ihn. *Dich. Dich kennen. Dich lieben...*

„Dies wäre ein Moment, zu weinen“, flüsterte ich mir selbst zu und hockte mich nieder, den Blick immer noch auf das große, schweigende Auge gerichtet. Doch es wollten sich keine Tränen einstellen. Ich schaute über die linke Schulter zurück zu den anderen und da traf mein Blick den Jeshuas, der von seinem Platz neben Maryam herabschaute auf mich, mich genau sah, mich mit allem erkannte. Seine Augen leuchteten im Licht der Nachmittagssonne und noch von etwas anderem. *Erwarte den Herrn, meine Seele, und schau auf mich...*, hörte ich seine Stimme in mir und im selben Augenblick war mir das Herz leicht und licht.

Da erhob Jeshua sich und breitete die Arme aus. Kraft strahlte von ihm aus wie ein großes Licht und augenblicklich wurde alles still und alle wandten sich ihm zu. Jeshua setzte sich auf einen Stein, legte die Hände ein paar Atemzüge lang in den Schoß und schlug dann das Tuch zurück, das seinen Kopf vor der Sonne geschützt hatte. Es war, als wolle er durch diese Geste gänzlich frei sein für das, was nun folgen würde; frei in alle Richtungen sprechen können und sich für uns alle ganz sichtbar machen.

„Heil euch!“ rief Jeshua da, lächelte leuchtend und schaute uns allesamt nacheinander in die Augen, ließ niemanden aus. „Heil euch, die ihr geistlich arm werdet für den Vater: Die ihr allem geistigen Besitz entsagt, frei werdet von eurem geglaubten Wesen und Wissen, euch in die Armut eurer Seele fallen lasst... denn solchen wird Sein Reich zugänglich.“

Sein Blick traf mich mitten ins Herz und ich musste mich dort, wo ich stand, zu Boden setzen, die Augen gebannt auf ihn geheftet. Allen anderen erging es genauso. Mit Jeshuas ersten Sätzen hatte eine Kraft sich offenbart, die uns an Ort und Stelle verharren und unsere verdurstenden Seelen sich an jedem seiner Worte erquicken ließ.

„Heil euch, die ihr die Erdschwere in euch annehmen lernt, obwohl diese Seelenfremde euch in Trauer hüllt – denn solche werden die Tröstung des Himmels erfahren.

Und Heil euch, die ihr euren Geist sanftmütig werden lasst, duldsam mit allem, was euer Erdendasein euch beschert – denn solchen erst gehört die Erdsphäre, auf dass sie darüber hinauszuwachsen vermögen.

Heil euch, deren heilige Gier erwacht nach der Wahrheit Gottes allein – denn solche werden Sättigung erfahren dürfen.“ Wieder bohrte sich sein glühender Blick in mein hellwachses Herz.

„Heil euch, die ihr wahrhaft barmherzig werdet – denn solche werden allerorten nichts als Barmherzigkeit erblicken.

Und Heil euch, deren Herzensspiegel bereinigt ist und klar – denn solchen wird Einblick geschenkt in das Wesen Gottes...

Heil euch, die ihr da einzig aus der Stille heraus redet und in Frieden handelt, denn solche wirken im Geiste Gottes als Seine wahren Kinder.

Heil euch, die ihr euch den heiligen Kämpfen im Herzen aussetzt, die da ihren Anfang nehmen, wenn die Seele zu sich selbst erwacht.

Und Heil euch, die ihr euer Vertrauen in mich wieder und wieder auf die Probe stellen müsst; die ihr es wagt, allem Dunklen in euch selbst zu begegnen und die ihr alle Erschütterung über euch kommen und euch stets aufs Neue verunsichern lasst über mich und unseren Vater und Ihm so die Treue halten lernt.

Herzensfreude des Himmels soll euch zuteil werden, wenn solches euch widerfährt – denn darin offenbart sich, dass ihr bereits in den Fußspuren der Gottgeweihten wandelt.“

Jeshua machte eine Pause und sandte wiederum seinen Blick zu jeder und jedem Einzelnen seiner Jüngerinnen und Jünger und es lag darin etwas von einer stählernen Unvermeidlichkeit, warm gehüllt in sein mitfühlendes Verständnis für alles Unfertige in uns...

„Wer Ohren hat, zu hören, der höre!“ rief er uns zu und lachte ein wenig, „was aber habt ihr soeben gehört?“

„Rabbi, du hast uns unseren Weg gekündet, eine Entwicklung, die wir zu durchlaufen haben!“ meldete sich Judas’ klare, hohe Stimme augenblicklich.

Ich war ein wenig erstaunt, weil Judas nur selten vor uns allen sprach und noch nie eine Deutung der Worte unseres Meisters gewagt hatte. Jetzt allerdings schien ihm eine besondere Einsicht in die Redeabsicht Jeshuas zuteil geworden zu sein und er zögerte nicht, sie uns mitzuteilen. Jeshua lächelte dankbar und ich musste daran denken, dass es mir oftmals so erschien, als sei er selbst es, der uns in gewissen Situationen dazu ermächtigte, Dinge zu durchschauen und in Worte fassen zu können... Solche Gelegenheiten waren dann wie ein besonderes Geschenk Jeshuas an seine Getreuen, eine Gelegenheit, ihn zu erfreuen. Diese Einsicht schien mir bedeutsam zu sein, denn sie brachte einen weiteren Abschied mit sich: Zu glauben, dass ich zu irgendetwas aus eigener Kraft imstande wäre, war ein Irrtum. Es galt, zu verstehen, dass die Ursache aller Taten allein in Gott lag, der Seinen eingeborenen Sohn, Seinen reinen Geweihten mit der Vollmacht ausgestattet hatte, durch uns hindurch und in uns hinein zu wirken wie es der göttliche Wille gebot...

Würde diese Einsicht sich einmal tief in meine Seele senken dürfen, so würde daraus vielleicht jene Demut geboren werden, zu welcher unser Rabbi uns immer wieder liebevoll anhielt...

„Judas hat wohl gesprochen“, sagte Jeshua an uns alle gewandt, „und so lasst mich euch denn versprechen, dass alles Gesagte euch ohne große Trübsal zuteil werden wird, weil *ich* es bin, der es euch sagt, und ein jedes meiner Worte segnende Verheißung ist und weil dieser Weg ein sanfter ist.

Darum, dass solches aber eintreten kann, sage ich euch: Trachtet *zuerst* nach dem Reiche Gottes und nach Seiner Liebeswahrheit!

Denn im Erkennen Gottes erst und im Einlassen Seiner Schritte, dass sie tiefe Spuren in eure Herzen prägen, vermögt ihr zu eurer höchsten Bestimmung zu gelangen.

Glaubet nicht, dass es zuvorderst um euer Dasein hier auf Erden gehe, darum, viel zu sorgen und zu schaffen, heilig zu werden und den Frieden in euch und in der Welt zu gestalten!

Darum geht es erst ganz zuletzt. Deshalb werden die, die sich um solches als erstes bemühen, die Letzten sein, solche aber, die sich um die Dinge des Vaters besorgen, werden die Ersten sein.

Darum merket auf, wenn der Menschensohn nun zu euch spricht davon, wie ihr auf Erden wandeln und das Leben gestalten sollt. Denn es sind meine Lehren erst der Anfang, auf dass ihr lernet, wahrhaft zu schauen auf das, welches hinter allem Irdischen noch verborgen ist und das da eurer unablässigen Andacht harret.

Darum sei euer ganzer *focus* das unablässige Gebet zum Vater! Schaffe nun Raum in dir, Seele, den niemand je betritt, und weihe ihn deinem Gott, dem Geliebten deiner Seele. In diesem Raume aber bete immerfort hingebungsvoll mit allen Gemütsfarben deines Herzens, auf dass sie bereinigt werden von allem Irdischen und zu den feinen Stimmungen der Liebe werden, die da dem Himmlischen zugehörig sind und von denen du jetzt noch nicht weißt... –

Was aber wisst ihr bisher vom Herrn? Geboten hat Er uns ‚du sollst nicht töten‘ und wer da töte, der solle dem Gericht verfallen sein. Ich dagegen sage euch: Wer seinem Mitgeschöpfe oder sich selbst auch nur zürnt, wer da geringschätzt und verurteilt, der soll dem Gericht verfallen sein, mehr noch: Solch einer wird innerlich Höllenqualen zu spüren bekommen – nicht als Strafe, sondern naturgemäß, weil er der Liebesfülle seiner eigenen Seele zuwider handelt.

Du wünschst dir eine Beziehung mit Gott? So sei stets eingedenk, dass du dich mit deinem Bruder und deiner Schwester versöhnst, wenn etwas zwischen euch steht – und erst dann gehe ins Gebet zu deinem Gott! Setzt du dich aber betend und in Gottesehnsucht vor den Altar, ohne die Aussöhnung mit deinen Nächsten, so heiße ich dich einen frommen Heuchler. Nicht weil etwa die irdischen Belange gewichtiger wären als die Göttlichen – sondern, weil auf dem Weg der Ergebung in den Willen unseres Herrn die Erdengefilde nicht übergangen werden können: Gott hat es so eingerichtet, dass wir auf dieser Erde im Austausch mit unseren Geschwistern und den Dingen der Welt jene Bedingungslosigkeit erlernen dürfen, welche einstmals

unsere Seelen zu Ihm aufschwingen lassen wird, dass sie Ihm zujubeln: ‚Du magst nun mit mir verfahren, wie immer es Dir gefällt, Geliebter Gott – und wirst doch niemals mehr vom Throne meines Herzens verstoßen, denn *ich*, oh Herr meines Lebens, *gehöre Dir.*‘“

Jeshua hielt ein paar Augenblicke lang inne und saß da, den wachen Blick wie ein Suchfeuer auf uns gerichtet und doch nicht auf uns, sondern in weite Fernen, dahin ihm niemand von uns zu folgen vermochte. Dann fuhr er fort:

„Also lasst ab von allem Richten – denn solange ihr noch über etwas richtet, so werdet ihr damit verbunden sein wie durch einen Strick und werdet nicht loskommen davon, bis es Erlösung erfährt. So erkenne denn im Fehler deines Bruders und im Irrtum deiner Schwester dein eigenes Fehlgehen, für das du blind bist!

Gern siehst du den Splitter im Auge deines Bruders, während du den Balken in deinem eigenen Auge nicht bemerkst... Wie darfst du zu deinem Bruder sagen: ‚Lass mich den Splitter aus deinem Auge ziehen?‘ Und dabei steckt ein Balken in deinem Auge! Du Heuchler, ziehe zuerst den Balken aus deinem Auge, dann magst du zusehen, wie du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehst.

Trachte stets nach solch demütig versöhnlicher Haltung, welche allein durch Gottes Gerechtigkeit geschenkt wird – selbst wenn dir daraus scheinbar ein Nachteil entsteht... und lass ab von aller weltlichen Gerichtbarkeit, die nur ein grausamer Platzhalter der wahren Freundschaft untereinander ist.

Deshalb sage ich euch, die ihr bisher Kenntnis habt von dem Gebot ‚Auge um Auge, Zahn um Zahn‘: Leistet dem, was euch an Üblem widerfährt und angetan wird, vom heutigen Tage an niemals mehr auch nur den Hauch eines Widerstandes!

Wer dich auf die rechte Wange schlägt, dem halte auch die andere hin, und wer mit dir einen Rechtsstreit anfangen und dir das Gewand wegnehmen will, dem überlass auch noch den Mantel!“

Sprach- und atemlos waren wir im Angesicht des Gehörten geworden, saßen ohne Regung da und vermochten einander

nicht anzusehen. Die Worte Jeshuas waren ja nicht einfache Menschensätze, die auf uns herniederrieselten und uns die Wahl ließen, ob wir zustimmen wollten oder lieber eine andere Meinung vertraten. Es waren Worte göttlicher Vollmacht, an denen nicht zu rütteln war – und das machte unseren Gemütern Angst. Da war eine Unbedingtheit, die den Raum des Eigenen, auch des eigenen Willens, dieses heimlichen Heiligtums des Menschen, schmal machte und eng werden ließ. Wenn das wahrhaft Heilige Einzug erhalten sollte in uns, dann würden alle verborgenen Vorratskammern und Hintertürchen weichen müssen... Angesichts dessen war da ein bebendes Erschrecken in mir, das ich in den Herzen meiner Geschwister gespiegelt fühlte...

Jeshua fuhr unbeirrt fort:

„Es ist, wie ihr wisst, das uns auferlegte Gesetz der Römer, dass sie einen jeden von uns wie einen Leibeigenen zwingen können, eine Meile mit ihm zu gehen, zum Schutz oder als Lastenträger. Oder einfach bloß, um Menschenmacht auszuspielen... Lass mich dir sagen, meine Seele: Wer dich solcherart nötigt, eine Meile mit ihm zu gehen – mit dem gehe zwei!“

Nun sah ich Tränen auf den Wangen einiger meiner Weggefährten. Die unnachgiebige Wesentlichkeit in den Worten unseres Meisters kannte keine Grenzen und machte vor nichts Halt. Ich vermochte förmlich zu spüren, wie in manchen von uns innere Mauern durchbrochen wurden und ganze Bauwerke aus Denkhaltungen einfach in sich zusammenfielen – Luftgebilde, die sie immer gewesen waren. Die Unvorstellbarkeit und gleichzeitige Unvermeidbarkeit der aufgestellten Forderungen löste solche Erschütterungen aus, dass nicht nur stille Tränen geweint wurden, sondern einige haltlos zu schluchzen begonnen hatten.

Jeshua ging darauf nicht ein, sondern sprach weiter, wie von woanders her gelenkt:

„Ihr habt gehört, dass den Vorfahren geboten ist: ‚Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen!‘ Ich dagegen sage euch: Liebet, die ihr für eure Feinde haltet, und betet für

eure vermeintlichen Verfolger, auf dass ihr euch als Kinder dieses liebenden Gottes erweist. Denn Er lässt ja die Sonne über ‚Böse‘ und ‚Gute‘ aufgehen und lässt es regnen über Gerechte und Ungerechte...

Denn wenn ihr nur die liebt, die eurem begrenzten Urteil nach eurer Liebe würdig sind, – was soll dabei schon herauskommen? Der große Sprung in die Arme Gottes kann so nicht getan werden! Ihr aber sollt der Vollkommenheit eurer Seele treu werden lernen – die ein Abbild der Vollkommenheit eures Vaters ist.

Der Würde dieser vollkommenen Seele aber ist es einzig angemessen, dass sie ablässt von aller Sorge um euer Leben, was ihr essen und trinken sollt, oder um euren Leib, was ihr anziehen sollt. Ist nicht das Leben wertvoller als die Nahrung und der Leib wertvoller als die Kleidung? Sehet die Vögel des Himmels an: Sie säen nicht und ernten nicht und sammeln nichts in Scheunen, und euer himmlischer Vater ernährt sie doch. Hat denn euer Dasein als Mensch, darin bewusst der Weg zu Gott beschritten werden kann, nicht einen sehr viel höheren Wert als das Ihre?

Wer von euch vermöchte aber mit all seinem Sorgen der Länge seiner Lebenszeit auch nur eine einzige Spanne zuzusetzen? Und was macht ihr euch Sorgen um die Kleidung? Betrachtet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen! Sie arbeiten nicht und spinnen nicht; und doch sage ich euch: Auch Salomo in all seiner Pracht war nicht so herrlich gekleidet wie eine von ihnen. Wenn nun Gott schon das Gras des Feldes, das heute steht und morgen in den Ofen geworfen wird, so kleidet: Wird Er das nicht erst recht für euch tun, ihr Kleingläubigen? Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: ‚Was sollen wir essen, was trinken, womit sollen wir uns kleiden?‘ Denn auf alles Derartige sind diejenigen bedacht, denen es allein um ihr irdisches Dasein geht, die im Tode nicht ihren Lehrmeister sehen können und die glauben, dass Gottes Reich sie nichts angehe. Aber euer himmlischer Vater weiß ja, dass ihr dies alles bedürft. Nein, trachtet zuerst nach dem Reich Gottes, dann wird euch das andere obendrein gegeben werden.

Darum sollt ihr keine Vorsorge treffen – dies tut ihr ja sogar im Umgang mit all jenen Menschen, mit denen ihr euch gern umgebt: Oder wer wäre unter euch, der in seiner Schwester und seinem Bruder nicht auch seinen Nahrungsquell und seine sichere Zuflucht sieht, anstatt allein einen Gottesdiener? Echte Liebe wird sich aber solange nicht verströmen dürfen, wie ihr noch solcherart an eurem Bruder und an eurer Schwester hängt.

Macht euch also keinerlei Sorgen um den morgigen Tag! Denn der morgende Tag wird für sich selber sorgen; ein jeder Tag bringt das rechte Maß an Werken, Worten, Fühlen und Nachsinnen. ‚Jeder Tag‘ meint aber jeden einzelnen Moment eures Lebens, deren Zahl allein der Vater kennt...

Wohin aber führt nun all dies Reden?

Ihr hörtet sprechen vom Reiche Gottes, nach dem ihr *vor* allem trachten sollt.

Ihr habt gehört davon, dass ihr weder eurem Bruder, noch eurer Schwester, noch euch selbst je zürnen und verurteilen mögt.

Ihr hörtet, dass ihr alles in jedem Moment hingeben lernet und allen Eigenwillen fahren lassen sollt.

Von der Feindesliebe hörtet ihr und vom unnützen Sorgen um eure Zukunft und euren Erhalt.

Die Essenz des Gehörten, die da fortan den ganzen Weg eures Lebens durchtränke, ist eine heilige Weggabelung: Denn einstmals, die einen früher, die anderen später, werdet ihr einsehen, dass ihr nicht zwei Herren dienen könnt: Entweder ihr werdet den einen hassen und den anderen lieben – oder dem einen ergeben sein und den anderen missachten. Ihr könnt nicht Gott dienen *und* dem Mammon; ihr könnt nicht wahrhaft lieben *und* die Weltenfreuden für euch selbst genießen wollen – nicht einmal die Kleinste – denn *alles* existiert allein zu Seiner Freude... Und lieben heißt, dies aus tiefster Seele zu bejahen.“

Jeshua hatte kurz innegehalten und fuhr einen Moment später mit merklich leiserer Stimme fort: „Ihr könnt auch nicht aufrichtig nach Gottes Reich trachten und zugleich aber das Leben noch immer dem Tode vorziehen. Solange ihr noch diese Trennung vollzieht, wird euch stets die Todesangst begleiten und

ihr könnt nicht gänzlich frei werden; in eurem Suchen und Lieben nicht bedingungslos.

Darum sage ich euch: Gehet hinein durch die enge Pforte; denn weit offen steht die Pforte und breit ist der Weg, der ins Verderben führt, und es sind da viele, die auf ihm dahinwandeln. Eng ist dagegen die Pforte und schmal der Weg, der ins Leben führt und nur wenige sind's, die ihn finden...“

Jeshua saß da und sah so aus, als sei seine Rede beendet.

„Warum hat Gott, wenn Er die Menschen liebt, es denn so eingerichtet, dass der Weg ins Verderben der Breite ist und schmal der Weg ins Leben?“ Maryam sah ein wenig unwillig aus.

Jeshua nickte zufrieden. Sein Gesichtsausdruck veränderte sich leicht und ich überlegte, ob es daran lag, dass bis eben das lebendige Wort Gottes durch ihn geflossen war, während er nun die Auslegung gab: „Eine wichtige Frage... Gemeint ist nicht, dass Abba eine Trennung macht unter den Menschen und manche ins Verderben schickt und andere ins Leben.

Vielmehr dürfen wir verstehen, dass wir vor einer Entscheidung stehen, jede und jeder einzelne von uns: Der breite Weg, der zur offenen Pforte führt, ist jener Weg, den wir schon immer genommen haben, auf dem uns unsere Gewohnheiten halten wollen. Es kann der Weg der vermeintlichen Sicherheiten sein. Oder der Weg, der am wenigsten Mühsal verspricht. Der Weg, der zu Reichtum und Macht führt oder ein Weg, auf dem wir immer Recht behalten und immerfort Gründe sehen, uns über andere zu erheben. Es ist, in aller Kürze, der Weg, auf dem wir unseren Eigensinn behalten und – Gott spielen. Deshalb ist er der leichtere Weg, denn wir verhielten uns ja so unser Leben lang und kennen ihn gut...

Der andere Weg hingegen ist schmal genannt und die Pforte ins Leben eng, weil alles, was ihr mit euch tragt, dort nicht mitgenommen werden kann und von euch abfallen muss, wollt ihr weitergehen auf ihm: Ihr werdet ihn nur begehen können mit dem leichten Gepäck eures Wunsches, Dienende zu werden und die Pforte kann nur durchschreiten, wer bereit war, alles, aber auch alles, was er für sich und sein Eigentum hielt, jede Vorstellung, Erwartung und jeden Wunsch, zurückzulassen!“

Wir lauschten ehrfürchtig und mir wurde bang ums Herz. Würde ich den schmalen Weg finden können? Gewiss nicht ohne seine Hilfe...

Dann hob Jeshua noch einmal die Stimme:

„Wenn aber eure Gott liebende Seele diesen Einlass findet und sich zu ihrer wahren Größe erhebt, dann wird bis in den letzten Winkel hinein sämtlicher Eigensinn vertrieben werden und von euch gehen und einer Liebe weichen, die unendlich ist!

Worin aber besteht diese wahre Größe eurer Seele? Höret her:

Ihr seid das Salz der Erde!

Keine andere Lebensform auf Erden ist so kostbar als die Eure, die da nach Seinem Bilde geschaffen ist. Als Menschen sollt ihr euch bewusst sein, dass euer Erdenleben einen einzigen Zweck hat: Wahrhaft lieben zu lernen. Wenn aber das Salz nicht mehr salzt und nichts mehr taugt, dann ist es, wie wenn ihr euer Menschenleben verwirkt, es achtlos fortwerft und zertrampeln lasst.

Höret wiederum:

Ihr seid das Licht der Welt!

Eine Stadt, die oben auf einem Berge liegt, kann nicht verborgen bleiben. Auch euer Menschenleben ist nicht dazu gedacht, dass es im Dunklen wandle und sich verstecke. Man zündet auch nicht ein Licht an und stellt es unter einen Scheffel, sondern auf den Leuchter: Dann leuchtet es allen, die im Hause sind. Ebenso soll das Licht eurer erwachten Liebe weithin leuchten und strahlen, damit die Erdengeschöpfe euer Berührtsein durch Gottes Heiligkeit erkennen und ihr eigenes Licht von euch entzünden lassen. Dann werden sie Gottes Namen singen und Ihn, der da weilt in Seinem eigenen Reiche, preisen allerorten!

Nun aber lasst mich euch mit all meiner Liebe zurufen:

Wachet auf, um Gottes Willen!

Wacht auf zum wahren Leben,

dass ihr der Erde Salz werdet

und aller Welten Licht.“

Noch lange saßen wir einfach so da an jenem Berghang, gemeinsam und doch jeder und jede ganz bei sich, und wir ließen die Schatten länger werden und die rotglühende Sonne zügig hinter der Hügelkuppe verschwinden. Ein leichter Wind kam auf, als brächte er ferne Kunde...

Irgendwann hob Jeshua seinen Blick und zeigte ein kaum merkliches und fast ein wenig wehmütiges Lächeln. Ganz leise sagte er:

„Siehe, ich mache alles neu!“

*

„Ich habe gestern eine Entdeckung gemacht“, erklärte unser Rabbi am Morgen vergnügt. Fasziniert schaute ich in sein jugenhaftes Gesicht. Manchmal wollte es meinem Herzen fast zu schwierig erscheinen, zu begreifen, dass er, der Sohn Gottes, in einem Moment die gesamte Weisheit Gottes verkörperte und zu verkünden gekommen war – und schon im nächsten Augenblick wie ein Knabe sein konnte, verspielt und neckisch oder bisweilen gar recht starrköpfig.

„Wollt ihr mitkommen?“ Unternehmungslustig funkelten seine Augen.

Wir waren sofort Feuer und Flamme und so zog kurz darauf ein zwanzigköpfiger Pilgerzug die Anhöhe hinauf, während zu unserer Linken die Sonne langsam höherstieg. Ein fröhlicher Gesang erhob sich dort, wo Andreas neben seinem Bruder Simon einher lief und wir anderen stimmten unbeschwert mit ein. Ein wilder Jubel, zum Lobpreis des Herrn...

Wir stiegen immer höher, bis wir den Bergrücken erreichten, von wo aus Jeshua uns weiter hinauf führte, hinzu auf ein kleines Gehölz. Zu beiden Seiten neigte sich der Boden nun herab und wir erhielten zur Rechten eine spektakuläre Sicht auf den gesamten Genezarethsee und zur Linken auf das weite, flache Land. Nun stand die Sonne in unserem Rücken und wärmte uns von dort, als gebe uns die Hand Gottes sanftes Geleit hinauf...

In dem kleinen Wäldchen wandte Jeshua sich bald nach links und wir folgten auf einem kaum zu erkennenden Pfad den Hügel hinunter. Der Pfad traf kurz darauf auf große graue Felsen, zwischen denen wir uns hindurchquetschten und mit ein wenig Mühe weiter abwärts stiegen. Dann erreichten wir eine Art Terrasse aus Felsgestein, auf der wir alle Platz hatten. Jeshua machte ein Zeichen, dass wir warten sollten, und verschwand zwischen den Felsen, um kurze Zeit später wieder zu erscheinen und uns zu sich zu winken. Hinter den Felsen, wo er stand, befand sich eine Höhle im Berg mit einer weiteren Terrasse davor. Ich sah eine Feuerstelle und Kochgeschirr sowie ein Wasserbehältnis. Den Blick hebend sah ich vor dem Höhleneingang dahinter eine kleine Person stehen, die uns aufmerksam entgegenblickte, eine Frau von zartem Wuchs, barfuß und nur mit einem zerrissenen Tuch bekleidet, die ergrauten Haare verfilzt. Ihre Augen leuchteten ungewöhnlich blaugrün und wach aus ihrem dunklen Gesicht und ihre ganze Haltung strahlte etwas so Ruhendes, Friedliches aus, wie ich es noch nie bei irgendeinem Menschen gesehen hatte.

„Das ist Pamila“, sagte Jeshua zu uns. „Sie lebt allein hier in dieser Höhle.“

Wir waren erstaunt und ein wenig befremdet. Vor allem aber neugierig. Pamila hieß uns näherkommen und wir setzten uns auf den steinigen Boden.

„Leider habe ich keine weichen Kissen für euch“, sagte Pamila in etwas gebrochenem Aramäisch und kicherte ein wenig. „Ich bitte, dies zu entschuldigen.“

„Lebst du schon lange hier?“ fragte Maryam.

„Schon mein halbes Leben lang“, gab die Frau zurück und hockte sich zu uns.

Ich blickte zu Jeshua. Aus welchem Grund hatte er uns hierher geführt, zu dieser Eremitin?

„Eine Frau, die jahrelang völlig allein und schutzlos in einer Höhle lebt..?!“ brach es aus Nathanael heraus und seine verwunderte Stimme ließ eine Spur Missbilligung erkennen.

Wie ein blaugrünes Leuchtfeuer richtete sich Pamilas Blick auf ihn und sie ließ sich ein wenig Zeit mit der Antwort, sodass er schon unruhig wurde.

„Nur im Alleinsein zeigt sich die Wahrheit des Inneren in seiner Reinheit“, sagte sie schließlich. „Nur in der völligen Stille der Einsamkeit offenbaren sich die Geheimnisse des Daseins, denn ihre Stimme ist leise.“

Welche Rolle spielt es da, ob ich weiblich oder männlich bin?“

„Du hattest nie Angst?“ fragte Maria.

Pamila zog zwei feine, weißgraue Augenbrauen in die Höhe und schaute auch sie eine längere Zeit lang an. „Oh doch! Ich hatte so viel Angst wie ein Mensch allein sie kaum durchstehen kann“, erklärte sie. „Aber falls du fragen wolltest, ob diese Angst den wilden Tieren galt, der Kälte, der Dunkelheit oder bösen Menschen, so lautet die Antwort nein.“ Sie lächelte sanft. „Es waren die Dinge in meinem Inneren, die bei weitem furchterregender waren als alles, was diese Wunderwelt da draußen aufbieten könnte.“ Sie nickte mit dem Kinn in Richtung des steilen Abhangs hinter der Felsenterrasse.

„Und dann sind diese Dinge irgendwann verschwunden?“ wollte Maryam wissen und beugte sich gespannt vor.

Pamila wiegte ein wenig den Kopf. „Vielleicht verschwinden sie niemals.“ Ihre Stimme war tief, doch von einer gewissen Zartheit und mir schien, dass sie am heutigen Tage mehr Worte sprach als in einem ganzen Jahr.

„Aber etwas geschah mit der Zeit“, fuhr sie fort. „Eine große Stille kam über mich und in ihr fand alles Platz, auch das Fürchterliche. In dieser Stille, erfuhr ich, dass ich nichts anderes bin als ebendiese Stille.“ Sie machte eine ausladende Geste in die Runde. „Wir alle sind nichts Anderes als unendliche Stille, in der alles, was war, ist und noch sein wird, in eine große Bedeutungslosigkeit zerfällt. Deshalb gibt es keinen Aufruhr mehr und selbst der Tod verliert die Schrecknis.“

Eine Pause trat ein. Wir ließen diese ungewöhnlichen Worte eine geraume Zeitlang auf uns wirken.

„Hörst du Gott?“ fragte schließlich der stille Jakob hinter mir.

Sie schaute ihn auf ihre klare und doch rätselhafte Weise an und nahm ein paar tiefe Atemzüge. „In der Stille ist nur Stille“, lautete ihre sanfte Antwort. Dann schloss sie die Augen. „Von Gott weiß ich nichts. Ich höre Ihn nicht und in der großen Stille erstirbt jedes Verlangen. Es braucht Gott nicht.“

Wir schwiegen und ich fühlte die Verunsicherung meiner Weggeschwister auch in meinem Herzen und schielte hinüber zu Jeshua, der die Frau freudig anstrahlte – was es nicht einfacher machte.

„Was soll das für ein Leben sein?“ fragte Johannes, eine gewisse Ungeduld in der Stimme.

Sie sah ihn still an. „Ist es Leben, das unablässig willkürliche Schwanken zwischen deinen Abneigungen und Vorlieben? Ist es Leben, an deine Wünsche zu glauben und dich einer nach dem anderen um ihre Erfüllung zu bemühen? Ist es Leben, den Sinnesfreuden nachzujagen und die Dinge der Welt zu genießen – bis dich irgendwann einmal der Tod ereilt? Ist es Leben, dem unendlichen Strom deiner Gedanken Aufmerksamkeit und Glauben zu schenken – obwohl dahinter ein Friede liegt, wie du ihn dir jetzt nicht ausmalen kannst?“

„Es ist aber Leben, einander zu lieben und füreinander da zu sein!“ sagte Johannes und ich fühlte mein Herz schmelzen. Solche Sehnsüchte kannte er, der kluge, der schöne Johannes..?

Pamila lachte ein wenig, nicht im Mindesten beeindruckt.

„Nein“, sagte sie freundlich, „was du Liebe nennst, ist bloß ein weiterer Wunsch, dessen Erfüllung deine Angst vor Leere besiegen soll. Es ist ein sehr praktischer Wunsch, weil er außerdem Vorlieben nährt, die Sinne befriedigt, den Tod ausblendet, für Gedankenvielfalt sorgt – also all das bestätigt, woran du ohnehin glaubst. Ein solcher Geist ist niemals frei und schon gar nicht still!“

Ich fühlte nun auch einen wachsenden Unwillen, musste allerdings, als ich in mich schaute, feststellen, dass er allein der Tatsache galt, dass sie Johannes zurechtwies und ihre Worte meine eigenen Träume bedrohten. Etwas in mir fühlte aber sehr

wohl, dass ihre gewonnenen Einsichten ins Leben nicht von der Hand zu weisen waren. Wieder sah ich zu Jeshua hinüber, der nachdenklich aussah.

„Es gibt noch eine andere Liebeskraft“, sagte er schließlich leise, „eine, die über das hinausgeht, was du als Menschenliebe beschreibst...“

„Du sprichst von der Gottesliebe“, sagte sie und schaute ihn aufmerksam und mit ehrlicher Achtung und Zuneigung an. „Einer Liebe, die den Menschen übersteigt und tiefer verbindet als jede Stille es vermag...“

Um aber so lieben zu können, muss in uns Friede sein. In diesem Frieden erst erkennt der Mensch, was er nicht ist. Denn all das, was er nicht ist, das ist des Liebens ja gar nicht fähig!“

„Und was ist mit dem in uns, der da all das erkennt und folglich etwas anderes, wahreres ist?“ fragte Jeshua.

Da schwieg Pamila eine lange Zeit bei geschlossenen Augen. Ihr Atem ging ruhig und langsam und es störte sie nicht im Geringsten, dass wir da waren oder wie viel Zeit es brauchte.

Dann sprach sie wieder und hielt die Augen geschlossen.

„Der Mensch in Stille ruht in sich selbst, hat Erkenntnis und benötigt nichts. Er ist einfach und er ist friedlich mit allen Wesen und mitfühlend. Es ist unwesentlich, ob Gott existiert und ob der Mensch Ihn liebt oder nicht.“

„Für Gott nicht“, entgegnete da Jeshua.

Auf dem Rückweg hielt Jeshua inne, als wir das kleine, sonnenbeschienene Wäldchen auf dem Bergrücken erreicht hatten.

Ernst schaute er uns der Reihe nach an.

„Was sich heute ereignet hat, das bewahrt in eurem Herzen und vergesst es niemals. Der Menschensohn erscheint wie *einer*, doch werde *ich* nicht immer mit euch sein. *Er* wird aber immer zu euch sprechen, wenn ihr Ohren habt, wahrhaft zu hören! Der Geist der Wahrheit wird in euren Herzen lebendig werden und er wird euch leiten dorthin, wo auch immer die Lehre des Christus gesprochen wird! Denn diese Lehre gehört nicht mir. Sie ist ja

des Vaters und Er hält sie lebendig in den Seelen vieler, die mit euch gehen.“

„Aber es war nicht deine Lehre, die Pamila sprach“, widersprach Johannes.

Jeshua schaute uns an und nickte. „Nicht alles, aber vieles“, sagte er dann. „Und es ist vor allem wahr, was sie spricht über das gänzlich Stillewerden unseres Geistes... Ihr werdet eurer Seele nicht gewärtig werden ohne diese Stille.“

„Herr, wie aber können wir sie erlangen?“ fragte Salome und auch Johanna trat gespannt einen Schritt nach vorn.

Nachdenklich schaute Jeshua sie an. „Ich werde euch dazu bald etwas schenken.“

„Und wie kannst du sagen“, fragte nun Johannes mit einer Spur Ungeduld in der Stimme, „vieles von ihrem Worte stimme überein mit dem, was du uns lehrst? Wenn sie doch Gott, den Herrn missachtet und Ihm keine Bedeutung beimisst?!“

Jeshua bedachte ihn mit einem aufmerksamen Blick. „Wer da aufrichtig nach Erkenntnis sucht, wie sie, sucht nach Gott!

Abba schaut auf den Menschen und alles, was Er mit Seinem Liebesblick in ihm sieht, ist selbst schon das kleinste Fünkchen einer Sehnsucht nach Ihm...

So lernet denn auch ihr, dies in den Menschen zu sehen und zu ehren!“

*

Gegen Nachmittag geschah es jeweils, dass viele Menschen zu uns stießen, um am Berghang von Jeshua zu hören und mit uns in Gemeinschaft zu sein. Viele blieben und unser Lager wurde wieder einmal größer und größer. Wir, die wir mit ihm reisen durften, waren inzwischen nicht nur daran gewöhnt, ja, wir begrüßten die Neuankömmlinge mit aufrichtigem Frohlocken und hießen alle willkommen, denn in unseren Herzen war die Freude erwacht, dass all diese, die da kamen und Mühen auf sich nahmen, unseren geliebten Lehrer ebenso

schätzten wie wir. Dass sie Gottsuchende waren, wie wir. Ganz unmerklich waren wir dabei, durch Jeshua das unablässige Dienen am Nächsten zu erlernen.

Nun saßen wir wieder zu Hunderten da, bereit ihm zu lauschen. Die Atmosphäre war warm und von stiller, dankbarer Freude.

Da machte Jeshua, der vorn auf seinem Stein saß, eine winkende Geste und rief Salome und Johanna zu sich. Sie gingen zu ihm und ich konnte das Erstaunen auf ihren Gesichtern lesen. Mit fragendem Blick nahmen sie neben ihm Platz. Froh lächelte Jeshua ihnen zu und wirkte glücklich wie ein Kind.

„Heute wollen wir etwas von euch hören“, begann er. „Bitte teilt mit uns, was da in euren Herzen lebendig ist...“

Meine beiden Schwestern wechselten einen Blick und ich ahnte, dass Nervosität über sie kam. Sie hatten nichts von dieser Aufgabe gewusst und sollten nun einfach sprechen, vor dieser riesigen Schar Menschen... Auch mir begann das Herz bis zum Hals zu schlagen.

Die robuste Johanna war blass geworden und schaute ratlos zu Salome, die nachdenklich vor sich zu Boden blickte. Ihr schmales Gesicht war von nussbraunem, feinem Haar umrahmt, das von silbrigen Strähnen durchzogen war. Wie stets trug sie es in einem nachlässigen Knoten im Nacken zusammengebunden. Klug und sanft zugleich blickten ihre Augen und registrierten wach glänzend alles in ihrer Umgebung. Sie sagte niemals viel, doch schien sie alles zu hören und in sich aufzunehmen.

Nun schien ihr etwas von innen her zu sagen, dass ihre Zeit gekommen war und sie sehr wohl etwas zu sagen hatte und offenbar auch, was das war. Denn ohne ein weiteres Zögern blickte sie nun herüber zu uns allen, öffnete den Mund und begann zu sprechen.

„Jeshua gab uns, Johanna und mir, vor einiger Zeit einen Psalm zu beten –“

„Genug!“ ließ sich da eine Stimme vernehmen, „Schluss mit den elenden Flausen!“

Ich reckte meinen Hals nach der Stimme und alle anderen taten das Gleiche. Einer der Pharisäer, die weiter vorn saßen,

hatte den Zwischenruf von sich gegeben und Salome unterbrochen. Sie schaute unsicher auf ihn, auf uns und warf dann Jeshua einen schnellen Seitenblick zu. Johanna aber war zu ihrer Stärke erwacht und sah entrüstet aus. Sie hatte sich im Sitzen aufgerichtet und sagte mit ihrer volltönenden Stimme:

„Dieser Psalm, von dem –“

„Mund halten, sofort!“ schrie ein weiterer Mann aus dem Grüppchen der Pharisäer. Andere pflichteten ihm bei und hier und da war Murren und aufgebrachtes Flüstern zu hören und ich vermochte nicht zu sagen, ob die Menschen den Zwischenrufern beipflichteten oder ob sie ihretwegen empört waren.

„Sollen wir nun von deinen Weibern hören und lernen?“ hohnlachte einer der Männer und machte eine wegwerfende Geste in Jeshuas Richtung. Gelächter war zu hören, das aber zum Schweigen kam, als Jeshuas Blick sie traf. Er war ganz ruhig sitzen geblieben, hatte zunächst leise gelächelt, als habe er mit solchen Reaktionen gerechnet – ja, sie womöglich heraufbeschworen..?! Dann war sein Blick ernst geworden, fast brennend, und das Antlitz starr. Ein wenig wie ein sehr kluger, doch trotziger Knabe, schoss es mir durch den Kopf.

„Sie haben Recht, unerhört ist so was!“ ereiferte sich ein weiterer Zuhörer von weiter hinten, „Gott, unser Herr –“, doch weiter kam er nicht.

„DA SCHUF GOTT DEN MENSCHEN NACH SEINEM BILDE!

NACH DEM BILDE GOTTES SCHUF ER IHN!

ALS MANN UND WEIB SCHUF ER SIE!“

Jeshuas Stimme war wie ein ohrenbetäubender Donnerschlag und der Blick, der uns traf, so hart wie Stahl.

„Wer es nicht ertragen kann, von einer Frau zu hören, der wird auch vom Menschensohn keinen Ton hören.“ stellte er dann nüchtern fest. „Kein Wort wird an seine Ohren dringen, denn wir sind nicht hier, um einander nach Menschenkörpern zu beurteilen, danach, ob die Stimme hoch oder tief ist, oder danach, ob Haare im Gesicht sprießen oder nicht – sondern vielmehr haben wir uns eingefunden, das Wort Gottes zu hören.“

Das Wort Gottes aber wird eine jede und ein jeder verkünden, denen der Sohn Gottes mit der Vollmacht des Vaters die Gabe der göttlichen Rede verleiht!“

In der Zwischenzeit waren ein paar Männer und auch Frauen aufgestanden und hatten sich entfernt, die Einen schnellen, fast hastigen Schrittes, die Anderen, indem sie schimpften, die Köpfe schüttelten und der Menge zuriefen, sie solle es ihnen nachtun. Wir ließen es geschehen und die Meisten blieben, wo sie waren.

Da rührte Jeshua sich und sprach noch einmal, ohne den vorherigen Geschehnissen weitere Beachtung zu zollen. „Siehe, im Geheimnis des Dienens allein liegt das Geheimnis des wahren Wissens der Menschen, der Mutter Weisheit: Vieles wird euch dieser Tage durch mich offenbart und kundgetan an heiligem Schriftwissen. Denkt jedoch nicht, der Menschensohn hätte all dies gleich den Schriftgelehrten und Predigern allein aus den Büchern in sich aufgenommen: Heiliges Wissen, das mit dem Menschensinn studiert wird, bleibt Weltenwissen... Wer wollte aber ein paar Kupfermünzen gegen einen Goldschatz aufwiegen?

Heiliges Wissen fließt in des Menschen Herz und von dort aus seinem Munde, wenn der Mensch der Natur seines Herzens treu wird – wenn er dient und liebt!

Auch euch wird aber all solches offenbart werden – aus der Tiefe eures Inneren wird euch alles Gotteswissen aufleuchten, so ihr lernet wahrhaft zu dienen und niemals eure eigene Ehre sucht, sondern allein die Ehre desjenigen, der mich gesandt hat.“

Da blieb es eine Weile ganz still, bis auf das leise Rauschen des lauen Windes in den Bäumen, die in der Nähe standen. Ich blickte auf ins Geäst und sah dort Vögel sitzen, bewegungslos und ohne einen Ton von sich zu geben... Lauschten auch sie voller Andacht dem, der da sprach, dem reinen Gesandten des Herrn?

Da hörte ich Salomes Stimme von neuem und sie war so kraftvoll und klar wie ihr Blick.

*„Herr, mein Herz ist nicht hochfabrend,
und meine Augen erheben sich nicht stolz;
ich gebe nicht mit Dingen um,
die vermessen sind und mir zu schwer.“*

*Nein, ich habe mein Herz beruhigt und gestillt;
Wie ein entwöhntes Kind an der Mutter Brust,
so ruht entwöhnt mein Herz in mir.“*

Sie hielt inne und ließ ihren Blick schweifen.

„Dies ist der Psalm, den Jeshua uns gab, dass wir ihn beten sollten“, erklärte sie. „Und seitdem betete ich ihn in jedem freien Moment – nein, eigentlich immer“, sie lächelte versonnen, „denn ist es nicht so, dass unser Herz, so wir wollen, sich bei allem dem Gebet widmen kann?“

Einige Köpfe nickten zustimmend. Viele schauten nachdenklich und schienen dem Psalm nachzuhängen.

„Im Gebet“, fuhr Salome zögernd fort, „da widerfuhr es mir, dass mir auf einmal schien, dass nicht ich es sei, die da betete und zum Vater redete, sondern Er schien zu mir zu sprechen, in die Tiefen meiner Seele hinein...“ Sie sah auf einmal ein wenig unsicher aus und blickte sich um, ob wir folgen konnten. Johanna hatte bei ihren Worten zustimmend und ein wenig versonnen genickt. Ich lächelte Salome zu und sah, dass viele unserer Geschwister dasselbe taten und sie ermutigten.

„Was sagte dir der Herr im Gebet?“ fragte jemand aus der Zuhörerschaft.

„Mir schien auf einmal, dass Gott der Herr meiner Seele sagen wollte, dass sie ihr eifrig pochendes Herz nun ganz beruhigen solle. Das teilt Er ihr in dem Psalm mit und auch, wie sie das zu tun habe“, erklärte Salome langsam und mit geschlossenen Augen. „Er sagte mir, dass ich damit beginnen solle, auf die Reaktionen Acht zu geben, zu denen das Herz allezeit eilig bereit ist: Er zeigte mir, wie schnell auffahrend und beunruhigt mein Herz immerzu ist. Deshalb sagt der Psalm zu der Seele, dass sie zurückhaltend werden und innehalten lernen möge, ja, er will mich lehren, dass es nicht nötig ist, auf alles, was mir begegnet und widerfährt, sogleich zu antworten.“

Wenn das Herz solche Zurücknahme lernt, wird es immer mehr einsehen dürfen, dass es eigentlich gar nicht sehr viel in der Welt bewirkt und auch nicht sehr wichtig ist. Deshalb sagt der Psalm darauf, dass die Augen sich nicht länger stolz erheben... Das bedeutet auch, dass das betende Herz nun lernt, nicht mehr

auf alles mit dem Blick des Urteils zu schauen, denn dies ist des Menschen Stolz. Alles Urteil aber steht allein Gott zu.

Wenn das Herz sich aber nicht mehr an den Dingen dieser Welt erregt und der Stolz aus ihm entwichen ist, versteht es, wie der Psalm sagt, dass es weder das Tun Gottes begreifen oder übernehmen kann – das wäre vermessen – noch, dass es sich um die Dinge kümmern muss, die es schwer und beladen sein lassen: *Erinnert ihr euch? Jeshua sprach vor wenigen Tagen zu uns von den unnötigen Sorgen, die wir uns um die Dinge des täglichen Lebens machen...*

Durch ein solches verständiges Herz aber wird die Seele freier und freier... Deshalb sagt der Psalm dann: *Ich habe mein Herz beruhigt und gestillt*. So geschieht es dem Herzen, das dem folgt, was der Psalm ihm rät.“

Salome öffnete die Augen und lächelte in die Runde. Wir lächelten unwillkürlich zurück, denn ihr Gesicht strahlte eine solche Gutmütigkeit und innere Ruhe aus, dass es uns alle tief berührte. Mein Blick fiel auf Jeshua, der ebenfalls hingebungsvoll gelauscht hatte. Sein Gesicht leuchtete und er wirkte verjüngt. Ja, dachte ich, auch er möchte hören, wie vom Worte Gottes gekündet wird, denn es ist der süßeste Klang für unsere Ohren. Und so macht er uns zu wahrhaft Sprechenden...

Johanna, die auf der anderen Seite Jeshuas saß, öffnete ihre Augen, dankte Salome und sagte: „Dir zuzuhören bedeutete, dass ich neue Dinge an dem Gebet entdecken konnte, die ich zuvor nicht darin hörte...“

„Wie erging es denn dir mit dem Psalm?“ fragte Salome.

„Bei mir nahm es den umgekehrten Weg“, erklärte Johanna, „ich verharrte innerlich bei den letzten beiden Zeilen, da es heißt:

*Wie ein entwöhntes Kind an der Mutter Brust,
so ruht entwöhnt mein Herz in mir.*

Denn in mir war, als ich so betete, sogleich ein Bild entstanden eines friedlich ruhenden Kindes, das sich getrost in die Wärme und Geborgenheit an der Brust der Mutter fallen lässt – das aber, da es entwöhnt ist, nun nicht mehr auf die Idee kommt, nach Milch zu betteln und zu saugen.

Dadurch, so schien mir, ist die Liebe zwischen Mutter und Kind noch größer geworden. Denn ein solches Kind muss nicht mehr an der Mutter hängen und in ihr eine Nahrungsquelle sehen. Vielmehr beginnt es, zu ihrem lieblichen Gesicht aufzuschauen und einfach in dessen Betrachtung und ihrer liebenden Umarmung vertrauensvoll zu ruhen...“

Auch Johanna sprach in einer Weise, die uns Zuhörende ergriffen lauschen und uns unseren inneren Bildern hingeben ließ.

„Durch diese Betrachtung spürte ich, dass mein Herz tatsächlich ruhiger wurde... Es will auch werden wie dieses Kind: Ja, mein Herz möchte in dieser Welt leben und schlagen – aber es muss doch diese Welt nicht mehr gierig beäugen wie eine Nahrungsquelle. Vielmehr möchte es der Welt entwöhnt werden, ganz still und innig in Betrachtung des Antlitzes Gottes versunken leben.

Und siehe, da kam wie eine Antwort ein tiefes Vertrauen, dass ein solches entwöhntes Herz durchscheinend wird wie ein still daliegender Waldsee, auf dessen Grunde man bunte Steine schimmern sieht...“

Johanna hielt inne, ganz in ihre inneren Betrachtungen versunken. Wir folgten ihrer Stimmung.

Dann sprach sie erneut. „Von diesem Bilde ausgehend schien mir, dass ich die vorhergehenden Zeilen tiefer verstehen durfte:

Ich habe mein Herz beruhigt und gestillt – mit diesem Satz ermahnt der Psalm mich, dass dies tatsächlich eine Aufgabe hier in der Welt ist, die niemand für mich übernehmen kann. In jedem Moment sollen wir selbst auf uns Acht geben, dass wir unser Herz in eine Ruhe versetzen und es stillen wie einen Säugling...“

„Wie aber macht man das?“ fragte Thomas, der fasziniert an Johannas Lippen hing. Johanna erwiderte seinen Blick warm.

„Wir erinnern unser Herz wieder und wieder, dass die einzig wahre Muttermilch der stete Liebesfluss Gottes zu unserer Seele hin ist“, sprach sie weise. „Nirgendwo sonst kann sein Durst gestillt werden. Manche Herzen brauchen eine lange lange Zeit, dies zu verstehen...“

Wenn aber das Herz weiß, dass es beruhigt sein kann, weil es gestillt wird von einer überfließenden Liebe, dann wird es alle Vermessenheit gegenüber Gott ablegen. Das bedeutet, dass es Gott wirklich als den Herrn anerkennt und nicht mehr glaubt, selbst Gott spielen zu müssen und sich Aufgaben aufzubürden, die ihm zu schwer sind, wie es im Psalm benannt wird.

Auf diese Weise geht es weiter rückwärts durch den Psalm: Wenn mein Herz still ist und an seinem Platz, dann meint dies, dass aller Stolz von ihm gewichen ist. Es stellt sich über nichts und niemanden mehr und es verhält sich deshalb demütig und duldsam – es braucht nie wieder hochfahrend zu werden, was auch immer es sei, das ihm begegne...

Und so wurde ich vom Ende des Psalms bis an seinen Anfang geführt.“ Johanna ließ den Blick über die Menge schweifen. „Kommt, wir wollen den Psalm noch einmal hören:

*Herr, mein Herz ist nicht hochfahrend,
und meine Augen erheben sich nicht stolz;
ich gebe nicht mit Dingen um,
die vermessen sind und mir zu schwer.
Nein, ich habe mein Herz beruhigt und gestillt;
Wie ein entwöhntes Kind an der Mutter Brust,
so ruht entwöhnt mein Herz in mir.“*

So schloss Johanna und strahlte sanft von innen her.

Da blieb es einfach ganz still unter uns und wir saßen da mit geschlossenen Augen, alle auf ihre Weise versunken in die Betrachtung eines vollkommen gestillten Herzens, dessen Hungern, Eifern und Streben für alle Zeiten beruhigt sein würde...

„Ein solcherart gestilltes Herz allein ist bereit für die Liebe“, hörten wir dann Jeshuas leise Stimme. Er hielt die Hände seiner geliebten Schülerinnen ganz fest in seinen.

„Alle Schönheiten der Erde mögen direkt vor ihm ausgebreitet liegen und alles, woran es sich bisher ergötzte, ihm geschenkt werden.

Es hat keinen Durst mehr nach all dem... denn es erahnt nun endlich,

Wer Derjenige ist,
Dem da jeder Durst schon immer galt,
jeder Hunger
und jeder Wunsch.“

*

Am Abend machten wir uns bereit, um allesamt hinüberzufahren, auf die andere Seite des Sees, denn Jeshua zog es dorthin, nach Kapernaum. Wir beluden drei Fischerboote und stiegen ein. Jakob, Johannes, Andreas und Simon standen knietief im Wasser und schoben die Boote an.

Mitten auf dem See fingen die Fischer an, die Segel einzuholen. Kurz nach der Abfahrt war ein heftiger Wind aufgekommen, der zuerst noch günstig stand, dann aber die Segel aufbauschte, dass sie einen knatternden Laut von sich gaben. Wellen schlugen an den Rand der Boote und brachten sie zum Schlingern und Schaukeln. Einigen wurde übel, manche blickten ängstlich zu den Ufern, die sämtlich in unendliche Ferne gerückt schienen.

Ich blickte neben mich und sah in Barthos Gesicht, das ein wenig angespannt aussah, soweit ich es in der Dunkelheit zu erkennen vermochte. Ich war so erstaunt, ihn zu sehen, dass ich zusammenzuckte, denn ich war mir sicher gewesen, dass Jeshua neben mir Platz genommen hatte. Rasch schaute ich mich in dem schaukelnden Boot um, doch er war nicht da.

„Wo ist Jeshua?“ rief ich den anderen zu.

„Er ist da drüben eingestiegen, bei Jakob“, gab Johannes zurück. Eine Windböe nahm ihm den Atem und er rang nach Luft. Urplötzlich fing es an zu regnen, heftig und stürmisch, sodass wir binnen kurzer Zeit ganz nass wurden.

Ich hörte die lauten Stimmen meiner Weggeschwister aus den beiden anderen Booten herüberwehen, hörte Angst und Panik darin. Täuschte ich mich, oder riefen sie Jeshuas Namen?

„Da ist er nicht!“ Meine Stimme überschlug sich, ich stand auf und versuchte hinüber zu spähen. Es war so dunkel geworden, dass ich die anderen Boote nur als große, tanzende Schatten auf der Wasseroberfläche wahrnahm.

Die anderen Bootsinsassen wurden nun auch aufgeregt. Bartho schrie nach Jakob und Simon. „IST ER BEI EUCH?“

Eine Weile hörte man nichts außer dem Geräusch, das der Regen machte, der auf den See und die Boote hinabprasselte.

„NEIN!“ gellte es dann fast gleichzeitig herüber, gefolgt von einem allgemeinen Aufschrei der Angst und Verzweiflung.

War denn Jeshua einfach über Bord gegangen, ohne, dass es jemand von uns bemerkt hatte? Das schien unmöglich – so stürmisch war der See wiederum nicht.

Wie um mich eines Besseren zu belehren peitschte mir da eine Windböe einen eisigen Schwall Wasser ins Gesicht, sodass ich nach Luft schnappte und husten musste. Mein erschrockener Schrei mischte sich unter die Schreie der anderen, denn nun geriet der See wirklich in Aufruhr. Ich musste mich am Rand des Bootes festhalten und griff nach Bartho, der nach vorn gefallen war. Was war nur los? Wo kam dieser Sturm her?

Mir wurde übel von dem Schlingern und Schaukeln und immer, wenn das Boot oben auf dem Wellenkamm ritt, sah ich die anderen beiden Boote, hilflose Nusschalen, die mir so lieben Insassen darin verloren... Am schlimmsten aber wog: Wo war Jeshua geblieben? Ich wagte nicht, mich der Wirklichkeit zu stellen, dass er einfach fort war, sondern beschäftigte meinen Geist lieber mit dem Durchstehen des Sturms...

Auf einmal hörte ich einen gellenden Schrei über mir. Johannes schrie an den Mast gekrallt etwas Unverständliches und deutete mit der Hand vor sich. Mühsam drehte ich mich um, meine nassen Strähnen klatschten mir ins Gesicht und machten mich blind. Dann sah auch ich es: Eine Geistergestalt tauchte aus der Dunkelheit auf, mitten auf dem See schwebte sie heran... Voller Angst weinte ich lauthals los. Das Beängstigende war weniger der Wassergeist, der mit grimmiger Entschlossenheit auf uns alle zuhielt. Das Beängstigende war, dass Jeshua nicht bei uns war! Mein Denken war zwar erlahmt, doch ganz am Rande

gewahrte ich noch den Schrecken darüber, wie vollständig hilflos, ja gelähmt ich mich wiederfand im Angesicht seiner Abwesenheit.

Alle hatten den Geist bemerkt und ich spürte die Angst aller, einen schrecklichen Tod vor Augen... Hatte denn Jeshua, dem wir Leib und Seele anvertraut hatten, uns bis an diesen Punkt geführt, um uns gerade jetzt zu verlassen? War das alles ein Spiel? Bohrender Zweifel hielt mein Herz wie von einer eisernen Faust umfasst.

Die bleiche Gestalt kam jetzt ganz nah an unserem Boot vorbei und hob die Arme. Augenblicklich hörte der Sturm auf, der See lag ruhig und flach, als sei nie etwas geschehen, der Regen kam zum Erliegen.

„Seid getrost, *ich* bin's, fürchtet euch nicht!“

„Jeshua.“ sagten wir, wie mit einer einzigen Stimme, und sein Name war Gesang.

Ein leises Lachen tönte zu uns herüber. „Habt ihr nicht behalten, was ich euch einmal über den Sturm sagte?“

Jeshua stand da, inmitten unter uns, war das Zentrum dreier kleiner Fischerboote, die ganz sacht auf dem See um ihn herum tänzelten und ein leises Plätschern verursachten. Über das Wasser war er geschritten und auf dem Wasser stand er. Gleich mehreren meiner Brüder und Schwestern war ich aufgesprungen, beugte mich vor und sah, dass er weder schwebte, noch einsank. Seine Füße standen auf dem Seewasser, als sei es fester Boden. Niemand sagte etwas. Das kalte Regenwasser rann an mir herunter und dann ließ ich mich, am ganzen Leibe zitternd – jedoch nicht vor Kälte –, langsam auf die Knie herabsinken und verneigte mich herzklopfend, drückte die Stirn auf den glitschigen Boden des Kahns und krallte meine Handflächen in die Balken. Während ich so verharrte, hörte ich das Weinen und fassungslose Flüstern meiner Schwestern und Brüder, ihr Beten und Niederknien. Immer wieder hörte ich Jeshuas Namen.

Schließlich vernahm ich Simons Stimme: „Herr, wenn du es bist, so lass mich über das Wasser zu dir kommen!“

Ich erhob mich und sah, wie nun auch Simon Petrus neben dem Boot stand. Zögerlich hielt er seine Hand am Bootsrand.

„So komm!“ ertönte Jeshuas Stimme, „wende aber deinen Blick nicht ab von mir!“ – und da ging Simon Petrus auf der Wasseroberfläche auf Jeshua hinzu, einen Ausdruck des Staunens auf dem Gesicht. Er lachte ein wenig, übermütig wie ein Kind, und hielt den Blick fest auf Jeshua gerichtet. Sein ganzes Gesicht leuchtete überirdisch und es waren darin nur Liebe und Glauben. Dann erhob sich erneut der Wind, die Wellen türmten sich ein wenig und Gischt spritzte uns ins Gesicht. Ich zitterte. Simon schrie ängstlich auf und ich sah, dass seine Bewegungen fahrig wurden und er im See zu versinken drohte. Panisch schaute er um sich, doch schon war Jeshua bei ihm und ergriff seine Hand, sodass er neben ihm zum Stehen kam. Simons Atem flog und er musste ein Weinen unterdrücken. Voller Liebe blickte Jeshua ihn an: „Warum hast du auf einmal gezweifelt?“ Simon vermochte nicht zu antworten.

Da streckte Jeshua die Hand nach uns allen aus und ein paar von uns, darunter auch ich, kletterten über den Bootsrand und gingen auf ihn und Simon hinzu.

Kalt und weich war das Wasser unter meinen Füßen. Es bewegte sich unter meinen Schritten, doch es hielt... Ich hielt den Blick unverwandt auf Jeshua gerichtet.

„Es ist euer Glaube, der euch hält“, verkündete er. „Niemand aber kann zu mir kommen, wenn es ihm nicht vom Vater verliehen ist. Darum sollt ihr nicht darüber staunen, wie euch geschieht: Vielmehr versteht nun, dass das Unnatürliche gewiss nicht das ist, was sich jetzt vor euren Augen ereignet. Unnatürlich war es vielmehr, zu glauben, das Stoffliche sei wahrhaftiger als das Seelenvolle! Es ist aber der Geist, der über die Materie herrscht.“

Mit diesen Worten verschwand er einfach aus meiner Sicht. Erschrocken zuckte ich zusammen und unter Schreien versanken wir alle langsam im schwarzen Seewasser. Es schwappte über meine Füße und erreichte dann schnell meine Knie. Ich begann verzweifelt zu strampeln, denn ich konnte zwar schwimmen, doch überkam mich in diesem Moment eine übermächtige Angst vor dem Untergehen. Zum Glück war das Boot gleich hinter mir und keuchend atmend packte ich den Bootsrand. Zwei starke

Hände griffen nach meinen Armen und hielten mich und ich blickte in Jeshuas Gesicht, das nah über mir war. Er war im Boot und er hielt mich.

„Wenn ich sage ‚wende den Blick nicht ab von mir‘, so meine ich nicht, dass du an dem Leib deines Rabbis hängen und dein ganzes Vertrauen nur auf seine Nähe setzen sollst oder auf den Anblick seiner Gestalt, die du mit deinen Erdenaugen siehst“, sprach er leise und eindringlich und machte noch keine Anstalten, mich emporzuziehen. „Es wird nun Zeit, dass du auf mich in deinem Innern vertraust – und auf deinen eigenen Füßen stehst, sei es nun auf Erden oder auf dem Wasser!“

Dann fühlte ich mich emporgezogen und er stellte mich neben sich ins Boot, als wiege mein Körper nicht mehr als ein kleines Kind.

Während die anderen die Boote entluden und sich gen Kapernaum aufmachten, kam es, dass ich etwas abseits neben Jeshua stand. Ich war nicht in der Lage, mit anzupacken, das Erlebte hatte mich in einen außergewöhnlichen Zustand versetzt, den ich von innen zu erkunden hatte.

Jeshua rührte sich und ich blickte auf zu ihm. Seine Augen hatten jene Tiefe, die ich manches Mal an ihm gewahrt hatte, die vom Jenseits kündete. Gleichermaßen fasziniert wie innerlich erschauernd sprach ich seinen Namen aus: „Jeshua.“

Er zog ein wenig die Augenbrauen in die Höhe. „Ja.“

Ich flüsterte. „Sag, gibt es noch mehr, so wie dich?“ Ich wusste nicht, wie ich meine Frage anders hätte stellen können und war mir nicht sicher, ob er mich verstand. Und falls er mich verstand, ob er antworten würde...

Ein Lächeln erhellte das geliebte Antlitz und er sagte einfach: „Ja.“ Als er sah, dass ich mich mit dieser Antwort schwerlich zufrieden geben konnte und klopfenden Herzens neben ihm stehenblieb, fügte er hinzu: „Gott schickt viele von uns und Er sendet sie überallhin, zu allen Zeiten und in unzähligen Gestalten. Er schickt Seine engen Vertrauten, die Bewohner des Himmels, alle Geschöpfe in die Heimat zu führen... Die Ernte aber ist groß und klein die Zahl der Arbeiter. Darum werde ich

auch euch zu Sendboten machen und euch schicken wie Schafe mitten unter die Wölfe...“

Liebevoll nachdenklich ruhte sein Blick auf meinem Gesicht.

„Denke nur nicht, unsere Freundschaft hätte ein Ende, wenn der Tod unsere Körper voneinander scheidet.“

Dann ergriff er meine Hand und hielt sie fest in der Seinen, Warmen. „Dieser Bund währt ewig, meine Arda!“

*

Einige Tage darauf war es soweit, dass Jeshua uns hinaus senden wollte in die Lande, dass wir das Wort Gottes verkünden sollten, so, wie er es uns lehrte. Er hatte uns um sich geschart und sah jeder und jedem von uns ernst in die Augen, bevor er die Arme hob und sprach: „Euch ist hiermit die Vollmacht gegeben, zu heilen, was da siech ist und ins Licht zu heben, was da dunkel ist. Das Unwirkliche vom Ewigen zu trennen und aufzuwecken, was da gestorben schien.“

Es war in der Abenddämmerung, dass er so unter Palmen zu uns sprach und uns segnete. Ich wurde aufgeregt und sah mich unter den anderen um, ob sie bei seinen Worten etwas spürten, denn ich fühlte keinen Unterschied zu vorher. Sollte die Ermächtigung, die er uns erteilte, nicht in irgendeiner Weise spürbar sein?

„Vertraut darauf, blind!“ waren seine Worte da, „und dann schenket weiter, was ihr geschenkt erhieltet, suchet also niemals nach Bezahlung, sondern seid mit dem zufrieden, was man euch geben will: Eine Lagerstatt und etwas zu essen, das nehmt in Dankbarkeit entgegen, denn der Arbeiter Gottes wird erhalten und braucht darüber hinaus nichts. Deshalb nehmt auch keinen Beutel mit für Gewänder oder Geld, keine Schuhe sollt ihr tragen, sollt nackten Fußes auf Gottes Grund und Boden gehen, pilgernd Heimatlose, ohne Wanderstab!

Eure Botschaft aber sei diese: „Das Himmelreich ist nah herbeigekommen!“ Und wer euch so dastehen sieht und eure

Stimme hört und Zeuge eurer Werke ist, der wird euch glauben, denn der Friede Gottes wird durch euch hindurchleuchten und wird mit euch in all die Häuser einkehren, in denen Friedfertige leben, die es nach Gottesliebe dürstet.

Wo immer aber Menschen noch nicht bereit für die gute Nachricht sind, so wird euer Friedenssegens einfach zu euch zurückkehren. Und wo ihr in eine Stadt einkehrt, da man euch nicht aufnehmen möchte, da ziehet weiter und schüttelt sogar den Staub von euren Füßen, der euch von dort verblieben ist, dass ihr den Bewohnern zeigt, dass ihr nichts von ihnen nehmen wollt, sondern als Schenkende erschienenet, die im Zurückblicken auch den Unwilligen noch vom Nahen des Gottesreiches künden.

Wenn man euch aber dafür anklagt, was ihr redet, euch schlecht behandelt, fortjagt oder ihr euch um meinetwillen verhasst macht, so bleibet stillen Herzens frohgemut und sorget euch nicht, wie oder was ihr darauf antworten sollt; denn es wird euch in jener Stunde eingegeben werden, was ihr reden sollt; nicht *ihr* seid es ja, die dann reden, sondern der Geist eures Vaters ist es, der in euch redet.

Denn wer euch Gehör schenkt, der hört mich, und wer euch verwirft, der verwirft mich; wer aber mich verwirft, der verwirft den, der mich gesandt hat.“

„Wird es dafür Strafen geben?“ rief Judas.

Jeshua hob den Kopf und lächelte leicht. „Mein lieber Judas, von welchem Gott künde ich dir, seit wir uns kennen? Von einem, der liebt, oder von einem, der straft?“

„Von einem liebenden Gott“, gab Judas achselzuckend zurück, „aber kann nicht ein liebender Vater auch zum Wohle der Zöglinge einmal streng werden und Strafen vergeben?“

„Abbas Strafe aber ist wie süßer Nektar. Ich könnte zu euch sagen: All jene Städte, die mich und den Vater verwerfen und lästern, ihnen wird es schlimmer ergehen als dem Lande Sodom und Gomorrha. Wer aber Ohren hat, zu hören, der höre, wie solches zu verstehen ist: Was dem Menschengest als Übel und als Strafe erscheint, ist darum lange keine Strafe Gottes – vielmehr beten wir zu einem Gott der Barmherzigkeit und

Freude, so ja alles, was da als Übel erscheint, eigentlich Gnade ist. Denn was da zerstört wird, war niemals wirklich, und was da getötet wird, ist das, was noch zwischen der Seele und der Ewigkeit stand. Wir aber glauben noch immer: Wer da sündigt, der muss büßen.

Wie aber klingt stattdessen dies für eure Ohren: Wer da in Abkehr von Gott ausharrt, weil er sich nicht allein zu helfen weiß, dem wird genommen, was ihn an der Hinwendung hindert, und dem wird zerstört, was zwischen ihm und seinem Herrn steht.

Können wir dann noch von einer Strafe sprechen, von einer Rache Gottes gar?“

„Steht es denn nicht vielerorten so geschrieben?“ fragte Salome.

„Viele Worte, die da geschrieben stehen, verbergen den Geist des Herrn, weil es Menschenworte sind, die uns von Ihm zu künden haben“, erklärte Jeshua, „und Menschenohren sind’s, die es vernehmen. Dem blinden Menschen, der in Zweiheit denkt, mag Gottes Wirken mal als Zorn und mal als Zärtlichkeit erscheinen. Den Menschen, der die Wahrheit sieht, kann solches nicht mehr in die Irre leiten, denn er sieht seinen Herrn in allem wirken – und nicht als gestrengen Richtergott, sondern als Vertrauten, als Liebsten, als Freund.“

Jeshua nahm ein paar Schlucke aus einem Wasserschlauch. Die Grillen hatten in der einsetzenden Abenddämmerung zu zirpen begonnen und über unseren Köpfen tanzten Mückenschwärme.

„Ich aber sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe;“, wiederholte Jeshua nun seine Worte vom Seeufer. „Darum seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben!

Morgen geht ihr los.“

In dieser Nacht erwachte ich wenige Stunden, nachdem ich mich zwischen Maryam und Susanna, die mit uns das Zelt teilte, zur Ruhe gebettet hatte, und spürte sofort, dass etwas nicht stimmte. Mein Körper fieberte. Alles war schweißnass und ich strahlte eine große Hitze aus. Die Glieder schmerzten mir und

meine Kehle war trocken wie der Wüstensand. Alles in mir schrie nach kühlender Flüssigkeit, doch vermochte ich mich im Fieber kaum zu rühren. Mir selbst seltsam entfremdet lag ich da und lauschte auf meinen eigenen schwer gehenden Atem.

Schließlich hielt ich es nicht mehr aus und rief in die Dunkelheit hinein nach meiner Schwester. Sofort waren beide neben mir wach und Maryam beugte sich alarmiert über mich.

„Arda!“ rief sie und Susanna, die unser Öllämpchen entzündet hatte, fühlte sogleich meine Stirn. Sie reagierte erschrocken und wechselte einen Blick mit Maryam. Dann begannen sie, mir Flüssigkeit einzuflößen und mich ganz zu entkleiden. Sie wuschen mich, die ich fröstelte und zitterte, am ganzen Leib und Susanna machte Wadenwickel, bevor sie mich in ein neue Gewand hüllten. Maryam ging gleich hinaus, um die durchnässten Kleider und Betttücher zu waschen und aufzuhängen, denn wir besaßen nicht viel zum Wechseln. Es tat mir Leid, ihnen so viel Mühe zu bereiten und aufgrund meines Krankheitszustandes fing ich deshalb an zu weinen. Susanna machte ein zärtliches Schnalzeräusch, das mich an Ma erinnerte. An meine Mutter zu denken, ließ mich vollends aufschluchzen und ich ließ es zu, dass Susanna mich wiegte wie ein Kind und Maryam ganz sanft meine Füße streichelte und massierte.

Früh am nächsten Morgen gingen die Jüngerinnen und Jünger Jeshuas paarweise los, um die Botschaft der Gottesliebe, die da in allen Menschenherzen wartet, zu verkünden. Ich konnte nun nicht mitgehen und es tat mir Leid darum, denn ich wollte meinem Rabbi unbedingt dienen, anstatt auf der dunklen Bettstatt zu liegen, zu entkräftet, um auch nur allein aufzustehen. Darum war auch noch die sanfte, stille Susanna zurück geblieben, um an meiner Seite zu sein, und ich hatte es zerknirscht zulassen müssen. Maryam war es von Jeshua nicht erlaubt worden, zu bleiben und so ging sie gemeinsam mit Johannes davon. Ich spürte trotz der großen körperlichen Schwäche eine ganz leise Stimme der Angst in einem hinteren Winkel meines Herzens: Was würde die gemeinsam verbrachte Zeit aus diesen beiden machen, die ich je auf eine bestimmte,

intensive Weise liebte? Etwas in mir war überzeugt, dass sie als Liebende zurückkehren würden – dass ich würde leiden müssen. So gut es ging, versuchte ich jedoch auch in diesem Zustand im Gebet zu verbleiben, wie Jeshua es uns gelehrt hatte. Doch war mein Geist getrübt durch die Fantasievorstellungen im Fieberwahn.

Jeshua kam jeden Tag und legte mir seine kühle Rechte auf die Stirn. Sein Blick leuchtete auf mich herab und ich spürte Erleichterung. Schon von morgens eines jeden Tages an begann ich seinen Besuch zu ersehnen, fühlte mit allen Sinnen, dass seine Gegenwart das Einzige war, was mir Erleichterung und Trost zu verschaffen vermochte.

Am vierten Tage war sein Blick ernst und er ließ sich neben dem Lager nieder. Die feinfühligke Susanna zog sich zurück und verließ unser Zelt.

Jeshua schaute mich an und dann schüttelte er ganz langsam den Kopf. „Arda. Bitte höre mich an.“ Seine leise Stimme machte mir eine Gänsehaut. „Erinnerst du dich an meine Worte, als du dich an den Bootsrand kralltest?“

Ich runzelte die Stirn und nickte dann. Seit gestern fiel mir das Atmen schwer und es gab ein rasselndes Geräusch. Nachts hustete ich Schleim und war sogar zu entkräftet, um mich bei Susanna zu entschuldigen, die mich liebevoll abhusten ließ und die beschmutzten Tücher zu waschen hatte. Ich wünschte, dass ich ihr einmal so würde dienen dürfen, wie sie mir und zweifelte gleichzeitig, ob ich es vermochte.

Jeshua ergriff meine heiße Hand. „Dass dein Körper in diesem Zustand ist, hat gewiss etwas damit zu tun, dass deine Seele bereit ist für den neuen Schritt!“ verkündete er. „Deshalb werde ich dieses Fieber nicht von dir nehmen – ich darf es nicht einmal. Was ich Petrus einst werde zu sagen haben, sage ich nun bereits dir: Du hältst fest an dem, was menschlich ist an mir – lass ab davon! Lass deinen Rabbi los, von dem du dir heimlich ein Bild gemacht hast.

In dieser Welt hast du keine Eltern und keinen Geliebten! Doch hast du mich an ihre Stelle gesetzt...

Abba wartet... auf dich! Er ersehnt es, dass du Ihm den Platz gibst, der Ihm allein gebührt.“ Jeshua hielt inne, der Blick weiterhin ernst. Mein Atem ging keuchend. Zu sehr fürchtete sich mein Herz vor der Veränderung, vor dem drohenden Verlust. In mir bebte es und ich musste mich der Frage stellen: Glaubte ich genug an diesen Gott, dass ich Ihm die Stelle meiner alleinigen Zuflucht einzuräumen gewillt war?

„In diesen Tagen werde ich dich drei Gebete lehren“, fuhr Jeshua nun fort und sein Blick wurde zärtlich. Er legte seine rechte Hand an meine Wange und ich schloss erschöpft die Augen. Mir war schwindelig. Ich spürte genau, dass seine Worte die Wahrheit waren; ich war krank geworden, weil ich nicht loslassen konnte – nicht wollte.

Meine Seele aber wollte weiter gehen, wollte frei sein für die wahre Liebe...

„Höre und bete mit mir“, sprach Jeshua:

„Herr, Du erforschest mich und kennest mich;

Du weißt es, ob ich sitze oder aufstehe,

Du verstehst, was ich denke, von ferne;

Ob ich wandre oder ruhe, Du prüfst es

und bist mit all meinen Wegen vertraut;

denn ebe ein Wort auf meiner Zunge liegt,

kennst Du, o Herr, es schon genau.

Du hältst mich von allen Seiten umschlossen

und hast Deine Hand auf mich gelegt.

Zu wunderbar ist solches Wissen für mich,

zu hoch: Ich vermag's nicht zu begreifen!“

Ich blieb einfach liegen und spürte, wie mir zwei Tränen über die Schläfen kullerten.

In dieser Nacht hatte ich ein Traumgesicht von Maryam und Johannes, die in einem Haus voller Menschen predigten. Der Traum setzte ein, als meine Schwester gerade zu sprechen endete mit den Worten: „Das Reich Gottes ist wirklich und nah!“ Und ihr Blick, als sie diese Worte sprach, war glühend und traf die Menschen ins Herz. Ihre Schönheit war atemberaubend, ihr

Wesen mitreißend, das war im ganzen Raum spürbar. Jemand schrie von hinten: „Wie kannst du dir so sicher sein, hier solches zu verkünden?“

Sie legte den Kopf ein wenig schief und sah den Mann an. Ihr Blick verwunderte mich. Ich sah die Kraft, die in Maryam erwacht war und gespeist wurde durch Jeshuas Ermächtigung, das Wort Gottes zu verkünden. Und doch war da noch etwas, das nicht ganz rein war, vielleicht ein gewisser Eifer, ein brennender Wunsch, die Menschen überzeugen zu wollen.

„Ich begegnete einem, der die Wahrheit gesehen hat“, gab sie zur Antwort und lächelte mit glänzenden Augen.

Auf einmal kam es zu einem Tumult durch ein Grüppchen von Schriftgelehrten, die meine Schwester wüst unterbrachen und, als Johannes beruhigend dazwischen gehen wollte, ihn beschimpften. Im Traum spürte ich die drückende Enge des Raumes und wie die Atmosphäre darin in eine bedrohliche Stimmung kippte. Zorn und Neid flackerten in den Augen der Menschen und in einigen Männern nahm ich auch eine unziemliche Begierde nach meiner Schwester wahr, die in ihren Augen eine schutzlos umherwandernde Frau war.

Es ging soweit, dass Johannes und Maryam flüchten mussten. Ich sah sie aus dem Haus laufen, barfuß wie sie waren; durch die Nacht rannten sie, verfolgt von einem aufgebrachten Pulk junger Männer.

Als nächstes sah ich meine Schwester ganz allein fliehen, sie war offenbar von Johannes getrennt worden; immer weiter hinein in die Dunkelheit rannte sie, ich fühlte ihre Angst und hörte ihren Herzschlag und ich wollte ihr gern beistehen, doch ich konnte nicht. Dann hörte ich ein Jaulen und Bellen und spürte mit Maryam, dass sie ein Rudel wilder Hunde aufgestört hatte. Ihre Angst verdoppelte sich, doch war da auch noch etwas anderes: Eine zarte, goldene Präsenz umgab sie wie ein Schutzgewand und ich spürte ganz fein, dass sie Jeshuas Anwesenheit wahrnehmen konnte und sich sofort seiner Führung anvertraute.

Die verwilderten Hunde umringten Maryam, doch als ihre Verfolger nun näherkamen, wandten sie sich den Männern zu,

neigten ihre Häupter, fletschten die Zähne und sträubten das Nackenfell. Ihr lautes Knurren tönte bedrohlich durch die Nacht und Maryams Verfolger wichen langsam zurück.

Das Bild, das ich vor Augen hatte, als ich aufwachte, würde ich wohl nie wieder vergessen: Wie Maryam dastand, eine wilde Wolfsfrau, die Haare aufgelöst, der Atem fliegend, barfuß und im groben Gewand, umgeben von einem Rudel, das sie zu schützen gewillt war – als eine der Ihren. Sie ließen sie in ihrer Mitte verweilen und sich auf den steinigen Boden setzen. Alle Angst war von ihr gewichen und sie fühlte einen weiten, inneren Frieden des Herzens. Aufmerksam blickte sie sich unter den Hunden um, die friedlich mit dem Schwanz wedelten, wenn ihr Blick sie traf, und ich fühlte die liebende Herzenswärme, die in dem Moment in Maryam aufstieg zu diesen Geschöpfen des Herrn, die sie beschützt hatten. Hier und da winselte es, als wollten auch sie ihrer Zuneigung Ausdruck verleihen und Maryam lachte leise. Ich hörte sie flüstern: „Wie Schafe unter die Wölfe...“

Ich aber fühlte Unruhe, als ich aus dem Traum erwachte. Was mochte mit Johannes geschehen sein? War er wohlauf? Eine Welle der Präsenz Jeshuas stieg in mir auf und beruhigte mich. Ich durfte mir gewiss sein, dass auch Johannes in Sicherheit war.

Still überließ ich mich dann den Gebetsworten, die Jeshua mich gelehrt hatte. Das Gebet gab mir Unterweisung in Gottes Allgegenwart, doch nicht nur das: Es wollte mir versichern, dass Abba stets mit *mir* war, mir der Allernächste war... ja, dass Er wirklich eine Person war, voller Interesse und Fürsorge. Ich glaubte zu spüren, wie meine Seele sich bereit machte, zu vertrauen und wie dies mein ganzes Dasein entspannte.

Wieder kam Jeshua und lehrte mich das zweite Gebet.

„Du bist's, der mein Innerstes gebildet,

mich gewoben im Schoß meiner Mutter.

Ich danke Dir, dass ich so überaus wunderbar bereitet bin:

Wunderbar sind Deine Werke,

und meine Seele erkennt das wohl.

Meine Wesensgestaltung war Dir nicht verborgen,

*als im Dunkeln ich gebildet ward,
kunstvoll gewirkt in den Tiefen der Erde.
Deine Augen sahen mich schon als formlosen Keim,
und in Deinem Buch standen eingeschrieben
alle Tage, die vorbedacht waren,
als noch keiner von ihnen da war.“*

Als ich diese Worte so andächtig, wie es mit meinem schwachen Leib und fahrigem Geist möglich war, im Herzen betete, verstand ich erst wirklich, was Jeshua gemeint hatte, als er mir sagte, ich hätte in dieser Welt weder Eltern noch Geliebte. Ich war Gottes Geschöpf. Es gab an mir nichts, das Ihm nicht gehörte, denn Er hatte jedes Härchen gebildet, war Sich jedes meiner Schritte bewusst, lenkte sie und kannte ihre Richtung und ihr Ziel...

In dieser Nacht wurde auch Susanna krank und ich richtete mich mühsam auf, um Maria zu holen, die auch im Lager geblieben war. Der Wind erschien mir eisig und mir wurde ein paar Mal schwarz vor Augen. Oben glitzerten Sterne im nachtblauen Himmel und der Mond war eine liegende Sichel über dem See.

Mutter Maria übernahm in den folgenden Tagen den Krankendienst und nun spürte ich, wie mein Körper zu genesen begann. Es tat mir so furchtbar Leid um Susanna, denn schmerzlich war ich mir bewusst, dass sie durch mich krank geworden war...

Immer aber waren die Gebetsworte bei mir, gaben mir Ausrichtung und trösteten mich – obgleich es nicht eigentlich Gottes Trost war, den ich suchte. Er rief mich – doch wusste ich noch nicht, wohin. Er verhiess mir Beziehung – obschon es meine noch schwache Seele in der Annäherung daran bangte. Eine neue Empfindung rührte sich in mir, die sich ein wenig trotzig anfühlte: Er also kannte mich bis in den dunkelsten Winkel meines Seins – wie aber war es umgekehrt bestellt? *Mein lieber Herr, lässt auch Du Dich von mir kennen, so genau, wie Du mich kennst?*

Denn darin lag doch gewiss der Grund, dass ich Jeshua mein Ein und Alles nannte: *Dein Sohn versteckt sich nicht! Als Mensch ist er erschienen, lässt sich kennen und berühren, lacht und isst und singt mit uns...*

Da war eine Zögerlichkeit in mir, mich Ihm, der es vorzog, verborgen zu bleiben, einfach so zu überlassen. Und während mein Körper langsam genas, ich kräftiger wurde und wieder zu essen und umherzulaufen begann, blieb doch das Zaudern und Zurückweichen vor Abbas ausgestreckter Hand. Und obwohl es sich schwer anfühlte, als vermöchte ich gar eine Traurigkeit Gottes zu erspüren, die auch meine eigene war, wollte ich dennoch diesen Schritt noch nicht tun.

Susanna starb. So still und sanft ihr ganzes Wesen war, so war auch ihr Sterben. Geräuschlos und ergeben. Ihr Gesicht leuchtete in ihren letzten Stunden und ihr Atem ging flach und leise.

Ich lag neben ihr, hielt fast unablässig ihre Hand – oder sie meine? – und weinte still. Jeshua hatte sie in den Armen gehalten und stumm gebetet. Er hatte sie nicht geheilt. Manche Dinge blieben rätselhaft und in meinem Herzen fühlte ich eine große, friedvolle Zustimmung darin.

„Arda.“

Susannas Flüstern erreichte mein hellhöriges Ohr in den frühen Morgenstunden. Sie blickte mich aus runden, glanzvollen Augen an, ruhig. „Jetzt.“

Meine Hand suchte wieder die Ihre. Noch nie hatte ich einen Menschen sterben sehen. Alles in mir wurde still, senkte sich herab in den schwarzen Brunnen meines unergründlichen Wesens. Es war keine Zeit, Maria oder Jeshua zu holen. Sie würde jetzt gehen, *jetzt*.

Und da kam es ganz von selbst über meine Lippen geflossen, zärtlich flüsternd und klar, das dritte Gebet, das Jeshua mich hatte lehren wollen:

*„Wohin soll ich gehen vor Deinem Geist
und wohin fliehen vor Deinem Angesicht?
Führe ich auf gen Himmel, so bist Du da,*

*und bettete ich mich bei den Toten, siehe, so bist Du da.
Nähme ich Schwingen der Morgenröte zum Flug
und ließe mich nieder am äußersten Westmeer,
so würde auch dort Deine Hand mich führen
und Deine Rechte mich halten;
und spräch' ich: ‚Lauter Finsternis soll mich umbüllen
und Nacht sei das Licht um mich her!‘ –
So würde die Finsternis für Dich nicht finster sein,
vielmehr die Nacht Dir leuchten wie der Tag:
Finsternis wäre für Dich wie das Licht.“*

Meine Augen waren geschlossen und ich spürte, wie sie ging, weil sich an ihrer Hand etwas ganz fein veränderte. Die Atmosphäre unseres kleinen Zeltverschlags verwandelte sich und ich wagte nicht, die Augen zu öffnen, denn ich spürte jetzt die Anwesenheit lichtvoller Gestalten, die kein menschliches Auge je sieht. Es wurde merklich wärmer und ich sah einen goldenen Schein durch meine Augenlider hindurch. Sanft wurde ich in der Herzgegend gestreichelt und da heilte etwas in mir und ich hörte mein eigenes erleichtertes Schluchzen. Die Gegenwart der Himmelsboten war das Tröstlichste, dessen ich je gewahr geworden war, und sie bewirkte, dass die Worte des Gebetes zu meiner innigsten Wahrheit wurden: Vor Gottes Liebe vermochte ich mich nicht zu verbergen. Überall würde Er mich finden, denn Er sehnte Sich nach mir. Ich aber durfte die Bedingung gehen lassen, die ich Ihm gestellt hatte: Ich musste Ihn nicht verstehen können, um Ihn zu lieben.

Ich durfte lernen, Ihn zu lieben – und mein Wunsch zu verstehen würde gestillt werden nach Seinem Willen...

„Der Tod entspannt alles!“ sagte ich zu Maryam, als wir, endlich wieder vereint, im Zelt beisammen saßen. Ein paar Tage zuvor waren sie und Johannes wohlbehalten wieder bei uns eingetroffen. „Das waren Susannas Worte ein paar Tage, bevor sie ging.“ Es war hell und gemeinsam mit Maria hatte ich alle Decken und Tücher gründlich gewaschen. Ein wenig Räucherwerk hatte einen herben, frischen Duft hinterlassen –

nichts erinnerte daran, dass an diesem Ort zwei Frauen lange Zeit gesiecht hatten und dass eine von ihnen hier gestorben war.

„Der Tod entspannt alles“, wiederholte Maryam nachdenklich.

Ich blickte sie neugierig an. Sie wirkte verändert, seit sie wieder da war, und sie hatte mir dasselbe gesagt. Da war etwas Entschlossenes an ihr, eine neue Stärke.

In einer der folgenden Nächte wurde ich geweckt, weil Maryam unruhig war, sich wälzte und im Schlaf sprach. Ich konnte nicht verstehen, was sie sagte, doch war es, als ringe sie mit ungeheuren Kräften. Ehe ich zu Ende überlegt hatte, ob ich sie wecken sollte, fing sie auf einmal im Schlaf an zu weinen und dann erwachte sie von allein und strich sich seufzend über das Gesicht.

„Maryam...“

Sie drehte den Kopf und blickte mich an, auch wenn wir beide voneinander in der Dunkelheit nichts zu erkennen vermochten.

„Ich habe geträumt...“ sagte sie.

„Ein Alptraum?“

„Eigentlich nicht, aber es war so schwierig...“ erklärte sie flüsternd. „Ich lief durch eine öde Steppe... bis zu einem Abgrund, der plötzlich vor mir auftauchte. Ich wusste zwar, dass der Abgrund auf mich wartete, rannte aber trotzdem so schnell ich konnte auf ihn hinzu. Weißt du warum?“

„Nein“, flüsterte ich gespannt.

„Weil auf der anderen Seite ihr wart! Ihr alle, mit Jeshua, und ihr habt auf mich gewartet... Ich bremste ab, denn der Abgrund war breit und tief, so tief... Wie ein gähnender Schlund aus Finsternis und Kälte...“ Sie hielt schauernd inne und ich streichelte ihren Handrücken. Sie hielt beide Hände am Kinn in ihre Decke verkrampft.

„Und du konntest nicht zu uns?!“ fragte ich bestürzt.

Ganz leicht schüttelte sie den Kopf und sagte beinahe unhörbar: „Nein. Jeshua aber stand ganz vorn, direkt am Rand des Abgrundes und er streckte die Hand nach mir aus, sein

ganzes Gesicht war ein einziges Lächeln, so lieblich, so freundlich und rein...“

„Wollte er, dass du springst?“ fragte ich nachdenklich.

„Er sagte etwas, doch verhallte seine Stimme im Nichts des Abgrundes. Doch ich verstand genau, was er wollte: Ich sollte einfach einen Schritt tun, einen einzigen Schritt nach vorn!“

„In den Abgrund?“

„Er versicherte mir, dass ich nicht fallen würde, wenn ich nur auf ihn und euch blickte... Und... ich glaubte ihm, und wiederum glaubte ich ihm nicht.“ Sie seufzte erneut. „Ihr liebet mich mit euren Blicken wissen, dass ihr etwas saht, was ich noch nicht sehen konnte, eine unsichtbare Brücke vielleicht... Immer wieder machte Jeshua die Geste mit der Hand, die mir Mut geben wollte und mich zu euch winkte, und immer liebevoller wurde sein Blick – aber auch dringlicher.“

„Und – bist du irgendwann hinübergegangen?“

Sie weinte jetzt und schüttelte den Kopf. „Nein, Arda! Die Angst zu fallen ist zu groß!“

Ich nahm meine Schwester in die Arme. Es war ja nicht nur ein Traum: Es war etwas in *ibr*, das sich darin offenbart hatte; das eigene Unvermögen oder gar der eigene Unwille, einen wesentlichen Schritt zu tun. Hinzu auf Abba, ihren Gott.

Worum sollte ein Mensch trauern, wenn nicht um das?

„Wo ist Gott nun?“ brach es aus ihr heraus. „Verlässt er mich nicht genau am wichtigsten Punkt?!“

Ich lag still, ließ meine Gedanken ruhen und sinken in mein unergründliches Herz, bis sie als Worte wieder daraus emporstiegen, Worte, die nicht meine waren:

„Vielleicht ist Er ein Gott, der auf deine Erlaubnis wartet...“

„Für was denn?“

„Dafür, dir einen kleinen Anstoß zu geben, wenn du am Abgrund stehst.“

Einige Zeit später sprachen wir noch einmal über Susannas Tod.

„Weißt du...“, sagte Maryam, „durch das, was du mir von Susannas Sterben berichtet hast, ist etwas in mir geschehen.“ Sie schaute mich einen Moment lang nachdenklich an.

„Jeden Morgen habe ich seitdem an mein eigenes Sterben gedacht“, berichtete sie. „Es war wie eine Unterredung mit Abba. Ich fragte Ihn stets: ‚Werde ich sterben müssen? Wirklich sterben?‘“ Nun lächelte Maryam, „und Er antwortete doch tatsächlich: *Ja!*“.

Ihr spitzbübisches Grinsen war ansteckend. Wir sahen einander stumm an, dann wurde sie ernst.

„Dieses Sprechen mit Ihm... Es fühlt sich an wie unser Geheimnis. So, als würde ich bereits in Seinen Armen liegen, im Sterben – und niemand von euch würde etwas davon merken, was gar nicht schlimm wäre, weil es allein etwas zwischen mir und Gott ist.“ Es gelang Maryam, dass auch ich die Stimmung der Innigkeit wahrnahm, die zwischen ihr und Abba aufgekommen war.

„Jeder Moment des Lebens ist dieser Moment“, fuhr sie leise fort. „Jeden Moment dürfen wir uns bereit halten, so in Gottes Armen zu liegen, um wirklich zu gehen.“

Und dann, ja, dann entspannt der Tod auf einmal alles.“

*

Allerlei ärmliches Volk stand um Jeshua herum, wollte ihn berühren und von ihm gesehen werden. Es war unruhig und laut, ein feiner Nieselregen fiel und setzte sich hartnäckig in unsere Haare und Kleider, sodass alles kühl und schwer wurde. Ich spürte Ungeduld unter den Jüngerinnen und Jüngern und meine eigene Müdigkeit.

Wir befanden uns in Kinneret und hatten vor einigen Tagen ein wenig außerhalb unser Lager aufgeschlagen. Den ganzen Tag über waren wir mit Jeshua in der Stadt unterwegs gewesen, denn es zog ihn dort von Ort zu Ort, in viele Häuser, wo er mit den Menschen sprach, und zuletzt auf einen der offenen Plätze, wo

allerlei Volk zusammengeströmt war. Es dämmerte bereits und wir waren nicht zum Essen gekommen. Jeshua machte das nichts aus; manchmal schien es, dass wir für ihn ein wenig darauf achteten, ob er überhaupt etwas zu sich nahm. Andreas hatte einmal seinen Zweifel zum Ausdruck gebracht, ob Jeshuas Leib überhaupt von irdischer Nahrung abhängig sei, und hatte es absichtlich im Unklaren gelassen, ob er scherzte oder im Ernst so dachte.

Nun wollten ein paar Leute ihre Kinder ganz nach vorn bringen, drängten sich zwischen uns und den Umstehenden hindurch und es entstand ein allgemeiner Tumult. Da machten Bartho, Philippus und Jakob alle gleichzeitig eine fließende Bewegung auf die Leute hinzu und verstellten ihnen den Weg. Sie schienen alle denselben Gedanken gehabt zu haben; wollten offenbar verhindern, dass die Kinder zu Jeshua nach vorn gebracht wurden. Barthos bärtiges Gesicht blickte streng auf die ärmlich gekleideten Menschen mit den halbnackten, schmutzigen Kindern, die quengelten und sich sträubten und Jeshuas Namen riefen. „Nun ist es aber genug“, brummte er. Das Volk begann sich zu empören und Philippus sprang unserem Bruder bei und schüttelte bestimmt den Kopf. „Es reicht jetzt. Er hat genug für euch getan heute, lasst ihn doch in Ruhe!“

„Wir wollen gleich gehen“, fügte Jakob hinzu und machte ein entschuldigendes Gesicht in die Runde.

Ich blickte mich um und sah dieselbe Unsicherheit in den Gesichtern der anderen Weggeschwister, die sich auch in meinem Herzen rührte. Ein Teil von mir hieß das Verhalten meiner Brüder gut und wäre ihnen am liebsten zur Seite gestanden, eine andere Seite fühlte, dass etwas daran nicht stimmig war.

„Was ist da los??“ Jeshuas Stimme donnerte, so laut, wie ich sie nie zuvor gehört hatte. Es wurde totenstill auf dem ganzen Platz und alle Köpfe wandten sich uns zu. Jeshua aber rief von hinten: „Lasst die Kinder zu mir kommen, hindert sie nicht daran!“

Eine Gasse aus Menschen bildete sich wie von Geisterhand dirigiert und die Eltern brachten ihre verstummen Kinder

dorthin, wo Jeshua stand. Ich folgte ihnen mit Maryam und ein paar anderen Schwestern und Brüdern. Sobald die Eltern ihre Kinder auf den Boden stellten, rannten sie auf Jeshua zu, der sich auf den nassen, schmutzigen Boden kniete und ein strahlendes Kind nach dem anderen in seine Arme schloss, ihm über den ungewaschenen Kopf strich und ihm Worte ins Ohr flüsterte, die nur für es allein bestimmt waren...

Dann hob er den Blick zu uns Umstehenden auf und sprach, noch immer kniend: „Wisst ihr, wer das Reich Gottes nicht anzunehmen vermag wie ein Kind, wird gewiss nicht hineinkommen können.“

Langsam erhob er sich und hielt eines der kleinen Kinder auf dem Arm, sein Blick war forschend.

„Versteht ihr diese Worte?“

Ich wiegte den Kopf und tauschte einen Blick mit Maryam.

„Unbedarft“, rief Jeshua da. „Werdet unbedarft wie ein Kind. Denn ein Kind weiß nichts von gut noch böse, es kennt nicht die Weltzeit und all sein Tun gilt dem, was *jetzt* vor ihm ist...“

Er hielt kurz inne und stellte das Kind zu Boden, lächelte ihm zärtlich zu und ließ es zu, dass die anderen ihn nochmals umarmen wollten und sich an seine Arme hängten. Mit einem kleinen Lächeln sprach er weiter: „Verwechselt dies aber nicht: Nicht spreche ich von paradiesischer Unschuld, welche Kindern manchmal anstatt ihrer Unbedarftheit zugesprochen wird. Ich aber sage euch: Unschuldig ist niemand, der hier auf Erden geboren wird. Wer einen Erdenleib annimmt, lebt in Trennung von Gott und gefangen ist seine Seele in diesem Kerker der Unwissenheit und Gier – wie alt auch immer sein Leib sein mag.“

Jeshua senkte den Kopf und blickte mitfühlend auf die ihn umringenden Kinder, die ihm ganz still zuhörten.

„Unbedarft aber sind sie; weniger von langen Jahren hier auf Erden geprägt als ihr es seid. Und darum meine Worte, zu werden wie die Kinder und das Reich Gottes in Unbedarftheit anzunehmen, denn wahrlich unbedarft ist auch die Seele in ihrer Schlichtheit.“

Endlich erreichten wir unser Zeltlager, das aus dreißig oder vierzig Zelten bestand, denn viele zogen zu der Zeit mit uns umher. Es wurde gekocht und wir freuten uns. Judas brachte einen Wollumhang und legte ihn Jeshua um die Schultern. Wir setzten uns zu Tisch und sprachen das Gebet. Dann brach Jeshua den Brotlaib, den man ihm reichte, hob die Augen gen Himmel und weihte das Brot dem Herrn, worauf er es in viele Stücke brach und an uns verteilte.

Und schließlich, während wir noch aßen, fragte Jeshua, ohne jemand Bestimmtes anzublicken: „Wie kam es zu eurem Verhalten wegen der Kinder heute?“

Bartho, Jakob und Philippus wechselten Blicke, dann sagte Bartho: „Rabbi, wir wussten nicht, ob du vielleicht müde warst...“

Jeshua zog die Augenbrauen in die Höhe, sagte jedoch nichts.

„Ehrlich gesagt, ich war es“, gab Jakob schließlich zu, „und so wollte ich alles wohl ein wenig beschleunigen.“

„Mich hat es gestört, wie selbstverständlich diese Leute dich beanspruchen“, brach es aus Philippus heraus und ein paar von uns nickten. „Ohne sich Gedanken darüber zu machen, dass du bereits den ganzen Tag für sie da warst... *alle* Tage für *alle* da bist...“

Noch immer sagte Jeshua nichts. Sein Blick wanderte ruhig zwischen den drei Angesprochenen hin und her, doch natürlich fühlten wir uns alle angesprochen, auch wenn wir in jenem Moment nicht äußerlich tätig geworden waren. Wir fühlten mit unseren Brüdern, in deren Herzen der Drang angewachsen war, Jeshua, den wir alle liebten, zu beschützen...

„Meister“, meldete sich nun Johannes zu Wort, „wir haben vor ein paar Tagen jemanden gesehen, der in deinem Namen böse Geister austrieb, und haben es ihm verboten, weil er dir nicht mit uns nachfolgt, ja, dich nicht einmal persönlich kennt, sondern eigene Wege geht...“ Er zog die Schultern in die Höhe und ließ sie dann wieder sinken. „Die Menschen vereinnahmen dich für ihre Zwecke, wenn wir nicht aufpassen!“

Jeshua lehnte sich zurück, senkte den Blick sinnend zu Boden und lächelte dann ganz fein. „Wenn wir nicht aufpassen“, wiederholte er leise und schaute wieder in die Runde.

„Es gilt, aufzupassen, da stimme ich euch zu. Wir wollen jedoch auf uns selber aufpassen und nicht auf die, die da bedürftig sind oder die da auf ihre Weise dienen wollen. Denn wenn jemand euch im Hinblick darauf, dass ihr mir angehört, auch nur einen Becher Wasser zu trinken gibt, so offenbart er damit ja, dass seine Seele sich für den Weg der Gottesliebe entschieden hat.

Der Menschensohn ist nicht gekommen, auszusortieren und zwischen Gerechten und Ungerechten zu unterscheiden. Sondern, um zu dienen – den Armen wie den Reichen, den Guten wie den Bösen, den Jungen wie den Alten, den Verdienten wie den Unverdienten. Euch – und allen anderen.“

Sanft war sein Blick geworden, beinahe bittend. „Es soll kein ‚euch‘ und ‚die anderen‘ mehr geben, hört ihr... Nun ist es gut, dass ihr wenigen stets um mich seid und mit mir diesen Weg geht... Doch hütet euch vor solchem Denken und Gebaren, wie ihr es heute gezeigt habt. Lasst euer Urteil nicht zügellos werden und denket nicht, ihr wäret ob eurer Nähe zu mir besonders und stündet vor allen anderen. Lernt vielmehr, allen zu dienen, die da kommen um der Liebe Gottes Willen.

Auch habt ihr nicht das Recht, für mich zu entscheiden, denn der Wille Gottes ist es, der durch mich wirkt und der mich dienen lassen wird bis ganz zuletzt...

Ihm zu dienen, indem ich den Menschen diene, ihre Seelen erwecke und sie rufe, ja, sie liebe allesamt, hat mich Abba gesandt und also werde ich dienen mit ganzem Herzen, ganzer Seele, ganzem Gemüte und all meinen Kräften...

Ihr aber werdet auf diesem Wege, den ihr eingeschlagen habt, allen Mitgefühls beraubt werden und der kühle Stolz der trennenden Überhebung wird sich rasch eurer Herzen bemächtigen. So“, sein Blick war nun ganz ernst, „könnt ihr nicht meine Jünger sein.“

Mein Herz schlug mir bis zum Halse und ich wagte kaum, zu Johannes hinüberzuschielen, der den Kopf hängen ließ und aus

dessen Augen Tränen tropften. Es war furchtbar, Jeshua zu enttäuschen. Auch Bartho kämpfte mit seinen Gefühlen und Jakob, der es nicht mochte in der Öffentlichkeit zu stehen, war bleich geworden.

„Rabbi“, meldete sich Barthos Schwester Johanna mit heiserer Stimme und räusperte sich, „siehst du denn nicht, dass unsere Brüder dir zuliebe so handelten? Auch sie wollen dienen... sie wollen dir dienen, dir, den sie lieben!“

Ich nickte ihr dankbar zu.

Jeshua bedachte sie mit einem warmen Blick und nickte.

„Weißt du...“, begann er ihr zu erwidern, blickte aber nacheinander uns alle an, „nicht alle, die jetzt ‚Herr, Herr‘ zu mir sagen, werden darum schon ins Himmelreich eingehen, sondern nur, wer wirklich den Willen meines himmlischen Vaters tut. Was aber hörtet ihr über Seinen Willen? Gar vieles über die Liebe unter Brüdern und Schwestern. Was bedeutet diese Geschwisterliebe in Gott? Sie bedeutet zu verstehen, dass ihr dereinst zu allen Menschen und Geschehnissen eures Lebens von ganzem Herzen ‚Herr, Herr‘ sagen werdet, weil ihr da *mich* in allem an euch wirken sehen werdet...“

Denn wer da eins von solchen Kindern wie heute in meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich auf; und wer mich aufnimmt, der nimmt nicht mich auf, sondern den, der mich gesandt hat.

Wer da zu mir ‚Herr, Herr‘ sagen will, der möge noch prüfen, ob er stets und in jedem Moment und gegenüber einem jeden Geschöpf inbrünstig ‚Herr, Herr‘ ausrufen kann, denn dies bedeutet die völlige Ergebung in den Willen dessen, der mich gesandt hat.

Wenn du dies vermagst, liebe Seele, dann hast du mich wahrhaft als deinen Herrn erkannt.“

„Herr...“ Das war Johannes’ Stimme, leise, doch fest. Ich horchte auf, weil er Jeshua noch nie so angeredet hatte. Jeshua blickte ihn gerade und sehr aufmerksam an.

„Oft ziehst du dich aber zum Gebet zurück, gehst fort von der Lagerstatt, hin zu einem Berg oder in die Wüste und suchst die Einsamkeit... Sind nicht diese Zeiten dir heilig und sollen sie nicht geschützt werden?“

Sind sie nicht der Kraftquell deines Wirkens und der Brunnen deiner Worte?“

Nun sah ich auf einmal Tränen in Jeshuas Augen, aus denen die Liebe und Dankbarkeit zu seinem Jünger leuchtete, hell und klar. Er schien nicht zu wissen, was er sagen sollte, und mir wurde es weich ums Herz, ihn so zu erleben.

Dann fasste er sich und sprach, allein an Johannes gewandt:

„Siehe – wenn das Herz bereit ist, immerfort zu dienen, und es nicht mehr anders kann als nur immer zu dienen und in solch brennender Gottesliebe zerschmilzt und sich verliert wie ein jauchzendes Kind beim Spiele... dann gehört es ganz dem Herrn der Zeit und Er allein gibt auf es Acht und führet es, wann immer nötig, in Räume und Zeiten, wo Er allein mit ihm ist...“

Jeshuas Blick ruhte mit großer Güte auf Johannes, bis dieser langsam nickte und ein besonderer Friede sich auf sein anmutiges Gesicht legte.

*

Ich erwachte früh, weil es am Fußende leise rumorte. Ich drehte mich um und stellte fest, dass Maryam nicht mehr neben mir lag. Seltsamerweise kam mir sofort der Gedanke, ob sie sich womöglich heimlich auf den Weg zu Johannes machen wollte, und ich fühlte, wie etwas in mir aus der Ruhe geriet. Ein wenig mühsam setzte ich mich auf und versuchte, etwas in der Dunkelheit zu erkennen.

„Maryam?“ fragte ich dann leise. Das Rumoren wurde hastiger, dann hörte ich, wie sie das Zelt verließ. Etwas wie Empörung stieg in mir auf, zusammen mit dem unwiderstehlichen Drang, ihr folgen zu wollen, um zu erfahren, wohin es sie mitten in der Nacht zog. Ich war erstaunt über mich selbst, denn dies waren neue Gefühle gegenüber meiner Schwester und waren sie nicht auch unbegründet? Hatte Maryam nicht viele Zeichen gegeben, dass sie in Johannes allein den Bruder sah? Abgesehen davon – was war denn mein Interesse an

ihm? Bevor meine Gedanken sich in diese mir zu gefährliche Richtung bewegen konnten, stand ich rasch auf, legte meinen Umhang um mich und trat in die Nacht hinaus.

Der Himmel war klar und trug eine schräg liegende Sichel, deren zarter Schein mir eine huschende Gestalt verriet, die dorthin lief, wo unsere Tiere standen...

Ich folgte Maryam und schaute zu, wie sie einen der Esel bepackte und dann losband. Dicht kam sie an mir vorüber und da sagte ich ihren Namen in die Dunkelheit. Sie schien nicht überrascht zu sein, schritt aber zügig an mir vorbei, hinaus aus dem kleinen Lager, und zog den Esel hinter sich her, der brav mittrottete.

„Maryam!“ rief ich erneut und beeilte mich, ihr barfuß zu folgen. Als ich mit ihr aufschloss, sah ich Tränen auf ihren Wangen glitzern, die sie ungeduldig wegwischte. Leise zog sie die Nase hoch und ich spürte mehr, als dass ich es sehen konnte, dass sie ihr trotzig entschlossenes Gesicht aufgesetzt hatte, das normalerweise ein Zeichen dafür war, dass sie für alle Vernunft – oder das, was ich dafür halten mochte – unansprechbar war.

Ich bekam es mit der Angst zu tun, denn etwas sagte mir, wie ernst es ihr war, uns zu verlassen, mich zu verlassen, Jeshua...

„Bitte..!“ stieß ich darum hervor und hörte selbst, dass es jämmerlich klang.

Sie blieb stehen, der Esel schnaubte und begann, auf dem Boden nach Fressbarem zu suchen. Ich trat näher heran und musste daran denken, dass ich sie verdächtigt hatte, auf dem Weg zu Johannes zu sein... Dabei ging etwas Ernstes in ihr vor, offensichtlich etwas Schmerzhaftes. Ich schämte mich und schluckte. „Maryam...“

„Maryam..!“ äffte sie mich nach. Es klang gehässig und sie bereute es sogleich, nahm meine Hand und sah mich verzweifelt an.

„Was ist mit dir?“ fragte ich leise.

„Ich habe mich entschieden, dass es Zeit ist, zu gehen“, flüsterte sie zitternd, bemüht, nicht zu weinen. Sie sah mich an und rang mit den Worten. „In meinem Herzen ist etwas, das kann ich nicht dort sein lassen, doch es geht auch nicht fort. Es

sind böse Gedanken und niederträchtige Gefühle und so muss ich gehen, damit es sich beruhigt und ich nicht etwas Unbedachtes tue...“

Ich zögerte und war unsicher. Wovon sprach Maryam da? Ich hatte in der letzten Zeit nichts besonderes an ihr bemerkt und verstand nicht, ob es wirklich so schlimm um sie stand oder ob bloß sie selbst es so empfand.

„Es ist unentschuldig“, fuhr sie fort, „ja, unverzeihlich. Und keine Rettung in Sicht...“ Sie unterdrückte ein Schluchzen.

„Willst du es mir vielleicht anvertrauen..?“

„Nein!“ Heftig schüttelte sie den Kopf, sodass ihr Tuch sich löste. „Du sollst nicht von so etwas belastet werden, denn du bist rein und leuchtend, dein Herz kennt diese Dunkelheiten nicht...“

Ich schloss kurz die Augen. „Doch“, sagte ich leise.

„Was?“

„Ich sagte: Doch. Ich kenne dunkle Dinge, die sich des Herzens bemächtigen. Weißt du, was ich dachte, als du das Zelt verließest?“

Trotz ihrer Verfassung ein wenig neugierig geworden, neigte sie sich mir zu. Es kam selten vor, dass ich etwas aus meinem Inneren preisgab, etwas, das keine Geschichte war, die von fernen Welten oder fremden Wesen handelte. Vermutlich hatte ich darum nun ihre Aufmerksamkeit gewonnen. Ich spürte ein Zaudern, mich zu offenbaren, doch war die Stimme in meinem Herzen, die mir genau dazu nun riet, klar und bestimmt.

„Was kam dir in den Sinn?“ wollte sie wissen und zog die Nase hoch.

Ich atmete hörbar ein und aus. „Komm, wir setzen uns kurz.“ Nebeneinander setzten wir uns in den Sand und Maryam legte das Seil des Esels um ihren Fuß.

„Mir kam der Gedanke, du würdest heimlich zu jemandem von unseren Brüdern gehen, und da wurde ich zornig“, erklärte ich leise und blickte beschämt vor mich zu Boden. „Ja, ich spürte Eifersucht.“

„Wegen mir?“ fragte sie ungläubig.

„Wegen ihm!“

Kurz blieb es still, dann lachte sie ein wenig glucksend. „Meine kleine Schwester..!“ Sie stupste mich in die Seite, plötzlich ganz verwandelt. „Wer ist es?“

Ich schwieg.

„Johannes!“ rief sie und ich bedeutete ihr eilig, doch bitte leise zu sein. Sie lachte nur.

„Er mag dich“, sagte ich leise, „und ich bitte dich jetzt einfach, so zu tun, als hätte ich nie etwas gesagt! Du sollst dich in allem ganz frei fühlen...“

Sie wollte noch etwas sagen, doch mein Blick brachte sie zum Schweigen.

„Weswegen willst du fortgehen? Fort von *ihm*?“ fragte ich und es bedurfte keiner weiteren Erklärung, wer gemeint war.

Sie seufzte und blickte auf zu den Sternen. Ich schaute sie von der Seite an, die klaren, edlen Linien ihres Profils, und spürte die vertraute Zärtlichkeit und den Wunsch, ihr möge alles Gute widerfahren. Still betete ich ein rasches Gebet, dessen Worte mir aus dem tiefsten Herzen drangen...

Lass diese Seele heimfinden zu Dir, mein Herr und mein Gott, führe Du sie auf all ihren Wegen in Deine goldene Mitte...

„Arda...“, begann sie, „was du mir eben gesagt hast, hilft mir, dir auch mein Herz zu offenbaren. Es geht um etwas Ähnliches, aber zugleich ist es viel schlimmer, verwerflich und bedrohlich.“

Sie unterbrach sich und zögerte. „Was ist es, Maryam?“ flüsterte ich.

„Ich bin neidisch“, sagte sie und schaute weiterhin zum Himmel auf. „So neidisch, so zornig, so besitzergreifend!“ Ihre Stimme wurde in der Selbstanklage wieder heftiger.

„Neidisch – auf wen?“

Sie sah mich jetzt gerade an. „Auf viele unserer Brüder“, antwortete sie. „Weißt du... sie sind Jeshua so lieb, so nah... Ich merke das bei allem, was geschieht!“

Ich war verblüfft, denn ich teilte ihre Wahrnehmung nicht. Vorsichtig fragte ich: „Wen meinst du denn? Und warum –“

„Naja, es ist offensichtlich, dass er Johannes über alles liebt!“ stieß sie hervor und ich wunderte mich, dass ausgerechnet Johannes ins Blickfeld ihrer Eifersucht gerückt war. „Merkst du

nicht, wie er ihn bevorzugt und vor allen anderen lobt, ihn ständig sprechen lässt, vor Liebe zu ihm fast vergeht?“

„Naja, eigentlich vergeht Jeshua vor Liebe zu uns allen“, versuchte ich es mit einem leisen Lachen.

„Oder Simon...“, fuhr sie unbeeindruckt fort. Einmal in Fahrt gekommen, konnte es lange dauern, bis sie sich beruhigte, und ich fing an zu überlegen, wie ich dies anstellen konnte.

„Hast du bemerkt, wie er ihn zu seinem besonderen Zögling macht? Deswegen nannte er ihn *kephas*, den Petrus, den Fels – weil er dereinst uns und Jeshuas Lehren auf seinen starken Schultern tragen soll“ sagte sie und schien auf eine Antwort zu warten. Vorsichtig zog ich die Schultern hoch.

„Er betraut ihn immer mehr mit wichtigen Aufgaben!“ empörte sie sich. „Hat er mich je gefragt, ob ich dies oder jenes für ihn tun will? Er tut nach außen hin so, als gebe es keinen Unterschied zwischen uns Frauen und den Männern. Aber wenn es drauf ankommt –“

„Maryam“, unterbrach ich sie schnell, „du bist immerhin eine derjenigen, die fast allabendlich noch bei ihm sitzen, manchmal ganz allein mit ihm...“

Ich wunderte mich, dass sie blind sein sollte für die besondere Liebe, die Jeshua für sie hegte. Dies war für uns alle ganz offensichtlich und ich fragte mich, ob es unter meinen Brüdern und Schwestern solche gab, die deswegen ganz ähnliche Gefühle gegenüber Maryam hegen mochten, wie sie sie nun äußerte.

Sie schnaubte auf meinen Einwand hin. „Abends, wenn wir beisammen sitzen, beachtet er mich kaum!“ beschwerte sie sich. „Du solltest einmal mitkommen und dir das Schauspiel ansehen. Dann wirst du mir sofort in allem zustimmen: Es kommt mir ehrlich gesagt sogar wie Absicht vor, dass er Bevorzugungen hat, die anderen über den Klee lobt und mich unbeachtet lässt.“

„Hmm...“, machte ich. Das Bild, das sie von Jeshua zeichnete, war mir gänzlich neu und etwas sagte mir in meinem Inneren, dass da momentan eine Kraft aus Maryam sprach, die nicht die Ihre war. Ich überlegte, sie an ihre kürzlich gewonnene Einsicht zu erinnern, dass der Tod eigentlich alles an seine rechte

Stelle rückte. Doch verwarf ich den Gedanken, denn ich wollte nicht besserwisserisch erscheinen. Es fühlte sich an, als sei da etwas entfesselt worden, das ihr die Sicht versperrte auf das, was wirklich war. Wie nur sollte ich ihr beistehen? Stumm flehte ich zum ewigen Vater. *Hilf mir jetzt, bitte...*

„Aber was rede ich da“, seufzte sie nun, „es geht doch gar nicht um das Verhalten der anderen. Sondern darum, dass diese Empfindungen sich meines Herzens bemächtigen wie Gift und ich anfangs, meine Brüder geringzuachten.“ Sie schlug die Hände vors Gesicht und fing bitterlich an zu weinen. „Ja, manchmal hasste ich sie in diesen Tagen gar dafür, dass sie mir Jeshuas Aufmerksamkeit wegnahmen... Und deshalb muss ich jetzt fort! Ich bin nicht geeignet, in dieser Gemeinschaft zu sein oder in seiner Nähe...“

„Ist dies nicht ein Geschenk des Herrn, wenn Er uns unsere Fehler offenbart, auf dass wir noch inniger zu Ihm beten?“ versuchte ich es schüchtern. Ich wollte sie nicht belehren oder tadeln. Ihre Schultern zuckten. „Wollen wir nicht lernen alles, was uns widerfährt als Zeichen Seiner Liebe zu uns zu deuten?“

„Es gibt vielleicht solche, die einfach von Grund auf schlecht sind“, gab sie zwischen ihren Fingern zurück. „Wie ich!“

Ich musste auf einmal lächeln, weil dieser Hang zum Überschwang in all ihren Gefühlen mir seit unserer Kindheit wohlvertraut war und er mich zärtlich stimmte. Ich verbarg mein Lächeln und schüttelte bestimmt den Kopf. „So sollen wir nicht denken. Alle sind wir geliebte Kinder dieses Einen Gottes!“

Sie hob den Kopf und lauschte. Ich hörte selbst, dass meine Stimme fremd klang, und spürte, dass etwas, *jemand*, durch mich sprach. „Dies ist unbedingt wichtig, Maryam!“ fuhr ich fort, „ganz tief sollst du wissen, dass du Gottes über alles geliebtes Geschöpf bist, ein Teil von Ihm und Ihm höchst willkommen. In dir schlummert eine einzigartige Liebe, die Er zum Erwachen bringen will.“

Sie sah mich still an, bis ich noch etwas sagte: „Und das wird Er. Deshalb hat Er Jeshua zu uns gesandt.“

Nach einer Weile, während der ich sehr müde wurde, ging ein Ruck durch sie und sie sagte: „Ich muss hierbleiben.“

Dann stand sie auf, schnalzte dem Esel und ging mit ihm in Richtung der Zelte davon. Ich schüttelte den Kopf, erstaunt und berührt von dem Geschehenen. Jeshua stand mir vor Augen. Ich spürte, dass durch ihn noch eine andere Hilfe zu Maryam gelangen würde, denn es bestand für mich kein Zweifel, dass nicht alles einfach durch unser Gespräch in Ordnung gekommen war.

Nur wenige Tage später saßen wir abends in einer der selten gewordenen, kleinen und vertrauten Runden beisammen. Außer uns Jüngerinnen und Jüngern saßen noch vier Neuankömmlinge bei uns, die seit wenigen Tagen mit uns reisten. Sie hatten Jeshua in der Synagoge gehört und waren neugierig und angezogen worden.

Stille war eingekehrt und jede und jeder saß ein wenig für sich, den eigenen Gedanken nachhängend oder im Gebet mit Gott. Ich sah zum Himmel auf, der ein wenig wolkenverhangen war, sodass nur hier und da Sterne glommen. Weltfern und doch auf geheimnisvolle Weise uns zugewandt schienen sie still zu grüßen.

Irgendwie spürte ich, dass das Ende dieses liebevollen Abends miteinander noch nicht unmittelbar bevorstand. Etwas lag in der Luft...

Johannes räusperte sich und neigte sich ein wenig nach vorn, die Hände auf dem Schoß verschränkend.

„Ich möchte euch etwas mitteilen“, begann er, mit seinen Kohleaugen nachdenklich in die Runde blickend. Als unsere Blicke sich trafen, spürte ich ein Kribbeln im Bauch.

Alle waren sehr aufmerksam geworden, weil Johannes' Stimme Ernsthaftes verhieß. Freundlich waren ihre Gesichter ihm zugewandt, der sichtlich mit sich rang, wie er beginnen sollte.

„Manchmal...“, sagte er schließlich und biss sich auf die Lippe. Er schaute Jeshua an, der seinen Blick einfach ruhig erwiderte.

„Manchmal, da kommen mir so Gedanken“, fuhr Johannes fort und blickte vor sich zu Boden, „dann wünsche ich mir auf

einmal, der Beste von euch zu sein.“ Er brach ab, starrte einen Moment lang sinnend vor sich hin und wagte dann, den Blick zu heben und uns wiederum anzuschauen. „Ja, ich wünsche mir, Jeshua, dass du mich – und vielleicht höchstens noch meinen Bruder – bevorzugst und am meisten förderst.“ Er sah zu Jeshua, dessen Gesicht keine Regung zeigte. Auch wir anderen waren vollkommen still geworden, nicht eine Bewegung war zu vernehmen und ich wagte nicht, zu Maryam herüberzuschauen.

„Mein Gott“, Johannes schlug einen Moment lang die Hände vors Gesicht, „ich stelle mir vor, wie ich im Himmel neben dir sitze... und Jakob auf der anderen Seite.“ Er lachte plötzlich auf, als er seine eigenen Worte vernahm und ihm bewusst wurde, wie sie für unsere Ohren klingen mochten. Die Scham stand ihm ins Gesicht geschrieben. Sein stiller Bruder Jakob hielt mit roten Ohren den Blick zu Boden gesenkt.

„Fast jeden Tag muss ich daran denken, dass ich klüger bin als ihr und dass ich es am meisten verdient habe, immer bei dir, Jeshua, zu sein, dir zu folgen, so zu werden wie du... Irgendwie kann ich aber so nicht weitermachen und bevor ich einfach fortgehe, möchte ich es hier vor euch bringen, dass ihr wissen sollt, was ich für einer bin und wie es in Wahrheit um mein Herz bestellt ist.“

Von einem Moment auf den Nächsten entbrannte in mir eine heiße und überschwängliche Liebe. Wie ein Leuchtfeuer brachte dieses Gefühl mein Herz von innen zum Glühen, sodass ich mich schon fragte, ob man es durch mein Gewand hindurchstrahlen sehen konnte... Es war ein pulsierendes Gefühl solcher Freude, das mich badete, dass ich es nie wieder gehen lassen wollte. *Du wundervoller Johannes...* Ich konnte nicht anders, als ihn anzustrahlen im vollen Überschwang dieser nie gekannten Liebe.

Da regte sich Jeshua rechts von mir und ich hörte ihn tief atmen. Alle schauten jetzt zu ihm, die Gesichter gespannt, die Augen auf eine Weise leuchtend, wie ich im Herzen empfand. Ich glaubte nicht, dass auch nur ein einziger von ihnen Johannes nun verdammte oder auch nur weniger schätzte als zuvor. Hatte

er nicht vielleicht etwas zu äußern gewagt, das heimlich in all unseren Herzen wucherte?

Jeshuas Antlitz war von einem besonderen Glanz, als er sich nun zu sprechen anschickte. Mit keinem Wort ging er auf die Tatsache ein, dass einer von uns soeben sein Innerstes auf nie zuvor geschehene Weise offenbart hatte: Weder erhielt Johannes ein besonderes Lob, noch auch nur einen Blick, der verraten hätte, ob Jeshua sein Verhalten guthieß oder tadelnswert.

Unser Rabbi sprach:

„Ihr wisst, dass die weltlichen Herrscher sich als Herren gegen die ihnen anvertrauten Menschen benehmen und dass die Oberherren Gewalt haben.

Bei euch aber darf es nicht so sein. Sondern: So jemand will unter euch groß dastehen, der soll euer Diener sein.“

Er machte eine Pause und schaute vor sich zu Boden. Ich ließ die Worte in mein mir selber unergründliches Herz sinken.

„Und wer da will der Vornehmste sein, der sei euer Knecht.“

Jeshua blickte jetzt in die Runde. Er wirkte ernster auf mich in letzter Zeit, vielleicht nicht unbedingt strenger, doch schien es, dass er sehr viel genauer auf uns schaute und ihm daran lag, dass sich wirklich etwas in uns wandelte – dass *wir* uns verwandelten.

„Es ist Zeit“, sagte er jetzt, „dass ihr anfangt, einander wirklich zu *sehen*, zu achten und zu dienen. Fangt an, euren Nächsten zu sehen nicht als den Menschen, der fehlgeht und voller Irrtümer ist. Sondern sehet ihn vielmehr als einen, der Gott sucht und sich sehnt, ewiglich in Seinen Diensten zu stehen! Ja – höret und sehet alles, was euer Bruder oder eure Schwester sagt und tut, fortan als ihre Bemühungen, zu Abba zu gelangen...

Ihr hängt an mir, ich weiß es wohl“, setzte er dann mit einem geheimnisvollen Lächeln hinzu, das viele von uns sogleich erwiderten.

„Aber dann schaut doch wenigstens genau hin auf den, an dem ihr so haftet: Nicht bin ich gekommen, mich bedienen zu lassen, sondern zu dienen und mein Leben als Lösegeld hinzugeben für viele.“

Blicke wurden gewechselt. Wie meinte er das?

„Petrus“, wandte Jeshua sich an Simon, „erinnerst du dich, was geschah, als ich vor einigen Tagen zu dir davon sprach, dass ich gehen werde und euch hier zurücklassen, auf dass ihr meinen Willen tut, der der Wille meines Vaters ist?“

Ich hielt die Luft an. Es war das erste Mal, dass ich meinen Rabbi so sprechen hörte und es entsetzte mich, auch nur daran zu denken, dass er gehen, mich verlassen könnte... Also hatte er mit Simon Petrus über sein Fortgehen gesprochen? Aufgeregt und ängstlich wanderten meine Augen zwischen ihnen hin und her.

Simon Petrus nickte langsam und nachdenklich. „Wir standen vor meinem Zelt und auf einmal sahst du mir in die Augen, anders als sonst, tiefer...“ Er zögerte, „ich meine, *noch* tiefer als sonst.“ Ein leises Lächeln umspielte seinen Mund und ich hörte Andreas ein wenig lachen, leise und fast liebkosend.

„Dann sagtest du zu mir: ‚Petrus. Nicht mehr lang und es wird die Zeit kommen, da ich nach Jerusalem gehe und vieles erdulden und dort sterben werde.‘“

Mehrere Entsetzensschreie waren zu hören und ich sog scharf die Luft ein. Maryams linke Hand war zum Mund gefahren und die Rechte hatte sich unwillkürlich nach Jeshua ausgestreckt und in seinen Mantelsaum gekrallt. Er spürte es, wandte den Kopf zu ihr und bedachte sie mit einem Blick voll unendlicher Zärtlichkeit.

Petrus sah ein wenig verwirrt in die Runde. Aus irgendeinem Grund schien ihn unsere Reaktion zu überraschen, als sei er mit den Gedanken ganz woanders, schon weiter, und habe selbst nicht richtig mitbekommen, was er da sagte. Sichtlich nahm er sich zusammen, wollte ganz da sein mit uns.

„Und was geschah dann?“ fragte Jeshua leise.

„Ich umfasste dich und rief: ‚Bei Gott, das geschehe dir nur nicht!‘“, gab Petrus mit erhobener Stimme zur Antwort und schaute ein paar von uns direkt an. „Daraufhin nahmst du mich beiseite und sprachst ein ernstes Wort mit mir. Du sagtest mit erhobenen Händen: ‚Petrus, lass diese Erdenblindheit jetzt ganz von dir weichen!‘ Und... dann spürte ich, wie sich sogleich etwas in mir veränderte...“

Jeshua schien nicht zu wollen, dass Petrus länger auf dies einging, denn er unterbrach ihn: „Was sagte ich noch zu dir?“

„Du sagtest dann: ‚Deine Gedanken sind nicht die Gedanken Gottes, sondern sind Menschengedanken!‘“

Nun schien Jeshua zufrieden zu sein und nickte bekräftigend.

„Ja. Und könnt ihr alle sehen, dass es fortan gilt, den Gedanken Gottes mehr Vertrauen zu schenken als den Menschengedanken? Bemüht euch um das Vertrauen in Gottes weisen Plan – bei allem, was geschieht, auch bei dem großen Verlust, der euch heute geweissagt wurde...“ Liebevoll schaute er uns alle einzeln nacheinander an und mehrere konnten ihre Tränen nicht zurückhalten. Jeshuas Stimme war leiser, als er schließlich fortfuhr:

„Petrus sagte mir, dies sei das Schlimmste, was ihm widerfahren könne im Leben. Wenn man aber auf den Herrn vertraut – kann es dann noch etwas geben, das das ‚Schlimmste‘ sei?“ Forschend blickte er in die Runde und schüttelte dann langsam den Kopf. „Nein, denn dann gibt es in unseren Herzen nur die Sehnsucht, Ihn in jedem Moment noch mehr zu lieben...“

Der Wille des geliebten Herrn ist unser Höchstes und Süßestes, wenn wir ihn erkennen und ihm willfahren dürfen. Alles ist in Vollendung in Seinem Plan enthalten. In dieser Haltung wollen wir auch auf unsere Geschwister schauen lernen: Niemand kommt zu kurz und es bestehen unter uns keine Rangfolgen! Wer aber im Himmel zur Rechten und zur Linken neben mir wird sitzen, bestimmt allein der ewige Vater und Er wird es einrichten, dass ein jeder von euch mir zur Rechten und zur Linken sitze...“

Alle waren wir hellwach und folgten jeder Regung auf seinem Antlitz. Ich fühlte angesichts des Gehörten eine sich unbarmherzig ankündigende lähmende Einsamkeit – und zugleich eine neuartige Verbundenheit mit meinen Weggeschwistern, die aber noch zart war, wie die früheste, noch kaum erahnte Stunde der Morgendämmerung.

„Wenn ihr bloß an dem hängt, was menschlich ist an mir, dann entstehen unter euch der Neid, die Missgunst und das

Eifern“, erklärte er mit fester Stimme. „Für wen aber haltet ihr mich in der Wahrheit?“

„Du bist Christus, der Gottgesalbte“, rief da Petrus aus, sodass ich eine Gänsehaut am ganzen Körper bekam.

Dann hörte ich auf einmal die tiefe, ein wenig heisere Stimme meiner Schwester voller Ruhe: „Du hast Worte ewigen Lebens und dank dieser Worte durften wir nicht nur den Glauben, sondern die Erkenntnis empfangen, dass *du* der Geweihte Gottes bist.“

Jeshua schwieg einen Moment und sein Blick war vollkommen undurchdringlich. Es war unmöglich zu erfassen, was in ihm vorging. Schließlich sprach er weiter.

„Darum lasst es euch angelegen sein, dass ihr das Menschliche an mir in euch nun sterben lasst und nicht länger an ihm hängt.“

Wohl bin ich der Menschensohn – bin Gottes Sohn in Menschengestalt.

Liebet mich, sehet mich als euren Bruder und Freund – und doch bin ich ja viel mehr als das. So, wie auch ihr viel mehr seid als das, was Menschengen sehen und was ihr selbst von euch glaubt.

Erst, wenn ihr meine Wahrheit wirklich seht und hört, werdet ihr untereinander nicht länger um meine Liebe kämpfen, sondern werdet mein Wort achtend aus eurem Herzen heraus einander dienen.“

Er lächelte aufmunternd in die Runde und ich dachte, wie schwierig es war, seine Worte in die Tat umzusetzen: Eben *weil* er uns allen der Nächste geworden war, der liebste Bruder und innigste Freund; weil unsere Seelen, die in seiner menschlichen Wärme und Lieblichkeit doch das Göttliche spürten, bei ihm Zuflucht gefunden hatten – schien es unmöglich, nicht mit jeder Faser an ihm zu hängen und alles, aber auch alles mit ihm zu verbinden. Maryam hatte bekannt, dass er Gottes Gesandter war – und doch litt auch sie unter ihrem Besitzgefühl und ihrer Eifersucht. Welcher Weg führte uns hinaus aus den menschlichen Irrungen..?

„Dienet einander!“ sagte Jeshua da noch einmal. „Wann immer eure Gedanken euch einen besonderen Platz einräumen wollen und euer Geist bereit ist, darum mit den anderen in einen Rangstreit zu treten, so neigt euer Haupt und findet etwas, womit ihr eurem Bruder oder eurer Schwester dienen könnt.

Betet füreinander! Ja, betet am Abend und am Morgen stets für alle Geschöpfe! Für eure Geschwister im Herrn. Besonders aber für die, die euren Neid erregt haben...“ Seine Stimme wurde leiser. „Die Fürbitte füreinander sei euer erstes und euer letztes Gebet am Tage – und nicht das Gebet um eures eigenen Seelenheils willen.“

Es wurde nun sehr still unter uns. Ich hatte das Bedürfnis, mit meinen Weggeschwistern Blickkontakt aufzunehmen und als ich es tat, gewahrte ich, dass es den anderen auch so erging, und freute mich. Ohne, dass es eines Wortes bedurfte, schauten wir einander an, lange und inniglich und es wurde spürbar warm in unserer Runde. Unfassbares war uns an diesem Abend offenbart worden; unser geliebter Rabbi würde uns verlassen, ja nicht nur das: Er würde sterben, hatte er gesagt, in nicht allzu langer Zeit... Doch in diesem einen Moment des schweigsamen Austausches untereinander gab es hierzu auf einmal nichts zu sagen und nichts zu fragen.

„Herr...“, rief Salome da und ließ Jeshua aufmerksam aufblicken. „Du sagtest einmal ‚Trachtet *zuerst* nach dem Reiche Gottes‘ und nun sagst du wiederum, es sei unsere erste Menschenpflicht, unseren Schwestern und Brüdern zu dienen und für sie zu bitten.“ Jeshua nickte und warf ihr einen wachen, freudigen Blick zu. „Dann sage uns“, fuhr Salome fort, „welcher nun soll unser vornehmlichster Dienst sein?“

Jeshua nickte langsam. „Harret immer auf den Herrn“, gab er zur Antwort. „Bemüht euch, unablässig Seiner zu gedenken, was es auch sei, das ihr tut, sprecht oder fühlt. Und ihr werdet bemerken, dass das Trachten nach dem Reiche und die Liebe zu den Geschwistern nicht zwei Dinge sind, sondern eines.

Lasst eure Hüften gegürtet sein und eure Lampen brennen! Denn ihr sollt Leuten gleichen, die auf ihren Herrn warten, wann

er vom Hochzeitsmahl heimkehren werde, um ihm, wenn er kommt und anklopft, sogleich zu öffnen.

Selig zu preisen sind solche Knechte, die der Herr bei Seiner Rückkehr wachend antrifft!

Wahrlich ich sage euch: Er wird sich das Gewand hochschürzen, wird sie sich zu Tische setzen lassen und herantreten, um sie zu bedienen...“

Jeshua hielt inne und wir konnten auf seinem Gesicht die Rührung erkennen, die unvermittelt von ihm Besitz ergriffen hatte. Gefesselt von der Intensität, die von ihm ausging, lehnte ich mich vor; alles an mir wollte seine Nähe – wollte die Nähe dessen, der da gegenwärtig war in ihm und durch ihn sprach...

Jeshuas Augen glänzten, als er nun fortfuhr: „Da seht ihr aber, von welchem erstaunlichen Gott der Lieblichkeit wir künden und hören: Er Selbst wird zum Diener Seiner Diener, wenn Er eurer Liebe gewahr wird, die ihr für Ihn dank Seiner Gnade haben werdet...“

„Das ist Gotteslästerung!“ schrie da eine Stimme links von mir. Ein Ruck ging durch uns Hörende und wir wandten uns in die Richtung, aus der die fremde Stimme erklingen war.

Einer der neu hinzugekommenen Männer, die bis jetzt ganz still zugehört hatten, hatte sich erhoben, stand da und drohte Jeshua mit dem Zeigefinger. Sein Gesicht offenbarte die ganze Empörung, die sich offenbar während der langen Rede Jeshuas in ihm aufgebaut hatte.

Alles schwieg und schaute stumm auf ihn.

„Kommt!“ rief er da seinen Brüdern zu und zwei von ihnen standen sofort auf und folgten ihm, als er mit weit ausholenden Schritten davonging.

Ich sah hinüber zu Jeshua und er erwiderte meinen Blick. Es war einer der Momente, in denen plötzlich alles mich Umgebende in eine dunkle Ferne zurückwich und ich mich allein mit ihm wähnte. Jeshuas Gesicht leuchtete überirdisch und mich überkam eine Art von Furcht, die mein Geist nicht kannte...

„Es hat begonnen“, sagte mein Rabbi und lächelte leise.

Maryam lag im Fieber. Seit jenem Abend war sie nicht mehr aus dem Bett aufgestanden und fieberte. Sie sprach kaum, lag da, bald schlafend, bald wachend, aber apathisch und kaum reagierend. Ich wich Tag und Nacht nicht von ihrer Seite, hielt ihre heißen Hände, umwickelte Arme und Beine mit feuchten, kühlenden Tüchern, sang für sie, betete.

In einer Nacht, als ich soeben ihre Kleider gewechselt und ihren schweißnassen Körper vorsichtig gewaschen hatte, wurde unversehens die Plane zurückgeschlagen, die vor dem Eingang unseres Zeltverschlags hing, und herein trat Jeshua.

Ich zuckte zusammen, weil es spät war und er sich nicht angekündigt hatte. Außerdem war ich gerade ganz in meine eigenen Gedanken versunken gewesen; Gedanken, die meine Liebe zu Johannes betrafen. Ich fragte mich, was das für eine Liebe war, die so sprudelnd war, frisch und leicht und doch stark – und sich unterschied von der Liebe zu den anderen Brüdern und Schwestern. Die mich aufgeregt sein ließ, wenn er in meine Nähe kam, und die mich eifersüchtig haben werden lassen auf meine geliebte Schwester... Ich war mir nicht sicher, ob es eine gottgewollte Liebe war, und schon gar nicht, was ich nun damit anzufangen hätte... Manchmal hatte ich daran gedacht, Jeshua zu fragen, ob er meinte, dass ich für die Ehe bereit sei – doch dann verbat ich es mir, denn mir waren seine Worte noch gut im Gedächtnis, die er einst gesprochen hatte: ‚Nicht bin ich gekommen, um Ehen zu stiften’...

Nun stand er vor mir, grüßte mich voller Freude und schaute hinüber zu Maryam, die im Kerzenschein dalag und unruhig wirkte.

Er trat ans Fußende unserer Lagerstatt und dann kniete er auf einmal nieder und verneigte sich tief. Sie schien etwas wahrzunehmen, denn auf einmal öffnete sie die Augen, sah Jeshua, wie er vor dem Bett kniete, und wollte sich aufrichten, um es ihm dann gleichzutun. Mit einer schnellen Bewegung hinderte er sie daran, sich anzustrengen und ließ sie wieder zurücksinken.

„Maryam.“ Seine Stimme war leise und doch bestimmt. Ein Meister, der sanft seine Schülerin ermahnte.

Nun wunderte ich mich, dass ich nicht schon früher darauf gekommen war, ihn zu holen. Etwas schien mich davon abgehalten zu haben.

Sie blickte ihn von unten her an, indem sie einfach ihre Augen auf ihn richtete. Brennend war ihr Blick und dann sprach sie zum ersten Mal seit Tagen zusammenhängende Worte.

„Rabbuni...“, sie schluckte trocken. „Ich hörte die Worte, die du jüngst zu uns allen sprachst... Und doch...“

Ach, Rabbuni, wie sehr ich an dir hänge!“ Zitternd sah sie auf zu ihm, die Augen glühten. Mühsam redete sie weiter.

„Vor allem bedrückt mich: Ich möchte einen besonderen Platz in deinem Herzen einnehmen – die erste Stelle!“ Sie hustete röchelnd und er legte lächelnd seine Hand auf ihre Wange. Sein Gesicht drückte nicht die geringste Besorgnis aus, sondern wirkte heiter und ruhig.

Zwei Tränen kullerten links und rechts aus ihren Augenwinkeln und nässten ihre geröteten Schläfen.

„Und ich sehe doch, dass dies nicht der Weg sein kann“, fuhr sie heiser flüsternd fort. „Es quält mich so sehr, dass ich solche Schlechtigkeit in mir trage, die dich von mir sehr enttäuschen muss...“

Jeshua schaute sie einfach ruhig an und sagte darauf nichts.

„Ich ahnte nichts von all den Wirrnissen meines Herzens“, weinte Maryam, „bevor ich dich traf. Was du sprichst, ist die Wahrheit. Doch bleibt mein Herz verschlossen für sie und alles, was ich jeden Tag darin entdecken kann, ist bloß der Wunsch nach Ruhm und deinem Beifall...“

Nun schauten ihre Augen zur Decke hinauf und hatten diesen hoffnungslosen Blick angenommen, den ich manches Mal an ihr gesehen hatte und der mir ins Herz schnitt.

„Maryam“, rief Jeshua sie sanft, „weine nun nicht mehr. Höre.“

Ihr Atem wurde ruhiger, doch noch immer schaute sie ihn nicht an.

„Was immer du an Wirrnissen des Herzens in dir vernimmst, lerne, hinter sie zu schauen! Es gibt bei all dem immer etwas, das

rein ist und echt – und das liegt hinter dem vordergründig Schlechten.“

Er machte eine kurze Pause, schien abzuwarten, ob von ihr irgendein Zeichen kommen würde, dass sie verstanden hatte – das jedoch ausblieb. Ich vermochte aber zu spüren, dass sie sehr genau zuhörte.

„Ist es nicht so, dass du tief in deiner Seele ahnst, dass du vor Gott etwas einzigartig Besonderes bist – und darum diese Sehnsucht auch hier auf Erden spürst?“

Hinter deinem Wunsch, für mich besonders zu sein, steckt doch der Ruf deiner Seele, die in Wahrheit nach ihrem Gott schreit – nicht nach dem Gott aller und nicht nach einer verbreiteten Vorstellung von Ihm: Sondern einzig und allein nach *deinem* geliebten Herrn, der Er für dich ist und für den du gewiss einzigartig, unersetzlich und sehnlich erwartet bist.

Wenn du aber weiter auf diesen deinen Gott hinzugehen willst, so lass nun allmählich ab davon, auf Seinen Gesandten zu schauen – und schaue stattdessen dorthin, wohin er dir weisen will...“

Statt einer Reaktion schloss sie einfach die Augen. Weitere Tränen quollen unter den Lidern hervor und ich setzte mich behutsam neben sie und streichelte ihre Hand. Jeshua legte seine Hand auf ihre Stirn und da entspannte sich ihr ganzer Körper und das Gesicht wurde ihr glatt und weich.

Beim Eingang hielt er noch einmal inne. „In unserem Herzen zu prüfen, *warum* wir uns eines Fehlers entledigen wollen, ist wesentlich“, sprach er leise in die Dunkelheit hinein.

„Ist es, weil wir um der Liebe Gottes willen ein anderer werden möchten?“

Oder ist es, weil wir entdeckt haben, dass wir im Besitz des Fehlers weniger heilig erscheinen vor den Menschen..?“

Sollte Letzteres der Fall sein, so mögen wir den Herrn darum bitten, dass Er uns den Fehler nicht nimmt – um unseres Seelenheils willen.“

*

Eines Tages waren Maryam und ich am Abend damit beschäftigt, die Tiere zu versorgen. Vier Esel und zwei Maultiere führten wir mit uns, sowie eine Kuh mit Kalb, die man uns an einem der vielen Orte mit auf den Weg gegeben hatte. Wir schauten, ob die Tiere gesund waren, untersuchten ihre Hufe, kehrten den Mist weg und brachten Futter und Wasser.

Ich war nicht bei der Sache, sondern schien meinen Körper aus der Distanz zu beobachten, wie er mechanisch die notwendigen Handgriffe ausführte, Tierleiber zur Seite schob, streichelte und klopfte und Eimer schleppte. Auch Maryam war schweigsam und das kam mir entgegen.

Seit einigen Tagen beschäftigte mich das, was Jeshua bei seiner letzten Unterweisung gesprochen hatte über Gott, den Herrn. Immerhin hatte es dazu geführt, dass die drei Männer aus der Synagoge unseren Kreis, in dem sie begonnen hatten, sich wohlzufühlen, auf eine unversöhnliche Art verlassen hatten.

„Gotteslästerung“, war der Begriff gewesen, der gefallen war – doch warum? Weil Jeshua von einem Gott berichtet hatte, der ‚zum Diener Seiner Diener‘ wurde...

Mich faszinierte dieses Bild seitdem und ließ mich nicht mehr los. So tief war es mir ins Herz gedrungen, dass es mir beim täglichen Gebet morgens und abends in den Sinn kam und fest verankert dort verblieb, manchmal bis zum Einschlafen und oftmals kehrte es auch bei Tage zurück und beschäftigte meinen Geist.

Dieser Gott, von dem Jeshua da gesprochen hatte – vor allem aber, *wie* er gesprochen hatte... – rüttelte mich vollkommen auf. Das Vaterunser, das ich so oft und so lange wie möglich am Tag betete, wurde nun mehr und mehr von der Vorstellung – oder war es Erinnerung? – durchdrungen, dass der Angeredete eben nicht nur der Allmächtige Vater war, der alles wusste und gebot; sondern, dass auch Er ein Heimkehrender war, ein Wanderer, Einer, der Sich freute nach dem großen Fest auswärts nach Hause zu kommen, wo Seine Knechte auf Ihn warteten... Sein Zuhause – das war ja mein Herz; das waren die Herzen aller Betenden... Die Knechte des Hauses – einer von ihnen war ich! Und während des Gebets geschah es mir nun, dass ich mich in

einen solchen Knecht hineinfühlte, der da auf seinen Herrn wartete bis spät in die Nacht hinein.

Und dann begann ich tief zu fühlen, dass dies kein gewöhnliches Dienstverhältnis war. Nein, vielmehr war dieser Knecht – ich – voll der Freuden und Sorgen um seinen Herrn, sodass er kein Auge zugetan hätte, bevor nicht dieser sein Herr wieder sicheren Fußes im Herrenhaus angelangt wäre... Ich spürte während meines Gebets die Ungeduld und Unruhe, die den Knecht geradewegs hinter der Tür ausharren ließ – solange es auch nötig sein mochte. Ich wusste um alle Vorbereitungen, die ich im Haus für ihn getätigt hätte: Das Feuer würde brennen, allerlei kleine Köstlichkeiten ihren Duft verströmen, das Wasser wäre warm, damit er würde baden können. Das Gemach des Herrn wäre wunderbar geschmückt, beheizt und sein Bettlager frisch und mit duftenden Essenzen benetzt. Alles hätte ich bereit gelegt zur Zufriedenheit meines Hausherrn, denn ich kannte ihn gut und wusste, was ihm vielleicht zu dieser späten Stunde noch angenehm sein mochte.

All dies geschah aber nicht als Pflicht oder wegen eines Lohns, sondern weil ich meinen Herrn achtete, ihm Dank schuldete und ihn wahrhaft liebte.

Doch dann... Jeshua hatte geschildert, was nun geschehen würde: Wenn der Hausherr zu solch später Stunde vom Feste heimkehrte und seine Knechte wach und voll der Dankbarkeit und Liebe bei der Tür ausharrend vorfände, dann würde dieser Herr sich sogleich bereit machen, „sich das Gewand hochschürzen, sie sich zu Tische setzen lassen und herantreten, um sie zu bedienen?... Dieser Teil vermochte es, dass mein Herz sich mir wirklich in der Brust regte und nicht selten saß ich da und mein Gebet wurde zu einem erschütterten Weinen...

Was für ein Gott bist Du, der Du müde vom Fest heimkehrst und Dich sogleich ans Werk machst, diejenigen zu bedienen, die doch *Deine* Diener sind..?

Welch ein Gott bist Du, den die Liebe Seiner Knechte so sehr anzurühren vermag, dass alles verwandelt wird, selbst alle Vorstellungen und Bilder von Dir; alles, was ich je über Dich hörte?

Mein Herr – darf ich nun wieder lernen, Dich so zu lieben, wie diese Knechte..?

Schon wollten mir wiederum die Tränen kommen, da hörte ich Maryams überraschten Aufschrei und blickte auf. Sie deutete in die Ebene hinaus und da sah ich, dass sich zwei Gestalten näherten und es war unschwer zu erkennen, dass es Jeshua und Nathanael waren. Allerdings ging Nathanael gestützt auf Jeshua und sein Gang sah schleppend aus.

Am Morgen hatten wir bemerkt, dass Jeshua und Nathanael nicht da waren, was uns im Zurückgebliebene jedoch nicht weiter beunruhigte: Als wir vor wenigen Tagen das Lager aufgeschlagen hatten, hatte Nathanael uns wissen lassen, dass im nächsten Dorf Verwandte von ihm lebten, seine Kusine Estera mit ihrem Mann. Jeshua hatte erfreut reagiert und sogleich vorgeschlagen, sie möglichst bald zu besuchen. Vermutlich waren sie am Morgen zu zweit in das Dorf gegangen.

Bei ihrem Anblick nun ließen wir alles stehen und eilten ihnen entgegen. Nathanael sah furchtbar aus; bleich und zitternd vermochte er sich kaum auf den Beinen zu halten. Jeshua aber war ruhig und alles Andere als besorgt. Still lächelte er uns zu und schüttelte den Kopf. So gut es ging, halfen wir ihm, Nathanael zu den Zelten zu bringen.

„Könnt ihr eine Weile bei ihm bleiben?“ fragte Jeshua uns, als wir den Tuchverschlag erreicht hatten, wo Nathanael und Philippus lebten. Wir stimmten sofort zu. Jeshua entfernte sich und Maryam ging Wasser holen, während ich Nathanael sanft auf sein Lager bettete. Wir waren allein und ich hielt seine beiden Hände fest in meinen. Nathanael war bald dreißig, groß und schlank, das Gesicht schmal und von dunkelbraunem Haar umrahmt. Er hatte sich einen Bart wachsen lassen, was ihm gut stand, wie ich fand. Die sanften braunen Augen wirkten heute größer als sonst, weil er sie weit aufgerissen hatte und sie aus seiner bleichen Gesichtsfarbe hervorstachen. Nathanaels Atem ging stoßweise und roch säuerlich. Er hatte sich übergeben.

„Nathanael“, fragte ich sanft, „was ist passiert?“ Seine Hände waren klamm, öffneten und schlossen sich. Alles an ihm war Angst...

Maryam betrat das Zelt mit einem Tongefäß voll dampfender Flüssigkeit. Behutsam setzte sie sich neben uns und wir halfen ihm, sich aufzurichten. Doch er wollte nichts zu sich nehmen und wehrte ab. Seine Augen füllten sich mit Tränen und er presste seine zitternden Hände auf die Augenhöhlen.

„Erzähle uns doch, was geschehen ist...“, sagte Maryam leise. Aus ihren Augen sprach tiefstes Mitgefühl.

„...Kann... nicht...“, stieß Nathanael hervor und schüttelte den Kopf – oder war es sein Zittern?

„Doch, ich glaube schon“, erwiderte Maryam ganz leise und streichelte ihm mit zwei Fingern über die feuchte Wange. „Und ich glaube, du solltest es...“

Nathanael ließ die Hände sinken und rang sie unablässig im Schoß. Eine feine Röte hatte sich auf seine Wangen gelegt und ich spürte, dass es Scham war, die in ihm aufkam, eine ungeheure, kaum zu ertragende Scham. Was hatte er erlebt?

„Nathanael“, Maryams Stimme war kaum mehr als ein Flüstern. Sie waren einander ganz nah und wieder einmal wurde ich Zeugin von der besonderen Wirkung, die meine Schwester auf ihre Mitmenschen haben konnte.

„Wir kamen in das Dorf, in dem meine Kusine mit ihrem Mann lebt...“ Nathanael biss sich auf die Lippe, um nicht haltlos zu weinen. Er atmete so schwer, dass Tröpfchen aus seinen Nasenlöchern flogen.

„Und... stellt euch vor:“, er sah uns verzweifelt an, „auf dem Dorfplatz herrschte ein großer Aufruhr. In der Mitte standen die Dorfältesten und diskutierten miteinander, darum herum die Männer der Dorfes... Und ganz außen die Frauen, die Jeshua und mich als Erste bemerkten.“

„Du bist doch der wandernde Rabbi?!“ riefen sie und machten ihre Männer auf uns aufmerksam. Und schon waren wir mitten im Geschehen. Die Leute erzählten uns, dass eine Frau gesteinigt werden müsse und dann gaben sie den Blick frei und in der Mitte des Dorfplatzes stand, angebunden wie ein Vieh...“ Nathanaels Stimme war bei den letzten Worten hoch und dünn geworden und er brach ab.

„Deine Kusine?“ flüsterte Maryam.

Nathanael heulte los wie ein verletztes Tier und barg sein Gesicht in der Armbeuge. Ich umfing ihn nun ebenfalls und versuchte, ihn zu trösten, hilflose Blicke mit Maryam austauschend. Im Stillen fragte ich mich: Wieso hatte Jeshua so ruhig gewirkt und uns mit ihm allein gelassen, wenn sie etwas derartig Erschütterndes erlebt hatten?

„Was geschah dann?“ wollte Maryam wissen und zupfte ein paar unsichtbare Fussel von der Bettstatt.

Nathanael riss sich sichtlich zusammen. „Esteras Ehemann trat herzu und erzählte uns mit ganz knappen Worten, dass er sie beim Ehebruch ertappt hatte. Dem Gesetz zufolge bedeutet das –“

„Steinigung“, stellte Maryam leise fest.

„Die Leute des Dorfs waren zusammen gekommen, um das Urteil zu vollziehen“, fuhr Nathanael nun etwas ruhiger fort. „Sie begannen, sich aufzustellen und bereitzumachen. Eine fiebrige, gespannte Atmosphäre lag in der Luft. Esteras Mann Daniel stand da und starrte finster auf seine Frau. Mir zerriss es das Herz, denn ich weiß ja, was es für den Mann nun bedeutet –“

„Für den Mann..?“ wiederholte Maryam mit schwer deutbarem Gesichtsausdruck.

Nathanael nickte. „Er hat seine ganze Ehre eingebüßt, selbst, wenn sie sie steinigen. Auf Wiederverheiratung braucht er nicht zu hoffen. Seine düstere Zukunft ist besiegelt..“ Maryam biss sich auf die Lippe und schien mit sich zu kämpfen.

„Und was fühltest du, als du Estera da so stehen sahst?“ fragte ich rasch und da veränderte sich Nathanaels Gesicht wiederum, seine Lippen zitterten und er wurde noch bleicher und flüsterte etwas, das wir nicht verstanden. „Was?“

„Wut“, sagte er und rang die bebenden Hände, „eine unbändige, riesige Wut! Einen solchen Zorn über sie, die die Ehre meiner Familie in den Dreck gezogen hat..“ Wieder sahen Maryam und ich uns verstohlen an. Mir schien, als spürten wir beide etwas Ungesagtes, das da in Nathanael wühlte und das er sorgsam verborgen hielt – vielleicht gar vor sich selbst? Er war kreideweiß geworden und beeilte sich, fortzufahren: „Doch das war nicht das Schlimmste: Das Schlimmste war, was nun

geschah: Die Menschen nahmen Steine vom Boden auf und machten sich bereit. Sie wollten Daniel den Vortritt lassen. Und ich –“

Es war zu viel für Nathanael. Er brach in haltloses Weinen aus, sein ganzer Körper bebte und ich konnte förmlich spüren, wie die gesehenen Bilder wieder und wieder vor seinem geistigen Auge abliefen.

„Du nahmst einen Stein?!“ warf Maryam ein.

„Ja...“, wieder dieser entsetzliche Tierlaut.

Einen Moment lang saßen wir einfach da, zwei von uns sprachlos, der Dritte von Schluchzern geschüttelt. „Glaubt mir, ehe ich’s mich versah, hielt ich selbst einen Stein in der Hand... ich kann es mir nicht mehr erklären – wie geschah mir nur?!“ schrie er, „was war in mich gefahren?“ Wieder schlug er die Hände vors Gesicht.

„Was tat Jeshua..?“ wollte Maryam wissen und verengte die Augen.

„Er... er, oh Gott..., er... beugte sich zu Boden, hob einen großen und schweren Stein auf und reichte ihn mir, damit ich ihn austauschte gegen meinen Stein“, berichtete Nathanael unter Tränen, „und sein Blick, oh Gott, ihr hättet diesen Blick sehen sollen, mit dem er mich ansah... mein Gott...“

Mir schlug jetzt das Herz bis zum Halse, in dem sich ein Kloß gebildet hatte. Großer Gott, dachte ich nur immer wieder, mein guter Gott...

„Und dann..?“ Maryam war unerbittlich. Es ging ihr um unseren Rabbi – was hatte er getan?

„Jeshua wandte mir den Rücken zu und trat mit schnellen Schritten hin zu Estera...“ Bei der Erwähnung ihres Namens kamen ihm weitere Tränen. „Estera stand die ganze Zeit über reglos da... Ihre Haare waren offen, ihr Gesicht bleich, aber gefasst, und sie schaute niemanden an. Doch nun, da Jeshua sich ihr näherte, hob sie den Blick auf ihn, weder hoffend noch in Angst“, fuhr Nathanael seinen Bericht nun mit festerer Stimme fort. „Und dann, als murrende Rufe unter den Leuten laut wurden, sah er sie alle mit diesem Blick an... ihr wisst, was ich meine: Er sah uns alle irgendwie gleichzeitig an und alle, die da

waren, schienen bis auf den Seelengrund getroffen zu werden...“ sprach Nathanael sinnend.

„Und dann sagte er...“, sprach Maryam weiter, als sei sie dabei gewesen.

Nathanael nickte und atmete hörbar aus. „Dann sagte er laut und mit einer Stimme wie eine Tempelglocke:

„WER VON EUCH OHNE SÜNDE IST,
DER WERFE DEN ERSTEN STEIN!“

Nathanael machte eine Pause und wir alle sahen einander stumm an. Nach ein paar Atemzügen sprach er weiter.

„Und als niemand sich regte, rief er: ‚Na los doch!‘ Und da zerstreute sich das Volk – zügig und irgendwie voll der Scham...“ Nathanael seufzte und nahm nun doch einen großen Schluck von dem heißen Trunk, den Maryam gebracht hatte. Er sah unendlich erschöpft aus – und erleichtert.

„Und dann?“ fragte ich schließlich.

„Es blieben nur noch wir drei übrig“, schloss Nathanael, „Estera, Jeshua und ich. Jeshua band Estera los, mit unendlich zärtlichen Bewegungen...“ Er hielt inne und wir alle drei schauten eine Weile sinnierend vor uns hin.

„Wo sind sie nun?“, fragte Jeshua dann meine Kusine, „hat keiner dich verurteilt?“ „Keiner, Herr“, sagte Estera und schaute ihn nur unablässig an, konnte die Augen gar nicht von ihm wenden.“

„Wie sah er aus?“ fragte Maryam und ihre Augen blickten begierig.

Nathanael zögerte und blickte auf zur Decke. „Zart“, sagte er schließlich, „Ja... unendlich fürsorglich und dabei selber so zart... zerbrechlich – eigentlich... wie ein Kind, ein heiliges Kind!“

Nun war es an Maryam, zu weinen, ganz still...

„Und dann sagte er zu Estera: ‚Dann verurteile auch ich dich nicht. Geh nun und verwende dein Leben so, wie es gemeint war.‘ Da verneigte sie sich ganz tief zu Boden und ging einfach, ohne sich noch einmal umzudrehen...“ Nathanael biss sich auf die Unterlippe. Sie hatten kein Wort mehr gewechselt, er und seine Kusine. Wo mochte Estera nun hingehen, was würde mit ihr geschehen?

Zwei Tage später erfuhren wir es: Eine unbekannte Frau war aufgetaucht und hatte Andreas und Johanna, denen sie am Fluss begegnet war, nach Nathanael gefragt.

Maryam und ich hatten über das Gehörte Stillschweigen bewahrt und einfach zugesehen, dass Nathanael sich langsam erholte. Die Schuld lastete aber so schwer auf ihm, dass es vermutlich noch lange dauern würde. Jeshua besuchte ihn jeden Tag und sie sprachen miteinander. Konnte es eine größere Liebe geben als die, die Jeshua zu uns allen hegte?

Die Person, die uns nun entgegen kam, war die schönste Frau, die ich je gesehen hatte. Schlank und feingliedrig bewegte sie sich wie eine Tänzerin, die hüftlangen Haare offen, schmucklos und ohne Kopftuch, das Gewand grob und einfach und doch eine Zierde, weil es ihr Gesicht betonte, ein ovales Antlitz mit hohen Wangenknochen, mandelförmigen, von langen Wimpern umrahmten Augen und vollen Lippen. Weiße Zähne leuchteten ebenmäßig, als sie uns ansprach und nach Nathanael fragte, weil man sie vom Fluss in diese Richtung geschickt hatte.

„Estera!“ fragten Maryam und ich wie aus einem Munde. Sie nickte und legte den Kopf schief. Es war ihr nicht anzumerken, was ihr vorgestern wiederfahren war, sie war einfach ruhig und von einer gewissen Entschlossenheit.

„Das Zelt ist gleich hier“, sagte Maryam und zeigte es ihr. Nathanael, der unsere Stimmen gehört hatte, trat hervor und dann standen sie voreinander und sahen einander an, stumm, eine lange Zeit.

Maryam und ich gingen leise fort.

Die Hochzeitszeremonie wurde nur wenige Tage später abgehalten, einfach und in einer Stimmung der Ausgelassenheit. Jeshua hatte am Tag ihrer Ankunft lange mit Nathanael und Estera gesprochen und dann war Estera einfach geblieben und gemeinsam zogen wir weiter.

„Sie waren als Kinder ein Herz und eine Seele und wurden einander versprochen“, wusste Andreas zu berichten, „er hat davon einmal erzählt. Dann zerstritten sich ihre Familien und sie heiratete einen anderen Mann, während Nathanael allein blieb –

bis irgendwann Jeshua kam und ihn sich holte...“ Er lächelte versonnen.

Maryam und ich wechselten einen Blick. Von diesem Teil der Geschichte hatten wir nichts gewusst. Es zerriss mir das Herz, wenn ich an Nathanaels Bericht dachte, wie er mit dem Stein in der erhobenen Faust vor ihr gestanden hatte, das Herz voll entfesselten Zorns der langen Jahre ohne sie... Wie war es uns Menschen nur möglich, zu lieben und gleichzeitig zu hassen? Welch größtmögliches Unheil barg die irdische Liebe, nach der wir uns doch unaufhörlich verzehren?

Immer wieder dachte ich auch zurück an jenes Bild stillschweigender Versöhnung, dem ich hatte beiwohnen dürfen, als diese beiden Liebenden endlich in Freiheit voreinander standen... Denn hier erst begann wahre Freiheit, das ahnte ich nun: Jenseits einer Vergebung, die alles aus Vergangenheit, Gegenwart und auch Zukunft in sich aufnahm, ohne auch nur einen einzigen Moment lang je wieder zurückzublicken...

Dass Jeshua diese beiden heiraten ließ, war aus der Perspektive der bisherigen Moral, mit der wir sämtlich aufgewachsen waren, unerhört. An diesem Ereignis merkte ich einmal mehr, wie sehr die Gemeinschaft mit ihm uns verändert hatte. Sein Umgang mit dieser Geschichte vermochte mich nicht einmal mehr zu überraschen. Immer war es die Haltung bedingungsloser Liebe, der er unter allen Umständen den Vorzug gab.

Durch sein Beispiel aber begann der unabdingbare Wunsch Einzug in mein Herz zu halten, das ganze mir geschenkte Leben einzig dieser Liebe zu weihen...

Nun saßen wir alle gemeinsam beim einfachen Hochzeitsmahl. Wir hatten ein Linsengericht bereitet und das frische Brot dem Herrn des Himmels und der Erde geweiht. Wir saßen auf dem Boden oder auf Steinen und ließen es uns schmecken. Die Stimmung war ausgelassen und ich spürte, wie es mir gut daran erging, dass wir einmal einfach hier miteinander saßen, schmausten, plauderten und lachten. Sogar derbe Scherze

flogen hin und her und Jeshua wirkte gelöst und auf einmal ganz wie von dieser Welt.

Während der Zeremonie hatte er noch lange zu uns gesprochen, über die Ehe:

„Siehe, was wir heute hier tun, bleibt Menschenwerk und bindet uns an diese Welt, wenn wir nicht verstehen, was der Herr mit dem Geschenk der Menschenehe gemeint hat.“ So begann Jeshua seine Predigt und sofort spürte ich, wie eine gewisse Spannung in der Luft lag – oder war es nur meine eigene Stimmung, die ich in meiner Umgebung gespiegelt sah? Neuerdings interessierte mich das, worüber Jeshua nun sprechen würde, sehr...

„Der Mensch ist nicht für die Ehe bestimmt“, sprach Jeshua nun und lächelte offen in die Runde. Verblüfft blickten wir einander an, manche fingen an zu lachen.

„Das sagst du mir *jetzt?*!“ rief Nathanael und Esteras entrüstete Reaktion ging im allgemeinen Gelächter unter.

„Also, Jeshua, wir sollten mal mit dir über das Thema ‚der richtige Zeitpunkt‘ ein ernstes Wort halten“, warf Andreas ein. „Was sollen diese beiden armen Seelen nun machen?“

„Hätten sie das nur vorher gewusst!“ Johannes schaute bestürzt.

„Du sagst es, Andreas“, nahm Jeshua den Faden wieder auf und sein breites Grinsen wurde zu einem milden Lächeln. Aus seinen dunklen Augen sprach nun tiefer Ernst. „Seelen sind wir! Des Menschen Seele aber kennt keine Ehe hier auf Erden, sondern nur die ewige Ehe des Himmels. Die meisten Ehen zwischen Mann und Frau sind eine Verbindung zwischen zwei Menschen, die einander nicht kennen und einander nicht dienen und mit den Jahren wird es nur schlimmer. Da tritt zu Tage das, was jeder Mensch zutiefst in sich spürt und weiß: Dass wir eigentlich zur Menschenehe untüchtig sind. Bei manchen von uns zeigt es sich von Geburt an. Dann gibt es solche, die im Laufe ihres Heranwachsens, durch das Beisammensein mit Menschen verstehen, dass sie zur Ehe untüchtig sind. Und schließlich gibt es zur Ehe Untüchtige, die sich selbst um des Himmelreichs willen untüchtig gemacht haben, weil sie um die

Wahrheit ihrer Seele wissen. Untüchtig meint nichts Anderes, als dass des Menschen Seele nicht dazu geschaffen ist. Wer es zu fassen vermag, der fasse es!“

Jeshua ergriff sein Glas und nahm ein paar Schlucke. In die Stille hinein rief Johanna: „Herr, ich fasse es nicht!“

„Ich bin auch völlig fassungslos!“ warf Andreas kopfschüttelnd ein und brachte uns mit seinem verzweifelten Gesichtsausdruck wiederum zum Lachen.

Jeshua schien ein wenig zu schmunzeln. „Johannes?“ fragte er dann. Doch der zog nur fragend die Augenbrauen in die Höhe. Jeshuas Blick fiel auf Maryam, die ihn stumm erwiderte.

Mein Herz brannte ein wenig. Ich fühlte eine gewisse Verwirrung, war ich mir doch sicher, dass dieses mein unruhiges Herz noch bis vor wenigen Wochen voller Jubel seinen Worten zugestimmt hätte. Nun kündigte sich eine gewisse Schwere an, etwas zerrte an mir, als wolle es mir das Herz entführen... Die Worte, die Jeshua sprach, behagten mir nicht, denn sie kamen meinem heimlichen Wünschen in die Quere, meinem neu erwachten Sehnen nach dem, was ich in den Blicken der beiden Frischvermählten wahrgenommen hatte, die sie einander unablässig zuwarfen...

„Rabbi, du sprachst von einer ewigen Ehe des Himmels“, sagte ich schließlich. Ein wenig sprach ich wohl aus der Hoffnung heraus, dass es doch noch einen Weg geben möge, wie die Liebe zwischen zwei Menschen gelingen könnte. Meine Geschwister nickten gespannt.

„Die Seele kennt nur einen einzigen Geliebten, der ihr ewiger Gatte ist: Es ist Gott, der Herr. Er ist ihr alleiniger Gefährte, ihr Seelenfreund, ihr Gemahl. Alles, was ihr euch je erträumt habt, ist der euch selbst verborgene Wunsch nach dieser einzigen und ewigen Eheschließung.“ erklärte Jeshua da.

„Oft nennst du Ihn aber *Abba*, Vater“, warf Judas ein.

„Gott ist für die Seele ihr Ein und Alles“, erwiderte Jeshua, „Er ist ihr ewiger Vater, ihr Ursprung, ihre Heimat, ihr Begleiter und ihr Freund, sogar ihr Diener. So ist Er auch ihr Geliebter in Ewigkeit...“

Die Wahrheit dieser Worte traf mich tief und mein Gesicht fing an zu glühen. In meinem Herzen entstand ein seltsames Brennen wie von einer Leidenschaft, die ich nicht kannte, und ich fühlte plötzlich Schamesröte in mir aufsteigen, als hätte ich etwas Unanständiges getan. Doch war da eine neue Köstlichkeit, die ich noch nie zuvor geschmeckt hatte, und auf einmal wünschte ich, ich wäre allein – oder vielleicht mit Jeshua, denn ich sehnte mich, ihm mein Innerstes zu offenbaren. Wie er so dasaß und mich seltsam ansah wie aus glühenden Kohlen statt Augen, wusste ich nicht mehr, ob das Brennen in mir dem lieblichen Herrn galt, von dem er redete, oder ihm selbst, der es in mir entfachte.

„Was ihr aber vor euch seht, ist ja nur ein Leib“, sprach Jeshua nun. „Schön anzusehen oder weniger schön, groß oder klein, ein Mann oder eine Frau. Was aber ist es, das wir im Leibe lieben?“

Die ewige Seele allein und wir lieben sie um der Liebe des Herrn willen...“

Ich seufzte auf. Das war es... Meine Seele liebte Jeshua, weil er ihren Herrn kannte und von Ihm zu künden wusste, wie niemand sonst. Doch steckte sie in einem Körper, in diesem Erdenleib, und war zudem eingehüllt in Fühlen, Denken, Wünschen... Aus den Augenwinkeln beobachtete ich Johannes, der in meiner Nähe saß.

Ich zwang mich, noch eine Frage an Jeshua zu richten:

„Heute aber hast du eine Menschenehe geschlossen! Wie sollen wir das verstehen?“ In meiner Stimme schwang ein wenig von der Aufgewühltheit mit, die ich innerlich empfand.

Jeshua nickte. „Es gibt einen einzigen Grund, warum zwei Menschen die Ehe eingehen sollen: Der gemeinsame Dienst am Herrn.“ Jeshua sah in die Runde; es war ihm sehr ernst damit.

„Wenn zwei einander wahrhaft lieben, so lieben sie den anderen als das Geschöpf ihres Herrn und sie verstehen, dass es der Herr Selbst war, der ihnen diesen Mann oder diese Frau gab, auf dass sie einander dienen und ehren mögen, miteinander wachsen und aneinander lernen, zu dienen und zu lieben. Immer aber bilde Gott allein den Mittelpunkt all ihres Handelns und

Strebens, Dienens und Wirkens. Niemals sollen sie vergessen, dass der Gemahl und die Gemahlin das ewige Eigentum Gottes ist, sowie auch sie selbst Sein Besitz sind und alle Kinder, die sie haben mögen. Wenn eine solche Ehe geschlossen und gehalten wird, werden zwei Menschen ein Fleisch – aber nicht eine Seele. Sie werden ein Fleisch, weil sie hier auf Erden den gemeinsamen Dienst verrichten. Darum soll der Mensch nicht scheiden, was Gott zusammengefügt hat.“

„Aber warum hat dann Moses erlaubt, dass Männer sich von der Frau scheiden lassen können?“ fragte Bartho.

Jeshua schaute ein wenig betroffen. „Eben weil er die Untüchtigkeit des Menschen zur Ehe kannte, die sich aber auf Erden oft darin ausdrückt, dass der Mensch zu dem Glauben kommt, er sei zur Ehe tüchtig, nur die Frau oder der Mann sei falsch. Da spricht aber die Härte des menschlichen Herzens, das der Liebe zueinander nicht fähig ist, denn diese bedeutet die gänzliche Verleugnung unserer selbst...“ Jeshua wurde einen Moment lang nachdenklich. „Ich aber sage euch hier und heute: Wer sich von seinem Gatten oder seiner Gattin scheiden lässt, um eines anderen Menschen willen, der bricht die Ehe: Er ist der Gemeinschaft in Gott nicht treu, die um des Dienens Willen vor Seinem Angesicht geschlossen wurde. Der einzige Grund, der eine Ehescheidung erlaubt, ist –“

„Unzucht?!“ rief Thomas.

Jeshua schüttelte langsam den Kopf. „Wenn du zu erläutern vermagst, was Unzucht meint, so sprich, Thomas!“

Thomas wurde ein wenig rot und sah sich verlegen achselzuckend um.

„Thomas hat Recht, der einzige Grund lautet Unzucht“, fuhr Jeshua daraufhin fort, „Unzucht aber meint in Wahrheit, wenn der Ehemann oder die Ehefrau sich abwendet vom liebenden Dienen an Gott und sich stattdessen den weltlichen Genüssen zuneigt und nicht mehr zurückkehren will in den dreieinigen Treubund mit Gott. Dies ist ein triftiger Grund, sich scheiden zu lassen, erst nachdem aber alle Bemühungen um ihn oder sie ausgeschöpft wurden.“ Jeshua neigte sich ein wenig nach vorn

und sein Blick wurde durchdringender. „Versteht ihr wirklich, was das bedeutet?“

Es kann bedeuten, dass eine Frau oder ein Mann von der irdischen Treue abweicht und mit einem anderen das Bett teilt – und darum noch lange kein Grund gegeben ist, die Ehe zu scheiden, wenn die Gatten weiterhin einander dienen und Gott die Treue halten wollen.“

Ein paar von uns sahen sich kopfschüttelnd um. Das war zu viel für die Vorstellungen in unseren Köpfen.

„Lasst doch ab von dem kleinlichen Menschendenken!“ rief Jeshua lachend und hob die Hände, als wolle er seine Hilflosigkeit angesichts unseres Unverständes kundtun.

„In ihrer Wahrheit ist die Seele zur Menschenehe untüchtig“, wiederholte er dann, „doch in ihrer Leiblichkeit ersehnt sie vieles, was ihr Vergnügen bereitet und Trost verschafft, wie dem Kinde die Mutterbrust. Darum hat Gott uns die Ehe beschert...“

„Dass wir das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden können?“ fragte Johannes und lächelte verschmitzt. Jeshua lachte laut auf.

Eine Weile blieb es still.

„Versteht ihr meine Worte?“ fragte er dann und sein Blick blieb an Estera und Nathanael haften, die vor ihm saßen und der Rede mit großer Aufmerksamkeit gelauscht hatten. Estera sah wie immer atemberaubend schön aus und blickte unseren Lehrer aus großen, dunklen Augen an, den Kopf auf die Rechte gestützt. Langsam nickten sie beide, Nathanaels Augen leuchteten und auf Esteras Gesicht zeigte sich ein feines Lächeln.

*

In der kommenden Zeit ereigneten sich immer häufiger Begegnungen, in denen es zu Angriffen mit Worten gegen Jeshua kam und manchmal entwickelten sich daraus auch Streitgespräche. Ich bemerkte an Jeshua bei all dem nie den Hauch von Angriffslust. Manchmal allerdings zogen wir ihn nach

solchen Wortgefechten damit auf, dass er mit Abbas Hilfe ein wenig besserwisserisch sei und vor allem – das letzte Wort behalten wolle. Was er zu sagen hatte, das sagte er, und er tat es, wenn es ihm nötig erschien, vehement. Er scheute niemals vor dem Aussprechen der Wahrheit Gottes zurück und so sparte er nicht immer mit Zurechtweisungen und Tadel. Nie zuvor war uns so deutlich vor Augen geführt worden, wer er war und wozu er gesandt ward. Denn er sprach kein Wort zu viel und was er sagte, das tat er mit der Vollmacht Gottes, jener bedingungslosen Liebe in ihm, deren heiliger Schimmer jedes seiner Worte durchwob und die ausnahmslos jeden meinte, wie angriffslustig man ihm auch begegnen mochte.

Und doch schien gerade diese unergründliche Liebe die Angst und Enge in den Herzen vieler, die die bisherige Hoheit über das Wort Gottes innehatten und sich als Seine Vertreter auf Erden verstanden, zu verstärken.

Einmal hatte man uns gesehen, wie wir mit Jeshua durch die Felder zogen, singend im Gebet und umringt von allerlei Volk. Es war Sabbat, doch wir dachten uns nichts dabei, ein paar Getreidehalme auszurupfen, die Ähren zu öffnen und einander die Körner zum Knabbern weiterzureichen.

Später, als wir zusammensaßen, kam ein Grüppchen Pharisäer auf Jeshua zu und rügte ihn, dass er uns so hatte tun lassen, schließlich sollten am Sabbat alle Werke ruhen, auch die Ernte...

Jeshua blickte sie an. Ich glaubte an seinem Gesicht ablesen zu können, woran er dachte: Vor wenigen Tagen nur hatte sich etwas ganz Ähnliches ereignet, als Jeshua am Sabbat eine Frau geheilt hatte, nachdem er in einer Synagoge vor vielen Menschen gesprochen hatte. Mitten in seiner Rede hatte er auf einmal innegehalten und vor sich geschaut. Ich reckte den Hals und sah, dass er eine zusammengekrümmte Frau anblickte, deren Körperwuchs ihr offensichtlich keine aufrechte Haltung erlaubte.

„Komm her zu mir“, tönte Jeshuas Stimme voller Sanftheit durch die ganze Synagoge.

„Du bist von deiner Verdrehung befreit, denn du bist allein zur Gottesliebe berufen!“, sagte er dann, als sie langsam vor ihn

gekommen war. Unter seinen Händen und den erstaunten Ausrufen mehrerer Anwesender richtete die Frau sich gänzlich auf, drehte sich zu uns um und strahlte aus ihren großen, dunklen Augen, denn für sie war sichtlich die gesamte Welt neu geworden! Da riss sie beide Arme empor, hob das Gesicht zur Decke und jubelte lauthals, sodass viele der Anwesenden mit einfielen und auch vielerorts ein befreites Lachen zu hören war.

„Gepriesen sei Er, der Eine, der Liebste..!“ rief die Frau mit heiserer Stimme und ich sah, wie Tränen ihr aus den Augenwinkeln rannen. Es war offensichtlich, dass es ihr dabei nicht um ihre körperliche Genesung ging. In ihrem Inneren hatte sich das Wesentliche vollzogen; etwas, das ihr Leben lang in ihr gearbeitet hatte, war zur Vollendung gelangt.

Und dann hatten sich die Synagogenvordersten mitsamt einigen Gelehrten und ihren Frauen erhoben und sich empört, weil Jeshua das Sabbatgebot gebrochen hatte. Die geheilte Frau versuchte, dazwischen zu gehen, doch Jeshua gebot ihr mit einem unmerklichen Kopfschütteln, sich herauszuhalten.

Er hörte die Vorwürfe der Gelehrten an, bis sie geendet hatten. Es dauerte ein wenig, denn offenbar bestand hier seit langem ein Bedürfnis, sich Luft zu machen über diesen wandernden Rabbi, sein fragwürdiges Gefolge und sein gesetzeswidriges Tun. Gespannt beugten wir, die wir hinten saßen, uns vor, um alles mit anzusehen. Maryam schien sich über das Schauspiel königlich zu amüsieren, während ich schwankte zwischen Belustigung und wachsender Sorge, weil ich eine gewisse Schärfe in den Haltungen der offiziellen Glaubensvertreter zu spüren glaubte.

Schließlich war es ruhig geworden und von Jeshua wurde eine Antwort erwartet. Der Vorsteher der Synagoge hatte sich am Schluss der Reden noch zu uns herumgedreht und, als wolle er an unsere Vernunft appellieren, mit erhobenen Händen gemahnt: „Sechs Tage sind da, an denen man arbeiten soll; an diesen also kommt meinewegen und lasst euch heilen, aber doch nicht ausgerechnet am Sabbattage!“ Einige Zuhörer nickten bedächtig.

„O blindwütige Kritiksucht!“ tönte da Jeshuas Stimme klar und deutlich durch die gemauerte Halle. Erstaunt wandte der Vorsteher sich ihm zu. „Bindet nicht ein jeder von euch am Sabbat seinen Ochsen oder Esel von der Krippe los und führt ihn zur Tränke?! Wird nicht ein jeder von euch sein Kind auch am Sabbattage aus dem Brunnen ziehen, wenn es hineingefallen ist?!

Diese Frau aber, eine Tochter Abrahams, die ihr Leben lang in Fesseln liegt und im Brunnen ausharrt, sie soll von ihrem Strick am Sabbattage nicht befreit und sie soll nicht aus dem dunklen Schacht errettet werden dürfen?“

Da hatten sich die Männer, die vor ihn getreten waren, geschämt und nichts mehr zu sagen gewusst. Ich hatte gesehen, dass die Volksmenge in der Synagoge sich freute – nicht, weil die Gelehrten beschämt worden waren, sondern sie hatten sich an der Botschaft der Liebe erfreut, die unsere Herzen leicht und weich machte.

Auch jetzt blickte Jeshua wiederum diese Pharisäer ruhig an, die ihn wegen unseres Ährenraufens getadelt hatten. Er sagte:

„Wie haltet ihr es, wenn ihr zu den Menschen sprecht vom Herrn? Lehrt ihr die Menschen einen Gott der Menschengesetze oder einen Gott der Barmherzigkeit? Der Sabbat ist um des Menschen willen gemacht und nicht der Mensch um des Sabbats willen!“

Als wir von dort fortgingen, beschlich mich ein unbestimmtes, ungutes Gefühl, als ich sah, wie die Pharisäer dort standen und uns nachblickten.

Es hörte damit nicht auf. Am nächsten Ort, an dem wir eintrafen, hagelte es Misstrauen und Vorwürfe, als Jeshua dort viele Menschen heilte und sie der Nähe Gottes und Seiner Liebe zu ihnen versicherte. Einmal brachte man ihm einen Mann, der stumm war und von dem es hieß, dass Dämonen ihm die Zunge festhielten. Jeshua brauchte ihm nur einen Moment lang in die Augen zu blicken, einen Moment, der für diesen Menschen alles bedeutete und alles veränderte und der ihn sprechen machte, singen und lobpreisen. Auch wenn ich so viele Male Zeugin

geworden war, war es noch immer von neuem berührend, weil es für den jeweiligen Menschen, dem das Wunder widerfuhr, so durchdringend erneuernd war: Hier wurden Tote erweckt zu neuem Leben – zum wahren Leben! Wir konnten von solchen Erlebnissen nie genug bekommen, denn es war, als wohnten wir den berührendsten Liebesgeschichten bei, deren jede anders war als alle vorherigen. Gott führt mit jeder Seele eine ganz eigene Liebesbeziehung, dachte ich, jede ist einzigartig und kein Weg zu Ihm ist jemals vorgezeichnet...

Während der vormals Verstummt noch im Glückstaumel jubelte und zaghaft seine ungeübte, heisere Stimme singen ließ, hörten wir, wie einige der Umstehenden vom Teufel sprachen. Die Rede ging, dass unser Rabbi böse Geister mit Hilfe des Teufels austreibe. Man blickte mit Argwohn auf uns und beunruhigt nahm ich wahr, dass einige der gelehrten Wortführer dies für sich zu nutzen versuchten, um Stimmung gegen Jeshua zu machen.

Ängstlich blickte ich zu ihm und unsere Blicke trafen sich. Er lächelte. Ich spürte, dass er sich nicht verteidigen würde, das entsprach nicht seinem Ansinnen. Er wollte aber, dass die Menschen nicht missverstanden und selbst zu denken lernten, anstatt sich bewegen zu lassen wie eine Herdenmasse.

„Jedes Reich, das in sich selbst uneinig ist, muss zugrunde gehen, ebenso ein Haus, das in sich uneinig ist“, erklärte er. „Wie sollte denn wohl des Teufels Herrschaft Bestand haben, wenn ich seine Diener mit seiner Hilfe austriebe? Wenn das wahr ist, mit wessen Hilfe treiben denn eure eigenen Leute die Geister aus?“

Niemand kann doch in das Haus eines Starken eintreten und ihn berauben, ohne diesen Starken zuvor besiegt und gefesselt zu haben.

Wenn es aber Gott ist, mit dessen Hilfe ich die Geister austreibe, dann ist ja Sein Reich schon hier, bei euch.

Ich aber sage euch: Wenn ihr nicht mit mir seid, so seid ihr gegen mich. Und wenn ihr nicht mit mir sammelt, so zerstreut ihr. Seht ihr, wie es geschehen kann, dass jemand zwar einen Gottesweg geht und viel Unreines bereits von ihm gewichen ist –

und er dennoch zurückfällt, weil des Übels Wurzel nicht ausgerissen wurde? Warum soll zwischen euch und mir ein Hadern sein und eine Zwietracht – wollt ihr denn nicht das, was auch ich will um des Herrn und um der Menschen willen?“

Es antwortete ihm niemand darauf. Stattdessen wurden Rufe laut: „Dann gib uns doch ein Zeichen deiner Vollmacht! Denn du sagst es ja selbst: Geister austreiben – das können auch unsere Leute.“

Er schüttelte bestimmt den Kopf. „Dies aber ist die Haltung des Treuebruchs gegenüber Gott: Nicht an uns ist es, nach Zeichen zu verlangen. Genug der Zeichen wurden gesandt, um zu vertrauen!

Wer da aber Augen hat zu sehen, der wird das Zeichen des Propheten Jona zu sehen bekommen. Denn wie Jona drei Tage und drei Nächste lang im Leibe des Riesenfisches gewesen ist, so wird der Menschensohn drei Tage und drei Nächte im Inneren der Erde sein.“

Es kamen Schriftgelehrte aus Jerusalem zu uns, um Jeshua zu hören. Ich war inzwischen ein wenig angespannt, wenn ich die Gelehrten oder Pharisäer nur schon in unserer Nähe sah, denn ich fürchtete, dass die Begegnung mit ihnen wieder zu Unbehagen führen könnte. Dennoch bemühte ich mich und bemerkte, dass meine Weggeschwister es ebenso hielten, sie in gleicher Weise freundlich zu behandeln wie alle, die zu uns stießen. Es kostete mich ein wenig Mühe, weil ich Vorurteile in mir trug und mich beobachtet und kritisch beäugt fühlte. Die Art, wie wir mit Jeshua lebten und umherzogen, war voller Freiheiten für uns alle und diese Freiheitlichkeit fühlte sich so echt, so wahrhaftig an, als spannte die Seele in diesem Raum immerzu weit ihre Flügel aus... Oft hatte er uns dargelegt, dass aber die wahre Freiheit nicht eine Freiheit von den äußerlichen oder innerlichen Begrenzungen und Einschränkungen war. Diese Freiheit war ja bloß die Folge aus der wahren Freiheit: Der Freiheit, zu lieben.

So empfand ich diese Schriftgelehrten und Pharisäer als Vertreter von Unfreiheit und Härte und hatte mir im Inneren ein Urteil über sie gebildet.

Und es kam bereits einen Tag nach ihrer Ankunft zu einer vorwurfsvollen Auseinandersetzung mit Jeshua, denn sie hatten bemerkt, dass viele von uns sich vor dem Einnehmen der Speisen nicht rituell wuschen und mancherlei mehr, das in ihren Augen fehlerhaft war.

Ich saß in der Nähe, wo Jeshua mit ihnen auf dem Boden saß und sie gemeinsam aßen. Jeshua reichte ihnen freundlich das Brot, das er brach, und sie hatten anfänglich ein wenig geplaudert.

„Warum aber achten deine Jünger die Satzungen nicht, welche uns von den Alten überliefert sind, sondern nehmen die Speisen mit unreinen Händen zu sich?“ fragte nun einer von ihnen unverblümt.

Jeshua aber lächelte fein und antwortete ihnen: „Ihr kennt gewiss die Worte Jesajas: ‚Dieses Volk ehrt Mich nur mit den Lippen, sein Herz aber bleibt weit entfernt von Mir, doch vergeblich verehren sie Mich, weil sie Menschengebote zu ihren Lehren machen.‘“

Sofort hatte er ihre volle Aufmerksamkeit, denn die Zurechtweisung, die sie betraf, war deutlich – auch wenn seine Haltung ihnen gegenüber stets gleichermaßen freundlich und ruhig blieb. Ungerührt fuhr er fort:

„Ihr nehmt rituelle Abwaschungen von Krügen und Bechern vor und tut Ähnliches derart noch vielfach. Das Gebot Gottes lasst ihr außer Acht und haltet lieber an den euch überlieferten Satzungen der Menschen fest. Mose hat doch geboten: *Ehre deinen Vater und deine Mutter*. Ihr aber sagt den Menschen, dass sie zum Vater oder zur Mutter sprechen sollen: ‚Eine Gabe für den Tempelschatz soll das sein, was dir sonst als Unterstützung von mir zugute käme‘, und lasst also diesen Menschen für seine Eltern nichts mehr tun – und hebt damit das Wort Gottes zugunsten eurer Überlieferung auf, die ihr von Menschenhand weitergegeben habt; viele solcher Beispiele könnte ich euch nennen – ihr wisst aber gewiss selbst, wovon ich spreche.“

Die Pharisäer schwiegen den Rest der Mahlzeit über und ihre Verstimmung schien groß.

Jeshua ließ nach der Speisung alle wieder zusammenkommen – es waren viele Hunderte Menschen mit uns – und sprach zu ihnen:

„Hört mir alle zu und sucht es zu verstehen! Nichts geht von außen in den Menschen hinein, was ihn zu verunreinigen vermag, sondern was aus dem Menschen herauskommt, das ist es, was den Menschen verunreinigt. Versteht ihr diese Worte?“

Überrascht sahen wir, dass nun einer der Pharisäer, die bei ihm gegessen hatten, nickte und sprach: „Ja, Herr, du sprichst davon, dass es nicht eigentlich darum geht, wie rein die Speise ist, die wir zu uns nehmen. Wir können mit unseren menschlichen Ritualen sie ohnehin nicht reiner machen.“

Auch Jeshua schaute überrascht und nun leuchtete ein Lächeln auf seinem Gesicht. Ich spürte mein Herz klopfen. Wie war es möglich, dass einer der Ihren jetzt so sprach? Er setzte ja seine Stellung unter seinesgleichen aufs Spiel! Ich vermochte nicht zu erkennen, wie die anderen Pharisäer aus Jerusalem reagierten, doch war dies vielleicht nicht wesentlich: Wesentlich war vielmehr der Mut, der von einem Herzen Besitz ergriff, das sich zu Jeshua bekannte.

Jeshua bedeutete dem Mann, fortzufahren. Dieser war vor Aufregung ein wenig blass geworden, sprach aber mit fester Stimme weiter: „Die Speisen gehen ja nur in unseren Leib ein und werden von dort wieder ausgeschieden. Das aber, was aus unserem Herzen herauskommt, das kann voller Unreinheit sein: Wenn das Herz voller Stolz und Gier, Zorn und Argwohn ist, so werden auch seine Worte und Taten unrein sein und sie können andere Geschöpfe verunreinigen – sie verletzen.“

Jeshua nickte zufrieden und schloss mit den Worten: „Darum lasst uns eingedenk sein, dass das Menschenherz der Tempel Gottes ist. Es ist unsere heilige Pflicht, diesen Tempel zu reinigen und ihn immerdar rein zu halten, auf dass der Herr dort Einzug halten und Wohnung nehmen möge ewiglich.“

„Für wen aber hältst du dich, dass du so sprichst? Willst du uns glauben machen, du seist der Messias, ist dies deine

Absicht?“ rief da jemand aus der Volksmenge. Die Pharisäer vorn murmelten beifällig und klatschten in die Hände. Einer von ihnen wandte sich zu den Menschen um und rief: „Recht hast du gesprochen! Hier gibt sich einer den Anschein, etwas zu sein, das er nicht ist“, und er wandte sich wieder nach vorn und sprach auf Jeshua zeigend an die anderen Pharisäer gewandt: „Von diesem wissen wir ja, woher er stammt; wenn aber der Messias kommt – so wird niemand wissen, woher er stammt! So erkennen wir ihn.“

Da rief Jeshua laut aus: „Ja! Ihr kennt mich und wisst, woher ich stamme! Und doch bin ich nicht von mir selbst aus gekommen, sondern der, welcher mich gesandt hat, ist wahrhaftig – ihr aber kennt Ihn nicht. *Ich* kenne Ihn, weil ich von Ihm her bin und *Er* hat mich gesandt.“

Ein Tumult entstand, als empörte Rufe über diese Aussagen laut wurden. Auch wir, die wir ihm nachfolgten, waren überrascht, denn Jeshua hatte seine Gottgesandtschaft bisher nur selten so deutlich ausgesprochen und wenn, dann nicht vor den Massen.

Andere verteidigten Jeshua und wollten sich schützend um ihn scharen und in dem Gedränge und Handgemenge, das entstand, verlor ich meinen Rabbi aus den Augen. Ich spürte Angst um ihn – doch ergriff in dem Moment eine große Ruhe von mir Besitz: Jeshua tat nichts als das, was zu tun er gekommen war und er sprach das, was gehört werden sollte. Was daraus entstand, lag allein in Abbas Händen und in mir fühlte ich auf einmal die Bereitschaft, Ihm, dem Jeshua Einlass in mein Herz gegeben hatte, restlos zu vertrauen, selbst wenn dieser Weg herbe Verluste und Leid mit sich bringen würde. Ich hatte mich innerlich entschieden: Was auch immer geschah, ich wollte zu diesem meinem Gott stehen und Ihm nach besten Kräften dienen.

„SO BERUHGIGT EUCH DOCH, ALLE!“ hörte ich Petrus' grollende Stimme, der uns alle überragte. Und tatsächlich wurde es auf einmal wieder ruhiger, viele hatten sich bereits entfernt oder an den Rand gesetzt.

„Hört doch auf mit diesen Streitereien“, fuhr Simon Petrus mit lauter Stimme fort, „wo soll das denn hinführen? Wollen wir nicht einig sein, dass wir alle uns danach sehnen, Gottes Diener zu sein und Seinem Willen zu gehorchen?“

Es schienen weniger die Worte zu sein, die er in dem Moment sprach, als vielmehr die Präsenz, die von meinem Bruder in Gott Besitz ergriffen hatte. Er war wirklich der Felsen, nach dem Jeshua ihn benannt hatte...

„Aber dann soll er es uns endlich klar sagen und uns nicht länger in der Ungewissheit schweben lassen“, rief da einer der Pharisäer und wandte sich dann wieder Jeshua zu: „Bist du nun der Christus? Dann sage es doch einfach frei heraus!“

Jeshua antwortete: „Ich habe es euch gesagt, doch ihr glaubt es nicht. Die Werke, die ich im Namen meines Vaters vollbringe, die legen Zeugnis für mich ab; aber ihr glaubt nicht, weil ihr nicht zu meinen Schafen gehört. Meine Schafe hören auf meine Stimme und ich kenne sie und sie folgen mir nach; und ich gebe ihnen ewiges Leben und sie werden in alle Ewigkeit nicht verloren gehen und niemand wird sie meiner Hand entreißen. Mein Vater, der sie mir gegeben hat, ist größer als alle und niemand vermag sie Abbas Hand zu entreißen. *Ich und der Vater sind eins!*“

Ich erschrak, weil ich sah, wie einige Leute bei diesen Worten nach Steinen griffen. Ohne zu zögern fiel ich einem jungen Mann, der neben mir stand, in den Arm und mein Blick musste Bände gesprochen haben, denn der Mann ließ den Stein fallen und vermochte nichts zu sagen. Seine Unterlippe zitterte.

„Viele gute Werke habe ich euch vom Vater her sehen lassen: Welches von ihnen ist es, wegen dessen ihr mich steinigen wollt?“ rief Jeshua da.

„Nicht wegen eines guten Werkes verdienst du die Steinigung, sondern wegen Gotteslästerung und zwar weil du, der du doch ein Mensch bist, dich selbst zu Gott machst.“

„Steht nicht in eurem Gesetz geschrieben: ‚Ich habe gesagt: Ihr seid Götter? Wenn die Schrift schon jene, an die das Wort Gottes erging, als Götter bezeichnete – und die Schrift kann doch ihre Gültigkeit nicht verlieren – wie könnt ihr da dem,

welchem der Vater die Weihe erteilt hat und den Er in die Welt gesandt hat, Gotteslästerung vorwerfen, weil ich gesagt habe: „Ich bin Gottes Sohn? Wenn ich nicht Abbas Werke tue, so glaubt mir nicht; wenn ich sie aber tue, so glaubt, wenn auch nicht mir selbst, so doch meinen Werken, damit ihr immer gewisser zu der Erkenntnis gelangt, dass der Vater in mir ist und ich im Vater bin.“

Einen Moment lang schien alles so, als würden sie sich nun wirklich auf Jeshua stürzen und ihn ergreifen wollen. Rufe erschollen, man solle ihn binden, ihn festnehmen: „In den Kerker geworfen gehörst du! Gesteinigt! Du wirst schon sehen, was dir noch blüht!“

Doch geschah wie durch ein Wunder nichts dergleichen. Mir schien, als würde ich Jeshuas Stimme plötzlich ganz nah an meinem Ohr hören: *Sie können nicht Hand an mich legen; die Stunde ist noch nicht da.*

Später, als die Menge sich zerstreut hatte, suchte ich nach Jeshua. Ich war ein wenig überrascht von mir selbst, denn bisher hatte ich die Begegnung mit ihm nur selten von mir aus gesucht. Gern hörte ich Maryam zu, wenn sie von ihren abendlichen Gesprächen erzählte, oder Johannes, wenn er Jeshuas Unterweisungen erläuterte.

Mein Rabbi saß abseits, hinter einem Felsen. Ich hatte ein Stück weit gehen müssen und traf als erstes auf Johannes, der ihn ebenfalls gesucht hatte.

Jeshua blickte auf und machte ein freudiges Gesicht, als er uns sah. Wir hockten uns neben unseren Freund und Lehrer in den grauen Sand. Langblättrige Kakteen wuchsen hier und zeigten ihre roten Stacheln.

„Wir werden uns eine Zeitlang zurückziehen, nur wir wenigen...“, sagte er leise. „Lasst uns zur Dämmerung aufbrechen und in der Nacht hinfort gehen.“

Johannes und ich nickten schweigend.

„Etwas... ist anders geworden“, sagte Johannes schließlich leise. Ich sah ihn von der Seite an, wie er zu Jeshua schaute, die von schwarzen Locken umrahmten Augen in zärtlicher Sorge.

Jeshua sah ihn an, dann mich, dann nickte er. Er sah ernst aus, als er in die Ferne blickte. Doch leuchteten seine Augen wie stets, denn in seiner Tiefe gab es keine Erdensorgen. Er wusste, was er zu tun hatte. Und doch...

„Gerade beschlich mich ein Zweifel ob der Worte, die ich heute sprach“, sagte er und schaute uns abwechselnd an, der Blick abwartend, als wolle er prüfen, wie wir erwidern würden.

Johannes grinste ein wenig. „Du meinst, was du am Schluss sagtest, darüber, dass du Gottes Sohn bist und so – oder sagtest du ‚Gott selbst‘..? Wie auch immer...“ Johannes zog die Schultern hoch, „ja, das war wohl etwas deftigere Kost.“

Jeshua lächelte schief. „Als ich sie sprach, waren es die richtigen Worte! Sie flossen aus mir heraus, ich fühlte, wie Abba sie mir eingab. Nun aber bin ich nicht mehr sicher...“

Auf eine schwer zu deutende Weise alarmierte es mich, dass Jeshua so zu empfinden schien. Wieder einmal sah ich mich damit konfrontiert, wie angewiesen ich mich wähnte auf ihn, auf seine Gewissheit und seinen Glauben. Doch halt, ermahnte ich mich, war mir nicht soeben noch im größten Tumult jener Moment der Ruhe geschenkt worden, da ich zutiefst gespürt hatte, nun wirklich auf Gott vertrauen zu wollen, was auch immer da kommen mochte? Dies musste, so wurde mir nun mit einem gewissen Bangen klar, sogar für den gänzlich undenkbaren Fall gelten, dass Jeshua vom Glauben abfiele... Ja, denn meine Beziehung zu Gott konnte doch nicht stehen und fallen mit einer dritten Person – selbst, wenn diese der Sohn Gottes war!

„Du bist dir nicht mehr sicher..?“ hakte Johannes nach.

Jeshua atmete tief ein. „Können denn Worte, wenn sie wirklich vom Vater kommen, zu solch blinder Angst und solchem Hass führen?“ Sein ganzes Gesicht war Zweifel und ich sah darin wiederum dieses Abwarten. Wurden wir geprüft? Ich spürte nun, wie mein Vertrauen in ihn durch seinen Zweifel nicht litt, sondern gefestigt wurde. Er war Gottes Sohn – und er war Mensch.

„Ich kann doch nicht weiter gehen, wenn es in Wirklichkeit mein eigenes Tun und Wollen ist, das ich verbreite!“ Jeshua barg das Gesicht in seinen Händen und sprach durch seine Finger

hindurch. „Ich selbst bin es doch, der davon spricht, dass man den guten Baum an seinen Früchten erkenne... Was aber sind das, was wir heute sahen, für Früchte?“

Johannes und ich wechselten einen Blick.

„Jeshua.“ sagte Johannes dann mit fester, fast ein wenig strenger Stimme. „Und einst sagtest du, dass du nicht auf Erden erschienen seist, um Frieden zu bringen, sondern Zwietracht und das Schwert.“ Jetzt lachte er unserem Rabbi zu. „Ich bin übrigens zu einer Schlussfolgerung gelangt, woran das liegt“, setzte er hinzu, „willst du sie hören?“

Jeshua schaute überrascht und nickte. „Deine Schlussfolgerungen will ich doch immer hören!“

„Jeder von uns“, sagte ich und lachte leise.

Johannes strahlte und sprach: „So hört: Wer in Harmonie mit der Welt Gottes lebt, wird in der Welt der Menschen für Aufruhr sorgen!“

Ein paar Tage später saß ich mit Maryam im Wüstensand. Wir waren auf Jeshuas Wunsch hin weitergezogen, nachts, nur er und seine engsten Begleiter.

Johannes tauchte auf und näherte sich uns. Obwohl ich mir sicher war, dass er Maryams wegen kam, schlug mein Herz schneller und ich versuchte, meine große Freude zu verbergen, doch spürte ich selbst, wie ich ein wenig rot wurde. Aus dem Augenwinkel nahm ich Maryams prüfenden Blick wahr, was die Situation nicht gerade angenehmer machte.

Johannes begrüßte uns und setzte sich. „Wie ergeht es euch?“

Ich zog die Schultern hoch und Maryam erwiderte: „Ich frage mich, wie es Jeshua geht... Er ist nachdenklich und zurückgezogen.“

Johannes nickte. „Ja. Ich glaube, etwas Großes kommt auf uns zu.“

Schweigend blickten wir ihn an.

„Meint ihr, es hat mit diesen Pharisäern zu tun?“ fragte ich dann.

„Ich weiß auch nicht“, gab Johannes zurück, „jedenfalls ist es anders geworden um Jeshua herum. Größer, wie eine Bewegung des Volkes.“

„Und plötzlich müssen alle ihre Meinung kundtun“, fügte Maryam hinzu, „alles genau beobachten und ihre Urteile über uns und Jeshua fällen.“

„Manchmal macht es mir ein bisschen Angst“, sagte ich leise und ließ warmen Sand durch meine Finger rieseln. Johannes sah auf und schaute mich an. Sein durchdringender Blick ließ mich wieder rot werden und ich senkte den Kopf.

„Ich habe ein wenig über die vergangenen Begegnungen nachgedacht“, sagte Maryam unvermittelt und blickte uns abwartend an. Als wir ihr bedeuteten, weiterzusprechen, sagte sie: „Manchmal spürte ich über diese strengen Gelehrten einfach Belustigung, doch manchmal überkam mich eine rechte Wut. Und dann fiel mir ein Wort Jeshuas ein; dass wir lernen mögen, Ereignisse im Außen, die uns betroffen machen, als Hinweise auf unser Inneres zu verstehen.“

Aufmerksam sah ich auf. Maryam blickte mit zusammen gekniffenen Augen zum Horizont. Seit unserem Rückzug in die Wüste hatte ich zu spüren begonnen, dass etwas in ihr vorging. Sie war einsilbig und ich nahm jene gewisse Schwere um sie wahr, die ich schon von früher kannte, wann immer etwas zwischen ihr und Gott gestanden hatte.

„Und, wie erging es dir damit in diesem Fall?“ wollte Johannes wissen.

Ihre Augen lösten sich vom Horizont und hefteten sich dunkel auf sein Gesicht. Er hielt ihrem Blick stand und mir wurde unbehaglich zumute. Bevor ich aufstehen und unter irgendeinem Vorwand davongehen konnte, sprach Maryam wieder.

„Jeshuas Kritiker sind so voller Argwohn und Zweifel. Ja, sie zweifeln alles an, was Jeshua verkündet, und sie sind dabei recht zerstörerisch.“ Maryam hielt inne und biss sich auf die Lippe. „So denke ich bei mir, dass es diesen Leuten eigentlich gar nicht darum geht, ihre Zweifel darzulegen und auszuräumen. Vielmehr scheint mir, dass sie unablässig nach Gründen suchen, um Jeshua

zu diffamieren und auch bei anderen Zweifel ins Herz zu säen. Kurz: Sie wollen ja gar nicht glauben!“

Johannes und ich stimmten ihr zu. Es war offensichtlich, dass es den Pharisäern und Schriftgelehrten, die sich so verhielten, nicht um Klärung und Versöhnung ging.

„Ja, sie tun so, als wollten sie Beweise und dann würden sie an Jeshuas Gottessohnschaft glauben“, sprach Maryam weiter, „doch in Wahrheit würden sie, selbst mit allen erdenklichen Beweisen, Jeshua niemals als den anerkennen, der er ist.“

„Ich bin froh, dass er niemals auf ihre Zeichenforderungen einging...“, murmelte Johannes.

„Und warum, glaubst du, würden sie nie zu dieser Einsicht und Anerkennung gelangen?“ fragte ich Maryam ernst.

„Weil dann ihre gesamte Welt in Scherben zerfiele – äußerlich und innerlich“, gab Maryam zurück. „Sie wollen eigentlich nur an ihrer Macht festhalten und an ihrem bisherigen Glauben, der vielleicht nur ein leeres Gebäude ist. Deshalb sprach Jeshua am anderen Tage zu den Kritikern von des Übels Wurzel, die manchmal noch nicht ausgerissen ist. So werde der Gottesweg, den jemand gegangen ist, wieder zunichte gemacht. Sagte er nicht so?“

Wir nickten.

„Du willst sagen, dass diese Pharisäer sich für die rechten Vertreter Gottes halten – jedoch eigentlich bloß ihr Eigeninteresse verfolgen“, schloss Johannes und Maryam nickte.

„Eigeninteresse... das ist sie, die Wurzel allen Übels...“ entfuhr es mir, ganz leise.

„Worauf ich aber mit all dem hinaus will – das bin ich selbst“, fuhr Maryam leise fort. „Denn als ich so über all das Übel nachsann und grübelte, erkannte ich auf einmal all die Pharisäer in *mir* –“

„Zweifelst du denn auch an Jeshua..?“ fragte Johannes.

„Ich zweifle an allem“ antwortete Maryam. „Ich darf sehen und hören der Zeichen und Wunder viele – viel mehr als sie! Und doch flüstert in mir immerfort die Gegenstimme, als sei es der Teufel selbst, der mir zuraunt... Aber der Zweifel der Pharisäer und auch mein eigener ist ja immer bloß Ausrede!“

Dahinter liegt etwas Mächtiges verborgen: Der menschliche Unwille.

Die Verstocktheit dieses Herzens!“ Sie schlug sich mit einer Hand vor die Brust.

Dann war es eine Weile ganz still. Eine große Intensität war zwischen uns aufgekommen, ein spürbares Vibrieren.

„Ich bin eine von ihnen“, sagte Maryam schließlich leise, „ich bin die größte Pharisäerin. Ich fühle seit längerem etwas wie eine Mauer in mir... Wisst ihr, wenn ich des Morgens erwache und im Bette liege... oder beim Gespräch mit euch und auch beim Gebet und Gesang... dann ist diese Mauer da, steinhart und massiv.“

Die Wogen der Liebe unseres Rabbis scheinen daran zu branden – und zu zerschellen. Das Gebet war oftmals leer in letzter Zeit, der Gesang klang mir selbst hohl.“ Maryam schaute auf und ihr Gesicht sah bleich aus. „Das Gebet zu Abba – auf einmal erscheint es mir unaufrichtig. Oftmals komme ich mir vor wie eine elende Heuchlerin.“ Sie stützte das Kinn in die Hand und sah rat- und mutlos aus.

„Dann saß ich also da und ich erkannte im Unwillen der Pharisäer und Gelehrten – die nicht zur wahrhaftigen Umkehr bereit sind, obwohl sie sich für die wahren Gottesgläubigen halten – meinen eigenen Unwillen zur umfassenden Umkehr; zur völligen Selbstschenkung, wie Jeshua sie uns lehrt. Sie halten an ihren Regeln fest – ich an meiner Weltsicht. Sie wollen weiterhin ihre Macht behalten – ich will meine Selbstbestimmung nicht Gott überlassen. Sie bekämpfen Jeshua öffentlich – ich missachte seine Worte heimlich, sogar vor mir selbst verborgen! Es ist, als würde ich mir Augen und Ohren zuhalten und als würde ich mein Herz absichtlich jeder Einsicht verschließen.“ Sie schüttelte langsam den Kopf. „Dabei bin ich gleichzeitig so hilflos, so... ausgeliefert – mir selbst.“

Sehr genau hatte ich meiner Schwester gelauscht und sie betrachtet, wie sie so dasaß und mit müder Stimme berichtete. Ich erschrak, weil ich sie zwar im Hadern mit Gott kannte, doch nicht so: Bisher war ihr Ringen zumeist mit teils heftigen Gefühlsausbrüchen einhergegangen. Nun aber gewahrte ich

einen neuen Zug an ihr; sie war eigenartig ruhig, jedoch ohne in sich zu ruhen.

„Ja, ich fühle nichts“, sagte sie da und blickte mich an, als habe sie meine Gedanken gehört. Oder hatte ich sie ausgesprochen?

„Eine unergründliche Taubheit umlagert die Schwere des Herzens.“ Ihr Blick war todesstill und trauerverhangen.

Ich fühlte eine gewisse Verzweiflung in mir aufkeimen. Hoffnungslosigkeit griff nach meinem anfälligen Herzen: Nicht nur die jüngsten Ereignisse um Jeshua bedrückten mich, nun war auch noch meine geliebte Schwester innerlich an einem brenzligen Ort angelangt, an den ich ihr nicht zu folgen vermochte, und schon gar nicht konnte ich ihr weiterhelfen.

Johannes rührte sich, beugte sich ein wenig vor und streckte die Hand aus. Zögerlich ergriff Maryam sie. „Hilft es dir, dass wir bei dir sind, deine Geschwister?“ fragte er sie.

Sie schaute zwischen uns beiden hin und her und zog dann die Schultern ein wenig hoch. „Ja, wisst ihr... alles in mir ist so taub geworden. Als würde nichts mehr von Bedeutung sein.“

Ein Schluchzen steckte mir ihm Hals. Ich schluckte es hinunter und fühlte einen schmerzhaften Kloß. Ich wusste selbst, dass ich um mich selber weinen würde, wenn ich es täte; um meine vermeintliche Sicherheit, die ich in meiner Schwester und in den anderen Wegeschwistern suchte und die ich in Gefahr sah, sobald jemand von seiner gewohnten Bahn abwich. Es erschien mir einleuchtend, dass der Herr ein Interesse daran hatte, diese Sicherheiten zu erschüttern und sein Vögelchen, mich, alsbald aus dem selbst erbauten Nest zu werfen. Er wollte es allein in Seiner hohlen Hand geborgen halten...

Würde aber mein Vertrauen in Ihn all dem standhalten können?

„Lasst mich euch von Jesaja berichten“, sagte Johannes da. Wir Schwestern schauten auf und ich war mir gewiss, dass auch Maryam es gespürt hatte: Jeshuas Anwesenheit in Johannes' Worten. Seine Augen begannen zu leuchten. Gespannt horchte ich.

„Zu Jesaja dem Propheten spricht der Herr so:

„Ihr sollt immerfort hören und doch kein Verständnis haben, und ihr sollt immerfort sehen und doch nicht erkennen!

Mache das Herz dieses Volkes verstockt und seine Ohren schwerhörig und bestreiche ihm die Augen, damit es mit seinen Augen nicht sieht und mit seinen Ohren nicht hört und sein Herz nicht zur Erkenntnis gelangt und es sich nicht bekehrt und sich nicht Heilung verschafft.

Solange, bis die Städte verwüstet liegen ohne Bewohner und die Häuser menschenleer dastehen und das Land nur noch öde Wüste ist. Und bis der Herr die Einwohner weit weggeführt hat und die Verödung inmitten des Landes sich weithin erstreckt.

Und wenn dann nur noch ein Zehntel darin übrig ist, so soll dieses noch einmal der Vertilgung anheimfallen wie eine Linde und wie eine Eiche, von denen nach dem Fällen nur noch ein Wurzelstock übrigbleibt: Ein heiliger Same ist sein Wurzelstock.’“

Die Atmosphäre zwischen uns war während der Verkündigung des Gotteswortes noch dichter geworden. Maryam saß ganz still da und hielt die Augen geschlossen. Eine steile Falte war zwischen ihren Augenbrauen erschienen. Ich selbst hielt den Atem an. Johannes hatte so eindrücklich gesprochen, dass die Szenerie mir deutlich vor Augen stand, vor allem aber die Empfindungen, die die Erzählung mit sich brachte, mein Herz ganz und gar in ihren Bann zogen.

Die Worte waren knapp und klar und dennoch blieb das, was sie umreißen wollten, rätselhaft für den Verstand. Der Gott, von dem hier gekündet wurde, schien nicht nur streng, sondern gewaltsam zu sein mit Seinem Volk – und doch spürte ich etwas zwischen diesen Worten hindurchschimmern, eine Ahnung, dass diese Erzählung auf etwas hindeuten wollte, was nicht Gott war, wie Er war, sondern wie Er vom Menscheng Geist in einem bestimmten Moment der Beziehung erfahren wurde.

Maryam hatte während der Worte den Kopf gesenkt und blieb regungslos sitzen, anscheinend in tiefe Betrachtung versunken.

„Ja, das bin *ich*“, sagte sie schließlich zum Wüstensand. Auch ich senkte jetzt den Kopf. Johannes aber sagte leise:

„Jesaja kündigt uns von einem Gott, der auch dann noch führt, wenn wir uns Seiner Führung zu widersetzen scheinen. Diese Worte sind sehr wesentlich, Maryam. Es gibt nichts, was sich außerhalb Seines weisen Planes befindet. Wir dürfen wirklich glauben und vertrauen, dass Er, der uns wahrhaft kennt, all die Raffinessen und Ausflüchte unserer Natur so zu verwenden weiß, dass sie Ihm und der Seele letztlich dienen.

Schau, wenn deine Haut verletzt ist, bildet sie eine harte Kruste, fühllos und unansehnlich. Darunter aber heilt die Wunde unbemerkt... Dein Herz mag jetzt stumpf sein, deine Augen blind und deine Ohren taub. Doch verheißt uns Jesajas Schau einen Gott, der hinter dieser Mauer aus Unwilligkeit die letzten Reste deines alten Wesens weit verstreut, die Gebäude deines Stolzes aushöhlt und eine weite, leere Fläche schafft, auf der allein der reine Wurzelstock deiner geheilten, geheiligten Seele übrig bleibt!“

Tränen tropften in den Sand, dort, wo Maryam ihren Kopf geneigt hielt. Kleine, dunkle Perlen, die alsbald schon wieder spurlos vertrocknen würden.

„Oh, Demut!“ brach es aus ihr hervor und das Weinen schüttelte ihren Körper.

Wir harrten mit unserer geliebten Schwester aus, bis ihr Weinen verebbte. Sie schniefte und wischte sich über die Nase.

„Was aber, wenn der Herr mich nicht findet? Wenn ich mich bereits zu weit entfernte?“

Da sprach ich die Gebetsworte, die meinem Herzen entströmt waren, als Susanna in meinen Armen starb:

*„Wohin soll ich gehen vor Deinem Geist
und wohin fliehen vor Deinem Angesicht?
Führe ich auf den Himmel, so bist Du da,
und bettete ich mich bei den Toten, siehe, so bist Du da.
Nähme ich Schwingen der Morgenröte zum Flug
und ließe mich nieder am äußersten Westmeer,
so würde auch dort Deine Hand mich führen
und Deine Rechte mich halten;
und spräch' ich: ‚Lauter Finsternis soll mich umhüllen
und Nacht sei das Licht um mich her!‘ –*

*So würde die Finsternis für Dich nicht finster sein,
vielmehr die Nacht Dir leuchten wie der Tag;
Finsternis wäre für Dich wie das Licht.“*

Maryam aber weinte von neuem bitterlich.

*

Am Abend dieses besonderen Tages hatte Jeshua angekündigt, dass die Zeit unseres Rückzugs in der Wüste sich dem Ende neigte.

„Wir brechen morgen auf. Nach Jerusalem.“

Ich spürte meine Aufregung und auch die der anderen. Der kurze Aufenthalt nur unter uns hatte gut getan und die meisten wollten noch bleiben. Aber Jeshuas Stimme und sein Gesicht ließen keinerlei Einwände zu und so begannen wir wieder einmal, unsere wenigen Habseligkeiten zu packen.

„Ihr wisst, jede und jeder einzelne von euch, dass ihr frei seid, zu gehen, wann immer es euch beliebt!?“ hatte Jeshua noch sehr eindringlich gesagt und uns einzeln je einen Moment lang angeblickt.

Viele von uns schmunzelten. Natürlich wussten wir, dass wir ihm nicht zu folgen brauchten. Jeden Weg, den er beschritt, wäre er auch allein gegangen, ohne uns.

Doch wären wir, jede und jeder von uns, keinen Schritt mehr je gegangen – ohne ihn.

„Ich bin mit euch, immer. Auch wenn sich unsere Wege äußerlich trennen sollten“, versuchte er es noch einmal.

„Lass gut sein, Jeshua“, rief Andreas, der schon dabei war, etwas auf einem der Esel festzuzurren. „Netter Versuch...“ Auch wir anderen taten so, als hätten wir nichts gehört und zerstreuten uns unter aufgeregten Worten und Gelächter. Jerusalem die Große, die Heilige Mutter...

Auf dem Weg passierten wir einige Dörfer und kleine Ortschaften und wiederum geschah es, dass das Volk zusammenströmte und immer mehr Menschen sich uns anschlossen, insbesondere, je näher wir Jerusalem kamen. Zum Passahfest zog es unzählige Pilger dorthin und sie alle wollten Jeshua begegnen, sobald sie hörten, dass er irgendwo in ihrer Nähe war.

Eines Abends saßen etwa hundert Menschen um Jeshua herum, unter ihnen auch einige Gesetzeslehrer.

„Herr –“, tönte da eine Stimme, die ich gut kannte, wenn ich sie auch selten hörte. Die zurückhaltende Estera hatte nach Jeshua gerufen. Er nickte ihr freundlich zu. „Ich frage mich das nun schon länger: Was eigentlich meint es genau – ein ‚Gebot?‘“

Hier und da wurde ein wenig gelacht. Estera wurde wegen ihrer Frage belächelt und darüber spürte ich in mir Unwillen aufkommen. Auch ich hätte nicht so einfach zu sagen vermocht, was es mit diesen Geboten Gottes eigentlich auf sich hatte. Aber wiederum war ich ein Mädchen vom Land – diese aber waren Synagogengelehrte. Gern hätte ich gewusst, wie ihre Antwort gelautet hätte.

Da forderte Jeshua sie auch schon mit einer freundlichen Geste zu sprechen auf und einer von ihnen erhob sich und sagte: „Es sind die zehn Gebote des Herrn, niedergeschrieben von unserem Herrn Moses als Weisungen für Sein geliebtes Volk. Denn bis ins Kleinste soll das Menschenwerk und die Gemeinschaft durchdacht und bestimmt sein von Gott her!“

Beifälliges Gemurmel war zu hören, auch Jeshua nickte zustimmend. „Schön gesprochen“, sagte er leise. „Und wir können vielleicht das Wort Gebot so verstehen, dass es sich dabei nicht um einen Befehl handelt, den Gott dem Menschen erteilt. Wäre es so, wäre der Mensch ein immerfort Scheiternder: Denn er kann diesen Befehlen Gottes oftmals nicht Gehorsam leisten.“ Als daraufhin Zwischenrufe laut wurden, erhob er ein wenig die Stimme: „Oder könntet ihr dem Befehl Folge leisten, wenn ich euch aufforderte, mich zu lieben oder den, der neben euch sitzt?“

Jeshua zog die Augenbrauen hoch und blickte fragend auf die Zuhörenden. „Fragte man einen Dieb, so würde er vielerlei Gründe nennen können, warum er sich genötigt fühle, zu stehlen, auch wenn er in seiner Tiefe weiß, dass Stehlen nicht das ist, was er wirklich tun möchte. Noch vielmehr gilt dies für das Töten. Fragte man jedoch einen Mörder, so wüsste auch er gewiss etwas zu berichten, das ihn zu jener Tat veranlasste.“

Diese Worte waren ziemlich unerhört und so reagierten viele Leute auch. Jeshua blieb unbeeindruckt.

„Und wie würdest du diese Gebote also deuten?“ rief einer der Schriftgelehrten.

Jeshua wiegte ein wenig den Kopf. „Man könnte sie wohl als Verheißungen verstehen“ gab er zurück. „Ein Gebot ist eigentlich ein *Angebot*. Abba spricht hier zum Menschen: ‚Gehe den Weg mit Mir, vertrau dich Mir ganz an, der Ich dich in die Freiheit führe, und nimm nun Zuflucht bei Mir allein. – So lauten ja das Erste und das Zweite Gebot: *Ich bin der Herr, bin dein Gott, der dich aus dem Lande Ägypten, aus dem Hause der Knechtschaft, geführt hat. Du sollst keine anderen Götter haben neben Mir!* Als Folge solch eines Vertrauens in Mich wirst du, ohne dass dies aber der Zweck deiner Hingabe wäre, zu einem Menschen, der in all seinem Tun und Sein sämtliche Gebote verkörpert: Denn ein solcher Mensch erkennt Mich als seinen einzigen Gott und macht sich nicht ein Bild von Mir; er ehrt Meinen Namen; erweist den Eltern die gebührende Anerkennung; wird dem heiligen Ehebund die Treue halten; er tötet nicht und lässt auch nicht töten, verleumdet niemanden und hat die Haltung des Nehmenden gänzlich aufgegeben, stiehlt also weder, noch begehrt er nur schon irgendetwas, das des Nächsten oder Gottes ist.‘“

Als Jeshua zu sprechen aufhörte, steckten die Zuhörenden ihre Köpfe zusammen. Sie hatten diese Deutung wohl niemals zuvor gehört. Ich konnte spüren, dass dem Volk gefiel, was er sagte und sogar einige der Gelehrten drückten ihre Zustimmung aus.

„Merkt ihr, wie all diese göttlichen Gebote sich aber um einen Kern herumdrehen?“ fragte Jeshua nun. Niemand

antwortete. Er fuhr fort: „Was Gott, der Herr uns Menschen in Seinen zehn Geboten gebietet, ist die vollkommene Neidlosigkeit!

Schaut in euer Herz hinein und tut dies mit Aufrichtigkeit. Werdet ihr darin nicht die Stimme des Neides hören, die vom Nachbarn flüstert, der es besser hat? Von dem Bruder, der mehr erhalten hat? Von der Schwester, die glücklicher ist?

Spürt ihr die Angst eures Herzens, wenn anderen Erfolg beschieden ist, ihnen Lob zuteil wird, sie es weiter bringen als ihr?

Leidet ihr unter dem Mangel, der zu drohen scheint, wenn ein anderer etwas erhält, nach dem ihr lange schon euch sehtet?

Fühlt ihr Trauer und Schmerz, wenn der Verlust euch trifft, wenn ihr euch ausgeschlossen wähnt, wenn man euch die Türe wies, euch nicht entlohnte, wie es angemessen war?

Kennt ihr die Freude und Erleichterung, wenn ein Feind besiegt darniederliegt, wenn es den glücklichen Nachbarn endlich auch einmal trifft oder wenn jemand anders eine Rüge erhält?“

Jeshua schaute mit zusammengezogenen Augenbrauen in die Runde. Ich schluckte, denn als ich mich während seiner Rede der Selbstprüfung unterzog, erkannte ich alles, was er benannte, auch in meinem Herzen wieder – manches angriffsbereit wie ein Wachhund und manches schlummernd.

„Versteht dies aber in aller Tiefe: Nur schon etwas Anderes oder mehr zu begehren, als das, was mir in jedem Augenblick des Lebens zuteil wird, ist ein Gesicht des Neides!“ fuhr Jeshua nun fort.

„Andere Götter zu haben als Abba allein ist eine Form der Herzenskrankheit Neid – denn damit neiden wir Ihm Seine erhabene Stellung als der Einzige und Liebste der Seele! Andere Götter meint ja all das, was uns im Leben geschenkt ward und dem wir eigenwillig eine Bedeutung zumessen, die gewichtiger erscheint als Gott und Seine Liebe.

Vater und Mutter nicht zu danken für ihren Dienst, selbst wenn er mangelhaft ausgeführt wurde, gehört zum Neid, denn es bedeutet, dass wir etwas Anderes vorgezogen hätten als die Umstände, die uns vom Herrn gegeben waren.

Hinter der Verleumdung eines anderen steckt allein der Neid, denn er will stets alle um uns herum herabsetzen und sie um der Selbsterhöhung willen beherrschen.

Das Töten um des Rechthabens willen, um des Genusses willen, um der Verteidigung des Eigenen willen – ist die größte Ausprägung dieses Herzensfeindes Neid. Denn damit macht der Mensch sich selbst zu Gott!“

Wieder dieser Blick und er traf mich diesmal bis ins Mark. Ehe ich weiter darüber nachdenken konnte, sprach Jeshua weiter:

„Gott möchte uns von Herzen einladen, in dieser Welt die Neidlosigkeit des reinen Herzens anzustreben, denn Sein Sein ist Freude und Seine Welt ist Liebe. Dort kann kein Neid je bestehen und wes Herz noch Neid kennt, kann dort nicht Einlass finden!“

Nun wurde es eine längere Zeitlang still. Jeshuas Rede über die Neidlosigkeit hatte seine Zuhörerschaft tief beeindruckt und betroffen gemacht. Alle miteinander waren wir von Jeshua in einen Raum geführt worden, der sich außerhalb der Zeit und Welt zu eröffnen schien.

„Meister, welches aber ist das vornehmste Gebot?“ fragte schließlich jemand.

Jeshua lächelte. „Ich bin froh und dankbar über deine Frage. Siehe, ihre Antwort ist ja wie ein Gesetz für Neidlosigkeit. Denn sie lautet:

Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüte und mit all deinen Kräften.“

Einen Moment lang hielt er inne und setzte dann hinzu:

„Eine Seele, die zu dieser Liebe von Abba Selbst ermächtigt wird, ist zu keinem Neid mehr fähig. Und darum steht diesem Gebot, das eigentlich Verheißung ist – nicht Forderung, sondern Gottes Versprechen, dass wir solche sein werden –, ein zweites gleich, weil es aus dem ersten folgt:

Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“

Wieder hielt er inne, schaute in die Runde, doch niemand sagte etwas. „In diesen beiden Geboten hängt das ganze Gesetz und die Propheten“, erklärte er. „Dies bedeutet, dass ein jedes

Gotteswort, das in den Heiligen Schriften *allerorten* jemals offenbart wurde, allein von diesen beiden spricht. Und auch, dass alle Propheten allein um dieses Gebotes willen erschienen sind und erscheinen und erscheinen werden.

Denn dies ist alles, was hier auf Erden zu sagen ist.“

Vater unser! dachte ich da, denn in diesem Moment ging mir auf, dass diese ersten beiden Worte des Gebetes, welches Jeshua uns gelehrt hatte, die beiden vornehmsten Gebote bereits enthielten und zum Ausdruck brachten: *Vater* war dieser Gott, den wir laut dem ersten Gebot lieben lernen durften, wie wir noch niemals geliebt hatten – weil Er Abba war, Ausgangspunkt und Ziel aller Liebe. *Unser*, weil wir, die Menschen, ja, alle Geschöpfe unter den Himmeln, miteinander in Ihm verbunden waren, einander gemäß dem zweiten Gebot die Nächsten waren und einander aus Ihm heraus lieben durften.

Jeshua blickte auf und sah mich an. Nickte mir zu, dass ich mitteilen sollte, was ich im Herzen bewegte. Ich zögerte und schüttelte dann unmerklich den Kopf. Es war noch nicht Zeit.

*

Eines Nachts erwachte ich inmitten der kleinen Stadt, in die wir vor einigen Tagen eingekehrt waren, von einem seltsamen Klang. Ich lauschte in die Dunkelheit hinein und dann vernahm ich, dass es ein Gesang war, und erkannte Jeshuas Stimme. Einen Moment lang horchte ich nach außen auf die seltsam fremdartigen Laute, während gleichzeitig alles Lauschen ganz nach innen gezogen wurde, hinein in mein Herz, wo es zu brennen anfang, so sehr, dass ich schon die Decke heben und nachschauen wollte, ob dort wirklich der glühende Dolch steckte, der mir das Herz zu durchbohren schien. Neben mir spürte ich ganz fein eine Bewegung. Der Atemrhythmus meiner Schwester hatte sich verändert, sie war ebenfalls wach und lauschte.

Ohne einen Laut erhoben wir uns wie nach einer fremdartigen Choreographie und warfen uns die Umhänge über. Die schmale Stiege hinab traten wir hinaus auf die Gasse und sahen im kleinen Tempelhaus gegenüber ein flackerndes, goldenes Licht brennen. Der eigentümliche Gesang war nun klarer zu hören, wie ein goldenes Band drang er aus dem Hause gegenüber und bahnte sich einen Pfad aus fließendem Licht durch die Gasse, hinaus in die Nacht. Barfuß traten wir hinzu und Maryam sah durch die halboffene Pforte und schlüpfte dann hindurch. Ich tat es ihr nach und wir standen in dem einfachen Gebetsraum, wo er an der hinteren Wand saß, den Rücken aufrecht, die Augen geschlossen, und einfach sang. Wie gebannt hockten wir uns vor ihm nieder. Auch ich schloss die Augen und lauschte der vertrauten, doch in dieser Nacht so fremdartig gewordenen Stimme. Ganz still wunderte ich mich, dass niemand sonst kam, denn die Nacht war totenstill und jedes Geräusch in den Häusern der Gasse zu hören.

Das Brennen in meinem Herzen war stärker geworden und ich musste mir die Hand auf die Brust legen. Ein Schluchzen stieg mir in die Kehle. Meine Gottesehnsucht war in unermessliche Höhen gestiegen, so, wie ich sie noch nie erfahren hatte. Es war brennender Schmerz und höchstjubilende Freude zugleich. Maryam neben mir begann zu zittern und ich hörte ihren Atem laut und unregelmäßig. Die Stimme Jeshuas hielt mich umfassen, spielte mit mir, lockte mich, zog mich. Sie zog mich fort von hier, in eine andere Welt, in Seine Welt, die Welt Gottes. Ich vermochte dort nichts zu sehen, denn dort war alles Klang. Ein Klang aber, der fremdvertraute, golddurchwirkte Bilder in einem Farbenwirbel aus der jenseitigen Welt im Herzen aufsteigen und wieder darin versinken ließ. Ich hatte von den Melodien der Sterne künden gehört, die ihre goldtönenden Bahnen durch die Schweigsamkeit des Weltalls zogen, und von den köstlichen Gesängen der Cherubim in den Himmelsphären. Doch der Klang des ewigen Gottesreiches war etwas gänzlich Anderes.

Das WORT ist bei GOTT, flüsterte es in mir, das WORT ist GOTT.

Der Gesang Jeshuas verebbte langsam, meine Augen öffneten sich und ich sah, dass mein geliebter Meister weinte. Leise zuerst rannen Tränen an seinen Wangen herab und ließen den Bart glitzern. Dann begannen seine Schultern unkontrolliert zu zucken, er presste die Lippen aufeinander und ich hörte etwas wie ein Wimmern und dann begannen die Tränen wie Bäche aus seinen Augen zu laufen und förmlich zu springen und ich sah ihn weinen, wie ich noch nie einen Menschen hatte weinen sehen.

Ein stammelndes Flüstern hallte von den kahlen Wänden wider, „A...Abbaaa...“. Jeshua beugte sich nach vorn und barg das Gesicht in den Händen. „Oh mein Geliebter... w... warum..? W...warum h...hast du mich verl...verlassen..?“

Hilflos blieb ich einfach sitzen, gebannt und unfähig, mich zu rühren. Welche Empfindungen durchging mein Meister, wie war solches möglich, dass er größtmöglichen Schmerz zu erleiden schien – während zugleich der ganze Raum überflutet war von solch göttlicher Ekstase, dass ihr feiner Hauch sogar mich in meiner Stumpfheit zu streifen und mein ganzes Sein zum Beben zu bringen vermochte? Jeshuas Schluchzen war markerschütternd. Das Öllämpchen flackerte unentwegt und ließ unsere drei Schatten an den Wänden miteinander tanzen.

Irgendwann hörte dieses Weinen auf und im selben Moment entspannte sich mein Körper. Er fühlte sich zerschlagen an und ich spürte, wie auch Maryam sich neben mir rührte. Wir wagten einander nicht anzusehen, sondern schauten nur auf ihn, auf Jeshua.

„Rabbi...“, flüsterte ich schließlich und meine Stimme klang heiser und wie von weither. Dann sagte lange Zeit niemand etwas. Sein Blick ruhte auf mir und doch nicht auf mir, er war fort und kehrte nur langsam zurück. „Rabbuni“, flüsterte auch Maryam.

„Was für ein Gesang war das?“ fragte ich, noch immer im Flüsterton, denn dieser Raum war gefüllt von den heiligen Tönen, die nun schwiegen, und von Jeshuas hervorgestoßener Frage an seinen Vater und von dem Sein Gottes, das nicht nur

allgegenwärtig war, sondern uns ganz nah und wirklich zugewandt, einem jeden auf andere Weise...

Ich war von dem Erlebten bewegt und hellwach. Eine unerklärliche Freude war in mich eingeflossen wie ein glühender Lavastrom. In mir war alles weiter Raum und reine Gegenwärtigkeit.

„Was für eine Kraft war das, die uns ergriff, als du gesungen hast?“ flüsterte Maryam nun und beugte sich vor. Ich sah sie an, weil ihre Stimme ebenso fremd klang wie seine und meine eigene. Ihr Gesicht hatte sich verändert, die dunklen Augen waren groß und klar und es war, als sei ihr gesamter Leib magnetisch von Jeshua angezogen, von dem, was durch ihn sprach und in ihm lebendig war. Mit den Händen stützte sie sich am Boden vor ihr ab, als wolle etwas in ihr sich noch mit Kraft gegen diesen Sog stemmen, während die Seele bereits in seinen Armen, auf seinem Schoße ruhte...

Jeshua schaute sie lange an. Ihre Blicke versenkten sich ineinander und ihre Seelen hatten einen Austausch, von dem unsere Körper nichts wussten. Ich erkannte es in dem Augenblick noch nicht, wohl aber ahnte ich es: Maryam hatte in diesem Moment jene Entscheidung getroffen, um die es in ihr so lange schon rang.

Sie hatte ihm ihr Leben geschenkt.

Als er wieder sprach, waren keine Worte mehr nötig und doch ertönten sie in der Stille zwischen den Wänden. „Das sind die Worte unseres Herrn Salomo“, sagte Jeshua. Das glühende Gesicht meines Rabbis war nass, tränenfeucht auch sein Gewand. Der Blick, der uns traf, leuchtete heller als die Sterne.

„Er kündet darin von der größten aller Kräfte, jener Heiligen Herrin, die selbst den Herrn der Herrlichkeit besiegt...

Es wird das ‚Hohelied‘ genannt.“

Als wir wieder zu unserer Behausung zurückgingen, schien alles in uns zu tanzen. Fieberstürme strichen über meine Haut dahin. Wie sehr brannte mein Herz!

Wir legten uns nieder, eine jede auf eine Seite des Bettlagers, und dann weinten wir, ganz für uns. Es war ein Weinen, das jede nur ganz auf ihre Weise weinte, zärtlich und fühlend mit jeder Seele, die nicht zu Hause war; auch um uns selbst weinten wir in einem Empfinden einer unfassbaren Getrenntheit von Gott, die uns auf einmal nie gekannte Stimmungen bereitete.

Und dann wurde ich gewahr, dass ich ja um Ihn weinte – um Abba, meinen geliebten Herrn und Gott! Ich durfte mit Gewissheit fühlen, wie sehr Er Sich liebend sehnt nach einer jeden Seele, die in Unwissenheit auf Erden wandelt, eingehüllt in die Dunkelheit ihrer Gottvergessenheit. Ja, ich spürte einen Gott, der meines Mitgefühls bedurfte, einen Gott, der angewiesen sein wollte auf uns – auf unser *Ja* zu Ihm.

Jeshua war vollkommen erfüllt von diesem Mitgefühl mit unserem Vater, das den Boden seiner Liebe zu uns bildete. Darum vermochte er alles für uns zu geben; sein ganzes Leben.

Das letzte, woran ich mich am anderen Morgen erinnern konnte, war, dass ich auf einmal wusste, dass er gehen würde... bald.

ENDE
TEIL II

III

VON DER HEIMKUNFT

Jerusalem, du Große. Du Prachtvolle, Heilige! Nie hatte ich in meinem früheren Leben einen Gedanken darauf verwendet, ob ich wohl einmal diese Stadt erblicken würde. Und nun war der Tag gekommen, war unmerklich heraufgedämmt und hatte uns ohne große Mühen vor ihre Tore gestellt.

Wir waren ein recht ansehnliches Pilgergrüppchen, denn mit uns etwa reisten zweihundert Menschen, die für das Passahfest gen Jerusalem pilgerten und sich auf dem Weg uns angeschlossen hatten, um von Jeshua zu hören, der sich an jedem Abend auf der Reise niedersetzte, mit uns betete und dann das Wort des Vaters verkündete.

Immer öfter geschah es mir in dieser Zeit, dass ich stark bewegt wurde von den Begegnungen, die einzelne Menschen mit meinem Rabbi hatten, und fühlte, dass sich in mir ein tiefgreifender Wandel vollzog. Jeshua sprach ja nicht nur zu den vielen. Er suchte weiterhin die Nähe der Menschen und pflegte den unmittelbaren Austausch mit ihnen, wollte greifbar für sie sein und ihnen in jeder Hinsicht dienen. Und so sah ich Menschen dabei zu, wie sie mit ihm sprachen, nah bei ihm saßen, ihm lauschten und schließlich von ihm gingen als Beschenkte und Gesegnete. Das Leuchten auf ihren Gesichtern und die Wachheit ihrer Augen bezeugten, welch eine Erweckung und Ermächtigung unser Rabbi an ihnen vollzog, und ich bemerkte von Tag zu Tag, wie mein eigenes Herz daran kleiner zu werden schien. Es klopfte im Rhythmus des göttlichen Wortes und flüsterte von drinnen in mein williges Ohr von der wahren Liebe zu allen und von der Demut: Die Sorge um meinen Fortschritt hinzu auf Gott, die ich manchmal fühlte, weil ich vor lauter Aufgaben an langen Pilgertagen und durch die vielen Begegnungen mit Weggeschwistern von nah und fern kaum mehr zum Beten kam, schwand auf einmal dahin, denn, so erkannte ich tief, es ging ja auf dem Gottesweg gar nicht darum, wie schnell ich ins Himmelreich einging, wann Gott Sich und Sein Reich mir gütigst offenbaren würde oder ob ich die besten Eigenschaften, die der Herr den Menschen zugehört hat, endlich an mir auszubilden vermochte, um Jeshua eine würdige Nachfolgerin zu sein.

Von Tag zu Tag schien mein Herz sich nun zu verwandeln, mein eigenes Wohl und Seelenheil traten in den Hintergrund und an ihrer Statt wollte es mir das Wichtigste und Einzige werden, dass all die suchenden Seelen wirklich nach Hause finden würden, zu Abba. So begannen die äußerlich so emsigen Tage wie von selbst zu einem ununterbrochenen Gebet in beständiger innerlicher Stille zu werden.

Lieben lernen wollte ich die Kinder Gottes, wie er sie liebte.

Lieben lernen wollte ich sie, weil *Er* sie liebend ersehnte.

Einzig noch dies: Wahrhaft lieben lernen! Lieben, um des Wesens und der Wahrheit und der unendlichen Freude Gottes Willen.

Dies war, so fühlte ich deutlich, die wesentliche Erkenntnis meines ganzes Lebens.

Es wurden immer mehr Menschen, die auf der Reise waren, je näher wir der Stadt kamen. Vor der Stadtmauer gab es eine Vielzahl kleiner oder größerer Lagerstätten und der Geruch hatte in den letzten Tagen stetig zugenommen, denn die Pilger hinterließen ihren Unrat und ihre Ausscheidungen am Wege, wo sie des Nachts gelagert hatten. Es war lärmig und unruhig geworden unter so vielen Menschen. Händler rannten mit ihren Waren neben der Straße auf und ab und boten sie ununterbrochen brüllend den müden Pilgern feil.

Immer wieder hatten wir am Straßenrand stehende Kreuze gesehen, die die Römer dort zur Mahnung aufgestellt hatten, und mit Grausen hatten wir Menschenkörper in verschiedenen Stadien der Verwesung erblicken müssen, deren zerfressene Füße sich auf Höhe unserer Köpfe befanden. Ziemlich bald hatte ich, sobald ich von Ferne eine dieser Marterstätten auffragen sah, den Kopf gesenkt und war betend, mein Tuch vor die Nase haltend, daran vorüber geschritten.

Hoch und wuchtig ragte die Stadtmauer Jerusalems aus sandfarbenen Steinblöcken vor uns empor. Ich schaute hinauf und sah, dass das Tor, das wir passieren würden, von Wehrtürmen eingefasst war. Sogleich aber wurde mein Blick auf

etwas gelenkt, das jenseits der Stadtmauer aus der Höhe geradezu auf uns herabzuleuchten schien, denn es strahlte weißlich und golden hinter mächtigen Rauchschwaden – der Tempelberg.

Es gab ein Schieben und Drängen von allen Seiten. Wir hatten die Tiere zum Glück unter Nathanaels und Esteras Aufsicht an dem Ort zurückgelassen, wo wir außerhalb der Stadt nächtigen würden. Estera erwartete ein Kind und wollte sich nicht der Menschenmenge in der Stadt aussetzen.

Ganz langsam wurden wir wie in einem zähen Brotteig aus Menschenleibern durch das Tor hindurchgedrückt und geschoben und ich hielt meinen Blick unablässig auf den Tempelberg gerichtet. Nur einmal suchte ich nach Jeshua, der ein wenig weiter hinten war, und ich sah, dass er ebenfalls unverwandt dort hinaufblickte.

„Als Jeshua in seinem dreizehnten Lebensjahr stand, gingen wir zum Passahfest wiederum einmal nach Jerusalem“, hatte Maria mir gestern unvermittelt berichtet, als wir nebeneinander einherschritten. „Die vier Jahre zuvor waren wir nicht gegangen, weil seine drei Geschwister noch sehr klein waren. Doch nun war es Josefs Wunsch, dass die Kleinen in die heilige Stadt gebracht werden sollten, und so stimmte ich zu und wir begaben uns mit einer größeren Gruppe auf Pilgerschaft.“ Maria machte eine Bewegung mit dem Kinn, um anzudeuten, dass es eine ganz ähnliche Art des Reisens gewesen war, wie wir es jetzt erlebten.

„Wir besuchten den Tempel, brachten ein Opfer dar und machten uns ein paar Tage später auf den Rückweg“, fuhr sie fort. „Es dauerte einen ganzen Tag lang, ehe Josef und ich bemerkten, dass unser Sohn nicht bei uns war. Du kannst dir unseren Schrecken vorstellen, unsere Angst!“

Ich nickte und fragte erstaunt: „Wie war das nur möglich?“

„Wir reisten ja mit einer größeren Gruppe. Auch viele aus unserem Dorf waren dabei, sowie Verwandte und Bekannte aus Nachbardörfern...“, erklärte Maria. „Natürlich nahmen wir an, dass er bei ihnen war, denn viele hatten gleichaltrige Söhne und Töchter.“

Wieder nickte ich. „Und ihr hattet die drei kleinen Kinder zu versorgen...“

„Ja... und die überließen wir nun unseren Nachbarn aus Nazareth und kehrten der Pilgergruppe den Rücken, um wieder nach Jerusalem zu gehen“, erzählte Maria. „Tatsächlich fanden wir ihn dort – nach drei Tagen der verzweifelten Suche!“

Mein Blick war auf Jeshuas breiten Rücken geheftet, der weiter vorn schritt, offensichtlich in ein angeregtes Gespräch mit einem Mitpilger vertieft.

„Wo war er?“ fragte ich.

„Er saß inmitten des Tempels in einer kleinen Nebenhalle, wo ein Gelehrter aus der Schrift las und sie erläuterte“, antwortete sie. In der Erinnerung glitt ein sanftes Lächeln über ihr sonnengebräuntes Gesicht. „Ja, wie ein kleiner Gelehrter saß er mitten unter den Lehrern, lauschte voller Faszination und dann sahen und hörten Josef und ich, wie er die Hand hob und eine Frage stellte, die mir sehr klug erscheinen wollte. Auch der Schriftlehrer schaute erstaunt und mehrere der Hörenden wendeten sich zu Jeshua um.“

„Erinnerst du dich an die Frage?“

Sie nickte. „Oh ja. Es ging in der Lesung um Abraham. Der Sprecher hatte soeben verkündet, dass Abraham, als er bereit ist, auf Gottes Verlangen hin seinen eigenen Sohn Isaak zu opfern, uns das höchste Beispiel an Gehorsam und Gottesfurcht gebe. Dem Gelehrten war sehr daran gelegen, den Gehorsam zu betonen, den es gegenüber Gott zu pflegen gelte. Ich spürte, wie Josef neben mir sich versteifte, denn er mochte solcherart Reden nicht. Am liebsten hätte er seinen Sohn sofort geholt, doch gebot der Anstand, dass wir auf das Ende der Lesung warteten.“

„Was fragte Jeshua da?“ Ich war gespannt.

„Er fragte, ob es möglich sei, einem Gott wirklich von ganzem Herzen gehorsam zu sein, wenn man sich vor dem fürchten müsse, was Er einem abverlangen könnte.“ sagte Maria und sah mich von der Seite an. „Noch bevor die Gelehrten sich von ihrem Erstaunen erholt hatten, sprach Jeshua mit seiner klaren Knabenstimme weiter: ‚Will uns der Herr mit dem, was Er Abraham auftrag, nicht zeigen, dass wahrer Gehorsam eigentlich

die völlige Zuflucht ist, im Vertrauen auf Sein Wort?' Und dann fragte er weiter: ‚Rabbi, was aber bedeutet Gehorsam? Kommt es nicht von dem Worte ‚hören?‘

Meint Gehorsam nicht, wenn ein Mensch beständig so tief auf Gottes Wort horcht, dass der Herr durch ihn hindurch das zu vollbringen vermag, was Er zu ihm spricht?‘ “

Eine Weile gingen wir schweigend nebeneinander her und das Gehörte wurde in meinem Herzen bewegt. Maria reichte mir einen Wasserschlauch und sagte: ‚Als die Lesung vorüber war und wir ihn zu uns riefen, reagierte er weder erstaunt noch zerknirscht!‘ Sie lachte ein wenig. ‚Ich weinte und sagte ihm, dass ich außer mir vor Sorge gewesen sei. Josef schwieg und hatte seinen finsternen Blick aufgesetzt, mit dem er es den Kindern zu vermitteln pflegte, wenn er ihr Handeln missbilligte.‘ Maria lächelte in der Erinnerung an ihren Gemahl.

„War er ihm wirklich böse?“

„Nein. Er war innerlich zutiefst bewegt von dem Gehörten.“ Sie sah mich an. „Weißt du, zwölf Jahre lang hatten wir friedlich gelebt und die erstaunlichen Ereignisse seiner Geburt waren in den Hintergrund getreten. Es war, als sei eine Art Bedeckung über unsere Erinnerung gelegt worden, sodass wir nicht ständig in dem Bewusstsein mit Jeshua lebten, dass er Gottes Sohn ist... Und es war gut.“ schloss sie. „Jeshua sollte normal aufwachsen. Doch nun waren uns die Augen wiederum geöffnet worden... Und dennoch war Jeshua unser Sohn und nur ein Knabe. Natürlich mussten wir streng sein mit ihm.“

„Was erwiderte er euch, als ihr ihm Vorwürfe machtet?“ wollte ich wissen, denn mir schien, als sei Jeshua in jenem Moment zum ersten Mal als der hervorgetreten, der er war...

Maria nickte langsam, sah mich von der Seite an. „Er blieb ruhig. Dann blickte er uns an und sprach: ‚Wie habt ihr mich nur suchen können? Wusstet ihr denn nicht, dass ich sein muss in dem, das Abbas ist?‘ “

Es wurde jetzt immer lauter um uns, denn nun hatten wir den Teil der Straße erreicht, in dem die Händler auf die Pilgernden warteten, sie lockten und riefen und nicht selten auch

bedrängten. Reliquien angeblicher Heiliger, würzig duftende Speisen oder dampfende Getränke, deren Schärfe mir die Tränen in die Augen trieb, wurden mir unter die Nase gehalten, Preise gebrüllt, an meinen Kleidern gezerrt. Ich hörte Maryam hinter mir zurückbrüllen und biss mir auf die Lippe, weil ich trotz der Unannehmlichkeiten über meine Schwester grinsen musste. Manche Dinge würden sich wohl niemals ändern.

Dann wurde die Straße breiter und der Blick öffnete sich auf die gewaltige Umfriedung des Tempels, an dem noch immer gebaut wurde. Wir erhielten die Gelegenheit, uns zusammenzufinden und gingen gemeinsam weiter. So gelangten wir an einen wuchtigen Bogen mit Treppenstufen, der zum Tempel hinaufführte. Um den Treppenaufgang herum saßen, standen und schrien weitere Händler und wir mühten uns, ihrem Zugriff zu entkommen und hinaufzusteigen. Oben passierten wir ein breites Tor, in dessen Durchgang wir zu sehen bekamen, wie dick die äußeren Tempelmauern waren. Sie bestanden aus riesigen Steinquadern und ich fragte mich verwundert, wie es möglich war, dass Menschen so etwas zu bewegen, geschweige denn damit zu bauen vermochten. Auch meine Geschwister im Herrn machten einander mit Ausrufen des Staunens gegenseitig auf dieses Wunderwerk menschlicher Baukunst aufmerksam.

„Jetzt steht dies alles noch“, sagte Jeshua leise zu den Nächststehenden, „Aber hier wird kein Stein auf dem anderen bleiben, der nicht niedergerissen wird!“

„Wie meinst du das, Herr?“ Philippus klang ein wenig erschrocken.

„Es ist innerlich und äußerlich wahr, was ich spreche“, gab Jeshua zurück. „Ihr sollt zu unterscheiden lernen, was da um euch und an euch Menschenwerk ist und vergänglich und was da ewig ist und vom Herrn!“

Vor uns lag ein weitflächiger Hof voller Menschen und Lärm. Wieder Verkäufer, auch viele Geldwechsler. Wir mussten eine Tempelsteuer entrichten und Judas trat an einen der Stände heran, um den erforderlichen Betrag gegen eine eigens dafür geprägte Münze einzutauschen.

Wir gingen langsam über diesen ersten Hof und passierten dann eine weitere Mauer durch ein Tor. Ein Schild mit einer Inschrift war dort angebracht, wie ich es auch schon beim ersten Durchgang bemerkt hatte. Dort stand, wie Jeshua erklärt hatte, eingemeißelt, dass der Zutritt Glaubensfremden bei Todesstrafe untersagt war.

Wir sahen nun von innen, wie gewaltig die Anlage war, denn wir passierten mehrere Tore und durchmaßten Plätze, Säulengänge und Hallen. Überall wurde gesprochen, gefeilscht, gelacht und gestritten. Dazwischen gab es vielerorts Verschlänge und Einfriedungen, in denen Rinder und Schafe auf ihr Schicksal als Opfertiere warteten, und, wie mir schien, in Verzweiflung muhten und blökten. Es roch nach ihren warmen Tierleibern und Dung. Ich konnte schon bald nichts mehr aufnehmen und hörte das Blut in meinen Ohren rauschen. Es war heiß und ich hatte furchtbaren Durst. Johannes tauchte neben mir auf und reichte mir mit einem kleinen Lächeln seinen Wasserschlauch. Täuschte ich mich oder sah er dabei ein wenig schüchtern aus? Mir wurde warm ums Herz.

Immer wieder drang uns dann der Blutgeruch der geschlachteten Tieren in die Nase und ihr panisches Schreien traf unser Ohr, wenn wir an den dafür vorgesehenen Opferstätten vorüberkamen. Die steinernen Umrandungen waren rotbesudelt und es floss so viel Blut, dass der lehmige Boden es gar nicht mehr aufnehmen konnte.

„An Barmherzigkeit habe Ich Wohlgefallen, nicht an Schlachtopfern“, spricht mein Vater“, murmelte Jeshuas Stimme neben mir. Ich wandte den Kopf und fand, dass er blass aussah, erschöpft. Mit traurigem Blick schaute er dem routinierten Schlachten zu. Die meisten von uns hatten sich schon abgewandt.

„Aber... zum Passahfest?“ fragte Thomas. „Es wäre doch undenkbar, den Bräuchen nicht zu folgen, die der Herr Selbst uns gab!“

„Der Herr ermutigt uns, Ihm das Liebste zu geben, das wir haben“, erklärte Jeshua, „denn Er Selbst möchte ja unser Liebstes sein. Also verstanden unsere umherziehenden

Vorfahren Sein Gebot so, dass sie Ihm opferten und darbrachten, worin ihr alleiniger Reichtum bestand und wovon sie lebten: Ihr Vieh. Glaubst du wirklich, dass Abba von Dörflern und Stadtbewohnern verlangt, das Blut Seiner Geschöpfe fließen zu lassen? Ich jedenfalls glaube nicht, dass Er an dieser mordlüsternen Besudelung Seines Hauses Freude hat.“ Einen Moment lang schwieg er sinnend. „*Du sollst nicht töten.*“ Er schaute Thomas gerade an. „Und der Herr spricht nicht: Du sollst keine Menschen töten. Nein, Sein Gebot lautet: *Du sollst nicht töten.*“

Jeshua wandte sich ab und ging weiter.

Wieder Händler, überall.

Und immer wieder Menschen, die Jeshuas gewahr wurden und ihn erkannten, ihn riefen, ihn berühren wollten. Manche kannten ihn, weil sie ihn in den vergangenen Jahren aufgesucht und sprechen gehört hatten. Mir schien zudem, dass er oftmals einfach erkannt wurde, auch ohne, dass man ihn je zuvor gesehen hatte. Dann erblickten die Menschen ihn, nahmen etwas wahr, das sie berührte und erschütterte, und sie riefen ihn beim Namen, denn sein Ruf war ihm vorausgeilte. So waren wir wieder einmal umgeben von einer Menschentraube.

Soeben hatten wir erfahren, dass es von nun an kein Weiterkommen mehr gab für uns Jüngerinnen; nach dem Hof, in dem wir uns gerade befanden, hätten nur die Männer weiter zum Inneren vordringen dürfen und auch dies nur, nachdem sie sich der vorgeschriebenen rituellen Reinigung unterzogen hätten. Doch auch dort, so erklärte Maria uns, würde es irgendwann eine Absperrung geben, welche wiederum nur von den Priestern passiert werden dürfte, die ihrerseits das innerste Heiligtum des Tempels aber nicht betreten durften. Hier durfte nur der jeweilige Hohepriester zu bestimmten Zeiten eintreten.

So traten wir alle gemeinsam auf eine kleinere Halle hinzu, an deren Eingang wie vielerorts unübersehbar ein Spendenkasten stand. Eine sehr alte Frau schob mit zitternden Fingern eine klappernde Münze durch den Schlitz. Jeshua scharte uns mit einem Kopfnicken um sich und sagte leise: „Seht nur, diese arme Witwe hat mehr hineingelegt als alle, die etwas in den Kasten

getan haben. Denn alle anderen legen ein wenig von ihrem Überfluss hinein, sie aber hat aus ihrer Dürftigkeit heraus alles, was sie besaß, hingelegt, ihren ganzen Lebensunterhalt!“

Als die kleine, ärmlich gewandete Frau auf ihren Stock gestützt an uns vorüberging, teilte sich die Menge, die Jeshua nachfolgte, und ließ sie in ihrer Einfachheit fortgehen. Der Blick aus ihren von tiefen Falten umrandeten Augen war klar und licht. Jeshua aber ließ sich hinter ihr auf die Knie nieder und verneigte sich und mehrere von uns taten es ihm nach. Wir wussten nichts über diese Frau, doch zweifelte niemand daran, dass Jeshua alles wusste, denn es waren Abbas Augen, mit denen er sah.

Dann betraten wir die kleine Halle, in deren Mitte sich eine verzierte, brusthohe Säule befand, auf der kunstvoll eine steinerne Schriftrolle eingemeißelt war, so fein gearbeitet, dass sie aussah wie zum Studieren dort hinterlegt. Direkt daneben hatte ein Taubenhändler seine Bestände zu einem Turm aus Vogelverschlägen aufgebaut, aus denen es lauthals gurgte und flatterte. Überall lagen Flusen und Federn und die Käfige verbreiteten einen strengen Geruch.

Jeshua stellte sich vor die Steinsäule und las die eingravierte Inschrift. Mit der Hand fuhr er über die eingemeißelten Buchstaben, wie in einer zärtlichen Liebkosung.

„Nur einen Sesterz, schau!“ Sogleich war neben ihm ein Händler erschienen, ein kleiner, dürrer Mann, der eine holzgeschnitzte Miniatur der Säule vor Jeshuas Augen hielt.

Jeshua trat einen Schritt zurück und starrte das Männlein an. Dann wanderten seine Augen durch den Raum, in dem sich hinter dem Taubenhändler noch weitere Stände befanden, an denen gelacht und gefeilscht wurde. Und dann geschah alles ganz schnell.

Jeshua packte die Holzminiatur, die der Händler ihm vors Gesicht gehalten hatte, mit der Rechten und warf sie in einer weit ausholenden Bewegung auf den Steinboden, sodass sie in unzählige Splitter zersprang, die in alle Richtungen flogen. Dann ergriff er den drahtigen Mann, der nicht wusste, wie ihm geschah, und schleifte ihn am Kragen vor die Tür, wo er ihn von

sich schleuderte, sodass nur ein paar erschrockene, taumelnde Hüpfen verhindern konnten, dass er zu Boden ging. Das Spektakel zog sogleich die Aufmerksamkeit der Umstehenden auf sich, die von dem großen Vorplatz auf uns hinzu zusammengeströmt kamen. Auch in der kleinen Halle entstand ein Aufruhr, doch Jeshua verlor keine Zeit: Schon war er umgekehrt, hatte sich dem zunächst stehenden Tisch zugewandt, ergriff ihn und schleuderte ihn mit Wucht zu Boden, dass sämtliche angepriesene Waren herunterfielen und über den Boden rollten.

Die Menschen, die neugierig von draußen hereindrängen wollten, hielten inne, sodass von weiter hinten Rufe laut wurden, was denn dort vor sich gehe und man solle doch weiter gehen.

Der Händler war aufgesprungen und starrte mit bleichem Gesicht und offenem Mund auf Jeshua. „Was..?!“ Er schien nicht zu wissen, ob er zornig losbrüllen und sich auf Jeshua stürzen, oder in Deckung gehen sollte.

Jeshua stürmte an ihm vorbei auf den Nebenstand zu und stieß den Tisch mit seinem Fuß um, der dicht an dicht mit Keramiklämpchen bestückt war, die mit Getöse zersprangen und einen Scherbenhaufen hinterließen, durch den Jeshua mit weit ausholenden Schritten hindurchlief, hinzu auf den nächsten Tisch. Die übrige Handvoll Händler in der Halle hatte sich bei Jeshuas Anblick eilig von ihm entfernt und stand nun dicht beieinander einfach da, sah dem Treiben der Zerstörung ihrer Waren fassungslos zu. Selbst mit mehreren trauten sie sich nicht, einzugreifen.

Wir Jüngerinnen und Jünger blieben, wo wir waren, und ich fühlte, dass es allen so erging wie mir: Wir waren ein wenig erschrocken, aber doch innerlich von einer großen Ruhe umarmt. Was hier geschah, war *in Ordnung*, denn es war ein Schrei nach göttlicher Ordnung; eine Zeichensetzung von höherer Macht. Ich dachte bei mir, in welcher eigentümlichen, unvorhergesehenen Spielarten die wahre Liebe schillerte...

„Schafft das weg von hier!“ rief Jeshua lauthals, als er bei den aufgetürmten Taubenverschlängen angekommen war. Ohne zu zögern riss er an den Käfigtüren, dass die Tauben erschrocken

herausflogen und über die Köpfe der Menschen hinweg das Weite suchten.

Er wandte sich den Händlern zu, die in der Ecke standen, und ging mit großen Schritten auf sie hinzu. „IHR! SCHERT EUCH FORT VON HIER, ALLESAMT!“

Mit einer barschen Geste zeigte er ihnen den Weg hinaus und sie gehorchten eilig. Das Volk an der Tür wich zurück, als Jeshua sich ebenfalls dem Eingang zuwandte. Wir folgten ihm auf den Fuß und sahen, dass er noch nicht am Ende war: Draußen hockten in einer Reihe die Wechsler auf ihren Schemeln vor kniehohen Tischchen, auf denen sich die Münzen türmten. Jeshua rannte darauf hinzu und trat gegen die Tischchen, sodass nun Münzen mit lautem Klängen und Singen in alle Richtungen rollten, begeistert aufgesammelt von den Umstehenden.

Dann blieb Jeshua schnell atmend stehen, wo er war, und niemand griff ihn an oder richtete das Wort gegen ihn. Sein flammender Blick traf die Umstehenden und blieb an den Geldwechslern hängen. „IHR HABT DAS HAUS MEINES VATERS ZU EINER RÄUBERHÖHLE GEMACHT! HINFORT MIT EUCH, HINAUS!“

Ganz still war es geworden, trotz der vielen Menschen. Niemand rührte sich. Die angesprochenen Geldwechsler starrten ihn mit offenen Mündern an, ein paar von ihnen senkten den Blick zu Boden. Etwas rührte sie in einer Weise an, dass alle Gegenreaktionen für den Moment erlahmt waren.

Da ließ Jeshua sich auf die Knie nieder, legte die Handflächen aneinander und betete mit zitternden Lippen. Ich sah zwei Tränen aus seinen Augenwinkeln quellen und seitlich die Wangen hinunterlaufen.

Als er die Augen öffnete und wir noch immer stumm dastanden, erhob er sich und begann mit voller, über den Platz hallender Stimme zu sprechen.

„Wisst ihr nicht, was ein wahrer Tempel ist?“ Er blickte alle Menschen, die er versammelt stehen sah, rundherum an. In stummer Erwartung blickte die Menge zurück. In diesem Moment senkte sich Gottes Heiligkeit auf den Platz und mein Herz wurde weit und licht.

„Ein wahrer Tempel ist das Herz eines Gottgesandten“, sprach Jeshua, „*Ein Tempel ist mein Herz!*“

Darum ist der wahre Tempel unermesslich groß, wahrlich. Seine Wälle aus Perlenstaub kennen kein Ende, er ist prachtvoll und lieblich, licht und rein. Haben die Händel und das Gebaren der Welt dort Platz?“ Jeshuas Stimme war so laut wie ein ferner Donner, dass jeder auf dem großen Platz sie zu hören vermochte. Er schüttelte den Kopf und beantwortete die Frage selbst: „Nein! Wie konnte euch so etwas nur einfallen?! Und wie konntet ihr solches nur zulassen?“ fragte er, an das Volk gewandt.

„Höret gut zu, was ein wahrer Tempel ist, dass ihr es fortan nie mehr vergesst: Das innerste Heiligtum des Tempels bildet der Altar des Herrn, auf welchem Sein Wort steht und Sich verkündet. *Alle* dürfen dieses Heiligtum betreten, niemand bleibt draußen stehen – und sie werden schauen Abbas Herrlichkeit auf dem Altar und werden da hören Seine Lieblichkeit im Worte und im Lobgesang ihrer eigenen Stimmen...

Der Gesandte Gottes schaut Ihn immerzu von Angesicht zu Angesicht; und was er hörte und sah, das lässt er euch im innersten Heiligtum, am Altar hören und sehen: Der Altar des Herrn ist die Sichtbarmachung des innigsten Geheimnisses im Herzen dessen, den Er euch gesandt hat! Wer den Altar des Herrn verehrt, der ist in meinem Herzen ewiglich.

Um das Heiligtum herum befinden sich aber Räume und Kammern, unendlich an der Zahl – denn hier darf ein jeder Wohnung nehmen. Die, die aber in diesem Tempel leben, wissen immerdar, dass es mein Herz ist, in dem sie wohnen und dem sie dienen, und sie vergessen es nie. Darum pflegen sie freudvoll alle seine Räume und Höfe und Gärten und schmücken sie mit duftenden Blumen; darum heißen sie einander von Herzen willkommen; darum sind sie gut miteinander, denn alles, was in diesem Herzen ist, ist ihnen so lieb wie ich selbst es bin. Darum sage ich euch wahrlich: Wer dann, wenn ich jemand sende, ihn aufnimmt, der nimmt mich auf; wer aber mich aufnimmt, nimmt den auf, der mich gesandt hat.

Die Gärten im Tempel Gottes sind üppig voller Pflanzen, Sträucher und Bäume, die als dem Herrn gehörend gehegt werden und deren Früchte Er bereitwillig verschenkt an die, die Zuflucht nehmen in dem, was Seines ist. Darum werden die Dornen, die sie umdrängen, ausgerissen und die Tiere der Wildnis verjagt! Denn es ist diese Welt noch nicht die Welt Gottes, in der keine Beschwernis mehr droht.

Im wahren Tempel wird es Kuchen geben, aus deren Öfen allen meinen Kindern das Brot des Lebens zuteil wird, dass sie es brechen und in Liebe einander verteilen und so Anteil haben an der Ewigkeit, die ich koste.

Und es werden Quellbächlein sprudeln, die das lebendige Wasser schenken und in denen, die es trinken, alles erneuern!

Wahrlich ich sage euch: Lebet miteinander in solcher Weise – denn wo nur zwei oder drei in meinem Namen zusammenkommen – da bin ich mitten unter ihnen!“

Jeshua hatte einen jeden Satz voller Ruhe und mit Bedacht gesprochen und dennoch volltönend und eindringlich. Nun schien er am Ende seiner Rede angelangt zu sein, denn er blieb stehen und sah uns an. Dann nickte er und schloss: „Wisset aber, dass im Ursprung die ganze Welt vom Vater als ein solcher Tempel eingerichtet ward. Denn das Reich Gottes ist bereits in euch.“

Jeshuas Stimme wurde leise, der Blick tief.

„Im wahren Tempel hat Gott Wohnung genommen.

Darum ist ein jeder Tempel mein Herz!

Wer immer aber in einem solchen Tempel lebt und dient – des Herz wird selbst ein Gottestempel.“

*

„Das ist Gethsemane, der Ort, an dem wir wohnen dürfen, solange wir in Jerusalem verweilen“, erklärte Jeshua, als wir an einer niederen Einfriedung aus aufgeschichteten Steinen Halt machten. Vor uns fanden wir eine Ebene, deren trockener

Grasbewuchs von Olivenbäumen beschattet wurde. Dahinter ragte ein Hügel auf, von weiteren Olivenbäumen bewachsen. Wir betraten erleichtert das Gelände, das sein Besitzer, ein naher Verwandter des einstigen Zöllners Levi, als Ölberg bezeichnet hatte, als er es Jeshua zum Rückzug und Verweilen anbot. Vier kräftige Diener bewachten das Gelände jetzt, da die Stadt von Pilgern überlaufen war, und ließen uns nickend und winkend passieren. Ein laues Lüftchen wehte und die Schatten der Olivenzweige waren von einer Lieblichkeit, als streckte Gott Selbst schützend eine zart spielerische Hand über uns aus. Wir orientierten uns in Richtung des Hügels, weil sich dort ein Unterstand und eine Höhlung im Fels befinden sollten, wo wir ausreichend Platz zum Schlafen haben würden.

Wir fanden alles so vor wie beschrieben und trafen dort auf Estera und Nathanael, die die Tiere abgeladen und unsere Schlafstätten bereitet hatten. Ein einfaches Mahl köchelte über einem Feuer am Eingang der Felsenhöhlung und verströmte einen würzigen Duft, der mir in Erinnerung rief, wie hungrig ich war. Nach der freudigen Begrüßung berichteten einige den beiden von den jüngsten Ereignissen. Erstaunt und bewegt wanderten ihre Blicke zwischen Jeshua und uns allen hin und her. Eine besondere, beinahe festliche Stimmung hatte sich auf uns herabgesenkt. Etwas lag in der Luft und obwohl uns allen ein unbestimmtes Grauen beschlich, sobald wir innehielten und nachdenklich wurden, war in der schicksalhaften Unvermeidlichkeit, die wir wahrnahmen, eine Verbundenheit spürbar, ein fester Wille, gemeinsam mit Jeshua nach vorn zu schauen und jeden Weg mit ihm zu gehen, was auch immer geschah.

Ich ging mit Thomas und Jonathan, der eines unserer Maultiere mit sich führte, ein Stück am Fuße des Hügels entlang, bis wir in einen Palmenhain gerieten, in dem sich der Blick bald auf eine große Lichtung hin weitete, in deren Mitte wie ein schlummerndes Juwel ein großflächiger Teich lag, von dem uns Levis Verwandter berichtet hatte. Mückenschwärme spielten über dem blauschwarzen Wasser und bläulich schillernde Libellen kamen neugierig angeflogen, um uns sirrend zu

umkreisen. Der Anblick dieses verzaubert daliegenden Teiches war atemberaubend schön. Eine Weile standen wir da und staunten, ergriffen von einer eigenartigen Stille des Herzens, die sich unserer bemächtigt hatte. Ja, das Herz und der Kopf waren ganz still geworden, harrten schweigend der Dinge, die da kommen würden.

Wir füllten die mitgebrachten Gefäße mit Wasser, beluden das Maultier und machten uns auf den Rückweg.

Bei der Unterkunft angekommen berichteten wir ein wenig aufgeregt von dem schönen kleinen See, sodass auf einmal alle den Wunsch verspürten, das Gewässer aufzusuchen und dort zu baden.

Kurz darauf begab sich ein fröhlicher kleiner Zug, nur mit Lendenschurzen und Tüchern bekleidet, zu dem Teich im Wäldchen. Ich fühlte mich auf einmal ausgelassen und leicht wie lange nicht mehr. Meine baren Füße spürten unter sich den warmen Grund, zuerst steinig, dann weich und sandig, und meine Haut wurde von der lauen Luft gestreichelt.

Es waren die ehemaligen Fischerbrüder, die sich jubelnd und unter lautem Getöse zuallererst in das kühle Nass hineinstürzten, kurz darauf gefolgt von allen anderen. Auch Jeshua war mitten unter uns, lachte, tauchte unter, schwamm in die Mitte des Sees und wieder zurück. Auf ein geheimes Zeichen stürzten sich plötzlich ein paar von uns auf ihn und versuchten, ihn unter Wasser zu ziehen. Ein paar Mal strampelte er sich frei, tauchte prustend und lachend wieder auf und rang mit Andreas und Jakob, dass das Seewasser wie eine Fontäne in die Höhe spritzte.

„Wie ein Riesenfisch!“ rief Johannes übermütig wie ein Knabe, „aber wo ist Jona, der Prophet, dass er von ihm verschlungen werde?!“

In dem Moment erhob sich Jeshua aus dem Wasser wie eine Erscheinung, hielt die Arme nach oben gereckt, als würden unsichtbare Hände ihn aus dem Wasser emporziehen, wie man ein kleines Kind hochhebt. Andreas und Jakob, die noch an ihm hingen, rutschten herunter und musste ihn schließlich loslassen, und dann stand er auf dem Wasser wie einst auf dem See Genezareth.

„Jeshua!“ schrien mehrere im Chor, halb ehrfürchtig, halb lachend. „Nicht schon wieder!“ empörte sich Andreas und hängte sich an seine Füße – vergebens. „Du mit deinen faulen Tricks!“ schrie Johannes und gesellte sich planschend zu seinen Brüdern. Diejenigen, die sich trautes, sich vom seichten Uferwasser zu lösen, schwammen nun mit Entschlossenheit auf meinen juxenden Rabbi zu, um Johannes und Andreas zu helfen, ihn zurück ins Wasser zu ziehen.

Atemlos schaute ich diesen Brüdern und Schwestern zu und bemerkte stärker denn je, mit welcher Inbrunst ich sie liebte. Ja, in diesem Augenblick wäre ich für sie durchs Feuer gegangen, für jeden einzelnen von ihnen. Jeshua, der begonnen hatte zu kichern und zu lachen wie ein kleiner Junge, weil sie seine Füße kitzelten und nach seinen Händen haschten, strahlte über das ganze Gesicht ebenjene Liebe aus, von der das Herz mir überfloss. Hier war eine Schönheit, die Wunden schlug und unvergleichlich köstlich schmerzte...

Mit Leichtigkeit löste Jeshua sich und machte ein paar Schritte auf dem Wasser, weg von ihrem Zugriff. Ich sah fasziniert auf seine Fußspuren, die auf der Seeoberfläche im Lichte der Nachmittagssonne je für einen kurzen Moment Form annahmen, als schreite er über flüssiges Gold. Und dann spürte ich, dass es mein Herz war, darin mein Meister diese Abdrücke hinterließ, in dem flüssigen, puren Gold, in das er es verwandelt hatte daselbst...

„He Jeshua..!?“ schrie Andreas, dem die überschäumende Freude aus jeder Pore zu dringen schien. Hier war er ganz in seinem wilden, übermütigen Element. „Du schummelst! Weiß Abba eigentlich, auf welche Weise du deine heiligen Kräfte hier einsetzt?“

„Ja, genau!“ pflichtete Maryam unserem Bruder bei und spritzte Wasser in Jeshuas Richtung, „ich glaube nicht, dass das so gedacht war!“

„Uns auszutricksen und vor allen damit anzugeben?“ Judas schwamm scherzhaft drohend auf ihn zu. Die Brüder und Schwestern folgten ihm ohne zu zögern. Jeshua hielt inne, machte schmunzelnd eine hilflose Geste zum Himmel und gab

sich geschlagen. Er ließ es zu, dass sie ihn an den Füßen packten und zu sich herunterzogen, ihn nacheinander lachend und jubelnd in ihre Arme schlossen.

Ich sah, wie die eine oder andere heimliche Träne vergossen wurde. Ohnehin waren wir alle nass von Kopf bis Fuß, da fielen unsere Tränen nicht auf. Ich glaube, wir spürten alle tief, dass dieser Moment der Ausgelassenheit ein besonderes Geschenk war... ein Abschiedsgruß.

„Kommt“, rief Jeshua da, „und lasst euch taufen!“

Wir begaben uns in Ufernähe, bis wir hüfttief im Wasser stehen konnten, und dann traten wir nacheinander zu ihm und ließen uns sanft seine Hände auf die Schultern legen und unter Wasser tauchen.

„*Der Herr ist mein Hirte.*“ sprach Jeshua, als Johanna wieder auftauchte.

Mutter Maria kam mit ihrem jüngeren Sohn Jakob.

„*Mir wird nichts mangeln.*“ sagte Jeshua zu ihnen voller Güte.

Dann kam Philippus und Jeshuas Stimme verkündete sanft:

„*Er weidet mich auf einer grünen Aue.*“

Johannes und sein stiller Bruder Jakob.

„*Und führet mich zum frischen Wasser.*“

Andreas.

„*Er erquicket meine Seele.*“ Andreas reckte freudig die Arme in die Luft.

Judas trat hinzu. Der Blick, mit dem Jeshua seinen Jünger bedachte, bevor er ihn untertauchte, war lang und tief. Dann:

„*Er führet mich auf rechter Straße...*“

Maryam nahm mich an die Hand, gemeinsam tauchten wir unter Wasser und badeten dann in seinem liebevollen Blick, als er sagte:

„*...um Seines Namens willen.*“

Hinter uns kam Jonathan. Und unser Rabbi sprach:

„*Und ob ich schon wanderte im finstern Tal fürchte ich kein Unglück...*“

Salome lauschte voller Ehrfurcht:

„*... denn Du bist bei mir!*“

Bartho.

„Dein Stecken und Stab trösten mich.“

Levi.

„Du bereitest vor mir einen Tisch im Angesicht meiner Feinde.“

Jeshuas Stimme klang beruhigend und er lächelte seinem Jünger warm zu.

Thomas.

„Du salbest mein Haupt mit Öl und schenkest mir voll ein.“

Nathanael und Estera.

„Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen mein Leben lang.“

Simon, der Petrus, der haltlos weinte, als er Jeshuas Worte vernahm:

„Und ich werde bleiben im Hause des Herrn immerdar.“

Dann schaute Jeshua auf, sah uns alle der Reihe nach an, ernst und lächelnd zugleich.

„Amen.“

Am Ufer ließen wir uns vom sachten Wind und den letzten Sonnenstrahlen trocknen. Ich beobachtete, wie auf einmal Maryam und Simon Petrus zu Jeshua traten, der mit geschlossenen Augen im Sand saß, eine Tonschale vor ihm absetzten und begannen, ihn mit Öl zu salben, dessen zarter Duft zu mir herübergeweht kam. Ein feierliches Schweigen senkte sich auf unser Grüppchen und alle schauten wir gebannt auf die würdevollen Bewegungen dieser beiden Gottesgeschwister, die ihrem Meister voll bescheidener Anmut in großer Liebe dienen. Obwohl so etwas noch nie vorgekommen war, nahmen wir es mit der allergrößten Selbstverständlichkeit hin, ebenso wie es ganz natürlich war, als Estera nun hinzutrat, sich verneigte und Jeshua eine Girlande aus Ölweigen um den Hals legte, die sie geflochten hatte, während wir anderen im Wasser waren. Johannes trug Jeshuas Umhang herbei und legte ihn um seine Schultern, so sacht, als sei er etwas Zerbrechliches.

Und er... er saß da, saß in größter Schlichtheit einfach da – und dann weinte unser Meister.

Langsam gingen wir zurück. Er schritt voran und wir folgten ihm, den lieblichen Duft des Salböls einatmend. Eine längere Zeit hatte niemand etwas gesagt.

„Herr, wohin gehst du?“ fragte Philippus plötzlich, der direkt hinter ihm ging. Jeshua ging weiter und wir anderen beschleunigten unsere Schritte und umringten ihn, um sein Wort nicht zu verpassen.

„Euer Herz erschrecke nicht!“ Wie zärtlich Jeshua zu uns sprach! „Vertrauet auf Gott und vertrauet auf mich! In Abbas Haus sind viele Wohnungen und ich gehe hin, euch eine Stätte zu bereiten. Und wenn ich hingegangen bin und euch die Stätte bereitet habe, komme ich wieder und werde euch zu mir nehmen, damit da, wo ich bin, auch ihr seid. Den Weg dahin aber, den kennt ihr.“

„Nein Herr, ich kenne ihn nicht!“ sprach Thomas da. In seinen Augen standen Tränen und er wischte sich ungeduldig über die Nase.

„Wenn du mich wirklich kennst, dann kennst du den Weg! Wenn ihr mich erkannt habt, habt ihr den Vater erkannt. Ja, von jetzt an kennt ihr Ihn und habt Ihn gesehen.“

Philippus sagte zu ihm: „Rabbi, zeige uns den Vater. Das genügt uns!“

Jeshua schüttelte ein wenig den Kopf. „So lange Zeit schon bin ich mit euch zusammen und trotzdem hast du mich noch nicht erkannt, Philippus? Wer mich gesehen hat, hat den Vater gesehen! Wie kannst du sagen ‚zeige uns den Vater‘!? Glaubst du nicht, dass ich im Vater bin und der Vater in mir ist?“ Er hielt inne, dann: „Viel habe ich euch in Gleichnissen verkündet; es kommt die Stunde, da werde ich nicht mehr in Gleichnissen zu euch reden, sondern mit voller Offenheit Kunde über den Vater geben!“ Jeshua war stehen geblieben und sah in die Runde. „Für jetzt aber vernehmt dies: Liebtet ihr mich nicht als euren Sohn?“ Ich sah, wie Marias Hand sich auf ihr Herz legte, ihre Augen sich schlossen. „So liebet auch Ihn als euren Sohn! Saht ihr in mir nicht euren geliebten Herrn? Solch ein Herr ist Er euch. Liebtet ihr mich nicht als euren innigsten Freund? Als einen solchen Freund liebet auch Ihn! Liebtet ihr mich nicht wie einen

Geliebten?“ Maryam senkte den Blick zu Boden. „So liebet denn als euren Geliebten Ihn.“

Erst als wir weitergingen, fiel mir auf, dass er in der Vergangenheit von sich gesprochen hatte.

Bald war unser Mahl gerichtet und wir ließen uns auf dem Boden nieder. Jeshua reichte das Brot dem Herrn dar, dankte und brach es. Dann begannen wir unter leisen Gesprächen mit dem Essen.

„Jeshua“, ertönte Maryams Stimme da und alle wandten sich ihr zu. Sie hatte nicht laut gesprochen, doch etwas am Klang ihrer Stimme ließ uns aufhorchen. War es jene Dringlichkeit, die auch ich zu spüren begann? Die mich jeden Winkel meines Seins durchforsten ließ nach jeder noch offenen Frage, die ich ihm stellen wollte, nach jedem ungesagten Wort und jeder Bitte um Verzeihung, die es vielleicht noch zu äußern galt? Lächelnd nickte Jeshua ihr zu.

„Bitte sage mir“, die Stimme stockte ihr und sie biss sich auf die Lippe, um nicht zu weinen. „Oh, bitte sage mir doch: Wie ist Gott wirklich? Bitte... du hast Ihn gesehen, oder?“ Sie hielt inne, doch Jeshua entgegnete nichts, blickte sie nur mit höchster Aufmerksamkeit an.

„Rabbuni... ich bin mir ganz gewiss: Du hast Ihn gesehen... schaust Ihn gewiss immerdar... wie aber ist Er; wie sieht Er aus?“ Ihre Stimme wurde zu einem Flüstern, so ehrfurchtgebietend war allein die Frage. Es war totenstill geworden, nur das Zirpen der Grillen war zu hören. Ein lauer Wind erhob sich unvermittelt, umwarb uns mit einem fernen Duft und verebbte dann wieder.

Jeshua nahm einen tiefen Atemzug, den Blick weiterhin auf meine Schwester gerichtet, unverwandt, beinahe bohrend. Schon glaubte ich, er werde einer direkten Antwort ausweichen. Dann öffnete er den Mund, schloss ihn wieder, hob erneut zu sprechen an – und musste wiederum abbrechen. Sein Blick war tief geworden, gesunken in Gefilde, in die ihm niemand zu folgen vermochte.

Schließlich, als wir alle vor uns hinblickten, jeder in seine eigenen Fragen und Betrachtungen versunken, hörten wir seine Stimme, ganz nah, doch seltsam fremd: „Er tanzt.“

*

Fast täglich begaben wir uns nun mit einem kleinen Grüppchen in die Stadt hinein, mitten ins Getümmel des Tempels, denn Jeshua zog es dorthin. Ja, nach seinem berühmt gewordenen Auftritt hatte man ihn sogar eingeladen, dort Lesungen zu halten und zu sprechen.

„Das ist ganz einfache Menschenpolitik“, hatte Johannes erklärt, als ein paar von uns sich über die Einladung der Tempelvorsteher verwundert hatten. „Ich glaube, einer der römischen Herrscher hat es vorgemacht: Dem Volk zu geben, was das Volk will, so hält es still und man hat es leichter in der Hand. Vermutlich sind die Tempeloberen unsicher, was sie mit Jeshua anstellen sollen. Sie können ihn nicht verstehen und nicht kontrollieren.“

„Er ist unvorhersehbar wie eine Sturmwolke“, sagte Salome mit einem Lächeln.

„Also machen sie gute Miene zum bösen Spiel“, fügte Nathanael hinzu.

„Sie sollen sogar die Händler und Geldwechsler ausgezahlt haben, nachdem die sich über ihre Verluste beklagt hatten“, fuhr Johannes fort. „Sie spüren, wie sehr die Menschen Jeshua lieben... Doch es geht ihnen nur um ihre eigene Position bei all dem. Es ist kühle Berechnung!“

„Es ist aber auch ein Spiel auf Messers Schneide“, schaltete sich da Judas ein. „Jeshua vermag es, die Menschen durch sein Wort zu bewegen, doch ist sein Wort gefährlich für solche, denen es um Macht und nicht um Gott geht, ist es nicht so?“

Es gingen nicht immer alle von uns mit zum Tempel, doch ich war meistens dabei, denn etwas in meinem Inneren drängte

mich, so viel Zeit wie möglich in der Nähe meines Rabbis zu verbringen. Ich mochte mich nicht mehr trennen von ihm. Und es war ein Glück, dass es sogar uns Frauen erlaubt war, an den Lesungen teilzunehmen, da die Tempeloberen wussten, dass Jeshua sonst nicht erschienen wäre, um zum Volk zu sprechen. Noch erschien es ihnen ungefährlicher, ihn im Tempel zu haben und so nach außen hin zu vermitteln, dass alle in einem Boot saßen.

Kaum waren wir heute in dem hellen Saal, den man Jeshua zur Verfügung gestellt hatte, angekommen, trat ein junger hübscher Mann umringt von ein paar Freunden eilig auf ihn hinzu, der ihn offenbar voller Ungeduld erwartet hatte. Auf den ersten Blick war zu erkennen, dass er und seine Freunde der Oberschicht angehörten. Nun verriet seine ganze Körperhaltung das innere Drängen, in dem er sich befand und das zu einer tief existentiellen Frage geworden zu sein schien.

„Meister, was muss ich tun, um an der Ewigkeit teilzuhaben, die du schmeckst?“ fragte er und griff nach Jeshuas Ärmel. Jeshua legte seine Hand auf die des Jünglings und blickte ihm erfreut lächelnd ins Gesicht.

„Halte die Gebote!“ lautete seine Antwort, auf die, wie ich spürte, nicht nur ich, sondern auch meine Geschwister überrascht reagierten.

„Hört, hört“, rief da auch die schneidende Stimme eines Gelehrten von weiter hinten. „Das sind ja ganz neue Töne von einem, der gekommen ist, alles neu zu machen.“

Jeshua ignorierte ihn.

„Welche Gebote?“ fragte ihn der junge Mann.

„Nun... *Du sollst nicht töten, nicht ehebrechen, nicht stehlen, nicht falsches Zeugnis ablegen, ehre deinen Vater und deine Mutter und du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.*“ gab Jeshua zur Antwort. Sein Blick hatte etwas Wachsame. Natürlich ging es ihm nicht um das Einhalten der Gebote und die Pflichterfüllung. Wir kannten ihn gut genug, um zu verstehen, dass er den Jüngling auf die Probe stellte. Er wollte wissen, wie tief dessen Ernsthaftigkeit reichte; ob er zu erspüren vermochte, dass es in der Liebe zu Gott um noch ganz andere Dinge ging.

Der Jüngling nickte schnell. „Dies alles habe ich beachtet! Was fehlt mir noch?“ Sein Blick hing sehnsüchtig an Jeshuas Gesicht. Es dürstete ihn nach Gottesliebe.

Jeshua erwiderte seinen Blick mit zur Seite geneigtem Kopf. Dann: „Willst du die Vollkommenheit, so gehe hin, verkaufe dein Hab und Gut und gib das Geld den Armen! So wirst du einen Schatz im Himmel haben. Und dann komm und folge mir nach!“

Der Jüngling stand da wie vom Donner gerührt, zog dann langsam seine Hand zurück und blickte mit einem nervösen Lachen um sich. Unsicher hefteten sich seine Augen dann erneut auf Jeshuas Antlitz, voller Hoffnung, darin noch etwas Anderes zu lesen als jene mitfühlende Unvermeidlichkeit, die er jetzt darin erblickte. Alle seine Freunde schauten ihn von der Seite an, dann sagte jemand von ihnen: „Komm, Moshe!“

Betrübt ging der Jüngling fort und seine Freunde gingen mit ihm.

Jeshua blickte ihm ein wenig traurig nach und sagte zu uns: „Es ist leichter, dass ein Tau durch ein Nadelöhr hindurchgehe, als dass ein Reicher in das Reich Gottes eingeht.“

Mitgefühl packte mich und Tränen traten mir in die Augen. Am liebsten wäre ich dem Jüngling nachgerannt, hätte ihn zurückgeholt und Jeshua angefleht, um seines Seelenheils willen vor Gott zu bitten. Waren wir nicht alle Reiche? Dieser Jüngling mochte nicht in der Lage sein, sich von seinem Geld und seinem Besitz zu trennen. War ich denn in der Lage, mich von der wenigen Habe, die mir noch geblieben war, bereitwillig zu trennen? Von den geliebten Freunden, die mich umgaben und an denen ich hing? Von meinem Körper und meinen Erinnerungen, meinem ganzen Wesen, meiner Zukunft? Wohl wusste ich, dass all dies allein dem Herrn gehörte. Doch spürte ich in jenem Moment den gewaltigen Sog all der Dinge, die ich zu meinem Eigentum erklärt hatte, weil ich bei ihnen noch immer Schutz und Sicherheit suchte. Oftmals hatte ich versucht, mich von all dem innerlich zu lösen, weil ich Jeshuas Worten ja glaubte, doch wollte es mir in der Tiefe nicht gelingen...

Thomas rief und es klang bestürzt: „Ja, wer kann denn dann überhaupt gerettet werden?“

Ernst blickte Jeshua in die Runde und sagte dann: „Bei den Menschen ist dies unmöglich, aber bei Gott ist alles möglich.“

In diesem Moment rief von weiter hinten ein junger Mann in einem Grüppchen von Schülern, die offensichtlich hier im Tempel die Schriften studierten:

„Meister, wir wissen, dass du aufrichtig bist und den Weg Gottes mit Wahrhaftigkeit lehrst. Auch nimmst du auf niemanden Rücksicht, denn du siehst nicht auf die äußere Stellung der Menschen. So sage uns denn deine Meinung hierzu: Ist es Recht, dass man dem Kaiser Steuer entrichten muss oder nicht?“

Johannes, der neben mir stand, ließ zischend die Luft zwischen seinen Lippen entweichen. Einen Moment lang ruhte Jeshuas Blick auf ihm und seine Augen blitzten belustigt. Dann wandte er sich an den Jüngling, der inmitten seiner Freunde stand. Spannung lag auf ihren Gesichtern, wie Jeshua nun antworten würde.

„Sagt, was versucht ihr mich, ihr Heuchler? Zeigt mir eine Münze!“

Verblüfft starrte der, der gesprochen hatte, ihn an und wurde ein wenig rot. Johannes flüsterte mir zu: „Die wurden mit Sicherheit von ihren Lehrern geschickt, um Jeshua in Bedrängnis zu bringen!“ Als die, die bei ihm standen, Jeshua einen Denar gereicht hatten, fragte er sie mit lauter Stimme, sodass alle im Raum es hören konnten: „Wessen Bild und Aufschrift ist das hier?“ Er hielt die Münze empor. Sie antworteten gleichzeitig: „Des Kaisers.“ Da schnippte er ihnen die Münze zu und sagte: „So gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist – und Gott, was Gottes ist!“

Verwundert blickten die Schüler einander an und verließen dann eilig den Saal.

Jeshua aber setzte sich zur Lesung nieder. Heute waren viele Pharisäer gekommen, die sich ganz vorn in seine Nähe setzten. Jeshua aber faltete die Hände und sprach ein stummes Gebet.

Dann blickte er sie freundlich lächelnd an und sprach: „Wie denkt ihr über den Messias... Wessen Sohn ist er?“

Ohne zu zögern riefen mehrere von ihnen: „Davids Sohn!“

Jeshua nickte langsam und nachdenklich, hob dann erneut den Blick und fragte: „Wie kann ihn dann David im Geist ‚Herr‘ nennen, indem er sagt: ‚Der Herr hat zu *meinem Herrn* gesagt: *Setze dich zu Meiner Rechten, bis Ich deine Feinde hinlege zum Schemel deiner Füße?*“

Wenn David ihn also ‚Herr‘ nennt, wie kann er da sein Sohn sein?“

Ich schaute mich um. Eine ungewöhnliche Frage, die Jeshua da stellte. Er brachte die Menschen sichtlich zum Nachdenken und – zum Schweigen. Niemand wagte darauf eine Antwort zu geben, doch blickten viele sinnend vor sich hin.

„Die äußere Deutung dessen, was soeben gesagt wurde, überlasse ich euch, denn ihr seid es ja, die sich Gelehrte nennen“, fuhr Jeshua fort. „Vernehmt aber die innere Deutung und lasset euch von ihr in euer eigenes Inneres führen!“

Die meisten Menschen blickten gespannt zu ihm hin. Wieder einmal durfte ich Zeugin davon werden, mit welcher Ermächtigung und Wirkkraft mein Rabbi sprach, wie unmittelbar einleuchtend und anziehend seine Worte für diejenigen waren, die wirklich danach dürstete, sich selbst und Abba zu verstehen und ihren Weg zu Ihm zu finden.

„Unser Herr David spricht also ‚Der Herr hat zu meinem Herrn gesagt: *Setze dich zu Meiner Rechten, bis Ich deine Feinde hinlege zum Schemel deiner Füße.*‘ Von zwei Herren ist die Rede – wer aber ist der erste?“

„Rabbi, es ist der, den du Abba nennst!“ rief jemand.

„Ja, gewiss. Der *zweite Herr* aber, von dem gesagt ist, dass er sich zu Abbas Rechten setzen solle, betrachtet diesen einmal als den Teil in euch selbst, der da ewig ist und Sein Diener!“

Erstaunen griff um sich, ein paar aber erhoben sich und verließen den Raum. Was sie hörten, waren gotteslästerliche Reden und nicht das Wort Gottes. Jeshua ließ sie gewähren und wollte fortfahren, als jemand von den Pharisäern fragte: „Wenn also der ewige Teil in mir –“

„Deine Seele“, warf Jeshua ein.

„Wenn also meine Seele der zweitgenannte Herr wäre – wieso spricht David dann von *meinem* Herr? Ist meine Seele also auch mein Herr?“

Jeshua strahlte ihn an. „Genau das ist es, was wir heute betrachten wollen“, rief er voller Freude und lachte ein wenig. „Schaut und hört: Hier spricht der Herr wahrlich zu eurer Seele, denn sie ist der Teil an euch, der ewig ist und einzig wahr. Sie ist euer *zweiter* Herr, denn es verlangt sie einzig danach, Seinen Willen zu tun. Höret genau, was der Herr hier zu der Seele spricht, wie Er sie also unterweist; Er sagt: ‚Setze dich zu Meiner Rechten.‘ Warum aber spricht Er so zu unserer Seele?“ Mit hochgezogenen Augenbrauen hielt Jeshua einen Moment lang inne und wer ihn kannte, wusste, dass er seine Frage sogleich selbst beantworten würde.

„Er lässt uns damit wissen, dass diese Seele bereits jetzt in Seiner liebenden Nähe verweilt und dort ruhen darf – denn sie soll sich nah zu Ihm setzen. Wer aber sind ihre Feinde, von denen hier die Rede ist?“

Nun schien er eine Antwort von uns zu erwarten. Maryam rührte sich und hob den Arm, sich dabei umschauend, ob noch jemand antworten wollte. Doch Jeshuas Blick ruhte bereits auf ihr, als habe er nur auf sie gewartet.

„Ich selbst bin der Feind meiner Seele!“ tönte ihre klare, dunkle Stimme durch den Saal.

„Ja. Es sind Feinde um die Seele herum, in großer Zahl“, erklärte Jeshua jetzt. „Wir selbst sind es, die nicht zulassen möchten, dass diese Seele heimfindet. Wir selbst sind es, die die Wahrheit scheuen und vor der Ewigkeit bangen. Wir selbst sind es, die das Vertrauen, das Abba sorgsam in unser Herz pflanzte, oftmals wieder zertrampeln und mit Entmutigung und Trübsal auf die Regungen aus unserer eigenen Seele reagieren. Ist es nicht so?“

Kopfnicken, die einen zögerlich, die anderen überzeugt, gar begeistert.

„Was können wir da tun, Herr?“

„Nun, was offenbart uns denn der Psalm Davids?“

Die angesprochene Person räusperte sich. „Es heißt dort, dass Gott Selbst die Feinde vor der Seele niederlegen will.“

„Er legt sie ihr zu Füßen!“ rief Jeshua zustimmend. „Habt ihr dies alle vernommen – dass die Seele in aller Ruhe beim Herrn sitzen darf und dass, wenn sie dies lernt, ihre Feinde – wir selbst – vom Herrn Selbst niedergestreckt und in die Ergebung geführt werden?!

Fürchtet euch bei all dem nicht“, fügte er dann mit ruhiger Stimme hinzu. „Abba ist von Herzen gütig und liebevoll bei allem, was Er an uns tut.“

Das spürbar warme Empfinden von Liebe hatte sich ausgebreitet, wie häufig, wenn Jeshua zu den Menschen sprach. Wir entspannten uns und ich wurde ein wenig schläfrig in der wohligen Wärme göttlicher Umarmung, während meine Seele jedoch wach und jubelnd war.

„Herr, so sage uns doch, wie aber sollen wir dies machen – unsere Seele beim Herrn in aller Ruhe sitzen lassen?“ rief jemand.

Zustimmendes Gemurmel. Jeshua blickte zu Johanna hinüber und nickte ihr zu. Sie erinnerte sich und ihr ganzes Gesicht hellte sich auf.

„Indem wir unser Herz in uns ruhig werden lassen wie ein Kind, das entwöhnt an der Mutterbrust ruht“, gab sie zur Antwort aus dem Psalm, den sie einst gemeinsam mit Salome am See Genezareth für uns ausgelegt hatte. Mit zart klingender Stimme setzte sie hinzu: „Der Boden für diese Ruhe aber ist unser unverrückbares Vertrauen in den geliebten Gott, unseren Herrn!“

*

Kurz nachdem wir zurückgekehrt waren, machte ich mich, nachdem ich im Zelt meine Gebete verrichtet hatte, auf, um ein wenig spazieren zu gehen. In der Nähe befand sich das Wäldchen, in deren Ausläufern wir morgens unsere Toilette

verrichteten. Ich machte einen Bogen um die Stelle und wanderte dann weiter hinein ins Gehölz, wo die Bäume höher wuchsen und die Stämme kräftiger waren. Farn bedeckte den Boden und ich hörte viele Vogelstimmen durcheinanderzwitschern. Hier und da raschelte es im Gebüsch, wenn ich kleine Bodentiere aufschreckte und dann auf einmal lichtete sich der Wald und ich stand wieder vor dem Teich, der lieblich in der Sonne glitzerte. Wie friedlich es hier war, staunte ich und sah mich, vorsichtig näher tretend, aufmerksam um.

Von dieser Seite lag der Teich halb verborgen zwischen hohen Schilfgräsern und geschützt von den hoch wachsenden Palmen. Ganz ruhig lag das Gewässer da und von hier aus vermochte ich zu erkennen, dass es fast kreisrund war. An der Stelle, da ich stand, befand sich eine kleine Ufersenke, die mich einzuladen schien... Noch näher trat ich heran und beobachtete einige Libellen, die knapp über der Wasseroberfläche miteinander spielten und ihre schillernden Leiber übermütig aufleuchten ließen. Überhaupt schien heute alles zu leuchten und es war, als bestünde der Teich ganz aus goldenem Licht...

„Es gibt Heilige Stätten, die nicht von dieser Welt sind“, hatte Jeshua uns eines Tages erklärt. „Orte, die von dort sind und sich hier eine Zeitlang offenbaren, wenn es Sein Wille ist. Sie sind wie ein Türspalt, aus dem das Licht dringt, aus dem dort alles gemacht ist, und manchmal werden sie dem Auge sichtbar, das bereit ist.“

„Wie wird man bereit?“, hatte Jonathan gefragt.

„Ich mache dich bereit! So, wie ein Schmied seine Schwerter klopft in der siedenden Lohe und wie eine kräftige Bäckerin den durchsäuerten Teig knetet und zum Brotlaib formt, mache ich dich bereit.“ Jonathan hatte bei diesen Worten den Kopf zwischen die Schultern gezogen und brachte uns alle zum Lachen.

Ohne zu überlegen zog ich meine Kleider aus und beugte mich zur Uferböschung hinunter. Ich schöpfte ein wenig von dem klaren Wasser und ließ es wieder zurücktröpfeln. Dann stieg ich vorsichtig hinein in den Teich, stieß mich ab und schwamm bis in seine Mitte.

Eine Weile plätscherte ich unbedarft in dem Wasser herum. Es war so weich und umfloss meinen Körper ganz zart, als würde ich unendlich liebevoll und unaufdringlich gestreichelt werden. Ich spürte die Kühle des Teiches, doch zog mich nichts ans Ufer. Wieder und wieder tauchte ich unter, tauchte tiefer jedes Mal und fühlte mich gänzlich frei und leicht. Etwas ist besonders an diesem Gewässer, dachte ich, als ich mich auf dem Rücken treiben ließ. Wenn ich die Augen schloss, spürte ich das weiche Wasser, als sei es pures, flüssiges Gold, das mich umgab, und mir kam der Gedanke, dass es sich so anfühlen musste, wenn man in reiner Liebe badete. Wenn ich so auf dem Rücken dalag und meinen Körper bewegungslos in der Schwebelage hielt, die Ohren unter Wasser, meinte ich sogar, einen zarten Sphärenklang wahrzunehmen, einen entfernten Gesang aus unzähligen Stimmen, die heller erklangen als die Glöckchen an den Hälsen unserer Esel. Das alles war nicht von dieser Welt. Ich war tief überzeugt, eine unsichtbare Grenze überschritten, mich in Gefilde begeben zu haben, zu welchen ich sonst noch keinen Zutritt hatte. Es war Jeshua in meinem Herzen, der wie ein Torhüter den Zutritt gewährte, dessen war ich mir bewusst, und eine Welle von Dankbarkeit überflutete mich.

Irgendwann drehte ich mich vorsichtig wieder bäuchlings und machte ein paar Schwimmzüge dorthin, wo ich am Ufer meine Kleider gelassen hatte. Als ich wieder Grund spürte, griff ich mit vollen Händen nach dem feinen Sand auf dem Grund, halb in Erwartung, dieser müsse aus Goldstaub bestehen und die kleinen Steinchen, die mir durch die Finger rannen, müssten glitzernde Edelsteine in allen Farben sein. Doch war es bloß schwarzer Schlamm, den meine Hände zutage förderten, durchsetzt von einfachen, gräulichen Kieselsteinen.

Ich lachte ein wenig, noch immer unbeschwert von dem besonderen Erleben und gleichzeitig enttäuscht, weil ich unbemerkt die Grenze wieder überschritten hatte, wieder in dieser Welt war, in die meine Seele nicht gehörte...

Rasch stieg ich in mein Gewand, denn die Luft war kühl geworden und nur wenige Sonnenstrahlen erreichten den Boden durch das Blätterwerk. Mein Umhängetuch war fort und ich sah

mich aufmerksam um, gewiss, dass ich es bei mir getragen hatte. Im Wasser hatte ich Gottes Anwesenheit ganz nah bei mir gespürt. Gott war nicht ein strenger, übermächtiger Herrscher, sondern war verspielt und zartfühlend mit der kleinen Seele. Ein versonnenes Lächeln lag auf meinem Gesicht, während ich ein wenig herumlief, um meinen Umhang zu suchen. Die Vorstellung, dass dieser Gott wirklich mit uns spielen wollte, erfreute mein Herz und machte es aufgeregt und leicht. Plötzlich erschien es mir sogar möglich, dass Er mein Tuch fortgenommen hatte und es versteckt hielt... Ich musste über die Vorstellung eines so menschlichen und nahbaren Gottes lachen, denn sie widersprach so ganz und gar dem, was die Gelehrten verkündeten und was der Rabbi meiner Kindheit mich jahrelang gelehrt hatte. Noch immer tönnten solche Worte nach in mir wie ein Echo aus längst vergangener Zeit. Hatte Gott nicht ganz sicher anderes zu tun, als hier mit einer Seiner unbedeutenden Dienerinnen Scherze zu treiben?

Vielleicht nicht...

Und wenn Du mein Tuch nicht fortgenommen hast, Geliebter Gott, so hast Du doch vielerlei unsichtbare Gewänder und Bedeckungen von mir genommen, die da gewiss viel schwerer wiegen...

„Suchst du das hier?“ fragte eine Stimme hinter mir und ich drehte mich erstaunt um, nicht im Mindesten erschrocken, weil mir gerade alles willkommen war, was der Herr mir bereiten mochte.

Da stand Johannes und hielt das Tuch in die Höhe. Ich nickte lächelnd und näherte mich ihm. Er war wunderschön, strahlte schöner noch als sonst und seine Zähne blitzten. Ich nahm den Umhang entgegen und band ihn um meinen feuchten Kopf.

Innerlich fragte ich mich, wie lange Johannes hier bereits verweilt und ob er mich ganz ohne Kleider aus dem Teich hatte kommen sehen? Wiederum – was für eine Rolle spielte es? Noch immer war alles in mir weit und frei...

„Komm, wir setzen uns in die Sonne“, Johannes deutete auf einen flachen Felsen am Ufer des göttlichen Teiches, der im Waldschatten eine tiefblaue Färbung angenommen hatte. Das

übernatürliche Leuchten auf dem Wasser war verschwunden und auch in mir wurde es wieder gesetzt. Eine gewisse Wehmut kam auf, wie ein Trennungsschmerz, weil es so schien, als ziehe Gott Sich aus mir zurück... Hilfesuchend dachte ich an Jeshua. *Es ist ein Irrtum zu glauben, der Vater sei euch nicht am nächsten, nur weil ihr blind seid, Ihn zu sehen*, hörte ich ihn sagen, *lasst ab von solcher Schau. Denket an das Wort, welches gesagt wurde vom finstern und vom lichten Auge. Das lichte Auge weiß um den Herrn immerdar und braucht nicht eine Versicherung. Licht wird ein jedes Auge, dessen Seele dem Herrn zu Diensten ist. So wird das Auge das Fenster zu der Seele, rein und klar.*

„Dienen...“, sagte ich leise, zu mir selbst.

„Wie?“ fragte Johannes und blickte auf. Wir hatten auf dem Felsen Platz genommen und er spielte mit einem Zweig, den er durch die Wasseroberfläche zog. Davon, dass dies ein heiliger Ort war, schien er nichts zu bemerken und auch in meinem Herzen war das Empfinden dafür nun schon fast wieder verschwunden.

„Ach, ich musste an etwas denken, das Jeshua gesagt hat“, erklärte ich, „dass wir das Reich des Herrn schauen können, wenn wir wirklich dienen.“

Johannes nickte, ein wenig abwesend. Dann hellten sich seine Züge auf und er wandte sich mir zu, ergriff plötzlich meine Hand. Ich spürte mein Herz klopfen, wie immer, wenn Johannes mir seine ungeteilte Aufmerksamkeit schenkte.

„Was hältst du vom gemeinsamen Dienen?“ fragte er. Ich war ein wenig unschlüssig. Versuchten wir nicht genau dies? Die Frage musste mir auf dem Gesicht gestanden haben, denn er begann, sich zu erklären und ließ meine Hand nicht los.

„Arda, ich möchte dich gern etwas fragen. Ich frage mich seit geraumer Zeit, ob wir nicht den Weg gemeinsam gehen wollen?“

Ich war mir noch immer nicht sicher, ob ich mich verhört hatte. Johannes, mein Johannes, der Schöne, Schwarzgelockte...? Der doch gewiss meine bezaubernde Schwester verehrte?

„Maryam...?“ brachte ich schließlich hervor.

Er sah einen Moment lang verdutzt aus, schüttelte dann den Kopf, irgendwie ungläubig lächelnd. „Ich bitte dich, willst du denn wirklich nicht bemerkt haben, wie ich zu dir stehe?“ Ich

konnte ihn nur überrascht anstarren. „Ich will dir ein guter Mann sein und ich weiß, du wirst die beste Frau sein, die sich ein Mann wünschen kann. Maryam... wir sind doch einfach bloß geschwisterliche Gefährten in Gott.“

„Und wir sind etwas Anderes?“

Er wiegte den Kopf. „Nein... und doch, ich glaube, wir können einander näher sein!“

Eine Welle der Sehnsucht packte mich. In dem Maße, wie ich spürte, dass etwas in mir sich von Jeshua lösen musste, wuchs diese neue Sehnsucht, der Wunsch, angekommen und gehalten zu sein, in größtmöglicher menschlicher Nähe eine besondere Liebe zu kosten. Ich starrte ihn noch immer ein wenig ungläubig an. Wie schön er war...

In seinen Augen leuchtete eine warme Liebe. „Du bist schön, Arda...“, sagte er leise, fast schüchtern. „In jeder Hinsicht schön.“ Die dunklen Augen schienen noch dunkler zu werden, sein Lächeln tiefer.

Ich begann etwas zu fühlen, das ich als Begehren erkannte, und es erstaunte mich mehr, als dass ich mich da hineinfallen lassen konnte. Wie konnte ich so reagieren, wenn Jeshua zu uns allein von der Seele sprach, die körperlos war, ewig und ohne Verlangen außer dem Gottesdienst?

Oder war es ganz anders? Dieser Körper gehörte Gott. Oblag es dann nicht Ihm, was er damit anstellen wollte? Ja, ließ Er mich in meinem Körperdasein nun so reagieren, um mir einen Fingerzeig zu geben, in welche Richtung ich zu gehen hatte? Abba war unendlich gütig und liebevoll... Er kannte all unsere Freuden, Schwachheiten, Sehnsüchte und Nöte. Sorgte Er einfach für mich, indem Er mir diesen wunderbaren Menschen an die Seite stellte? Ich seufzte.

Ich war ja nicht wie Jeshua, kam nicht von dort und hatte das Reich Gottes nie gesehen. Galten für mich nicht ganz andere Bedingungen? Ich war jetzt hier in diesem Körper, damit musste ich umgehen lernen, ich vermochte nicht zu fühlen, dass ich eine ewige Seele war, wenn ich es auch aufrichtig glaubte. Beinahe etwas wie Trotz stieg in mir auf, Trotz gegen Jeshua, der tagein tagaus von dem Reiche Gottes sprach und davon, ihm

nachzufolgen. Vergaß er dabei nicht ganz und gar, dass wir anders waren, dass es schwer war für uns, zu schwer?

Alle Gedanken, die durch meinen Kopf rasten, wurden ganz still, als Johannes mich küsste. Auf die Wange zuerst, ganz zart, dann auf meinen Mund, warm und fest.

*

Wir hockten zu fünft am Bächlein, das den See speiste, und wuschen Webteppiche, Decken und Kleidung, als Jeshua vorüberschritt. „Kommt einmal mit“, forderte er uns auf und wir ließen sogleich alles liegen und folgten ihm auf dem Fuß.

Etwa eine Stunde lang wanderten wir in der Hitze der Sonne den Weg entlang und entfernten uns von der Stadt. In der Ferne erblickte ich Kamele. Seit Johannes' Offenbarung und unserem Kuss am See war ich mit meinen Gedanken und Tagträumen ganz bei ihm und unserer gemeinsamen Zukunft. Es verwunderte mich und bisweilen schämte ich mich, dass es so um mich stand, wenn es doch hier um etwas weitaus Höheres und unendlich Gewichtiges ging... Ich spürte, dass Jeshua meine Zerstreutheit erkannte und auch den Grund dafür zu sehen vermochte, doch sagte er nichts. Allein sein Blick ruhte manchmal auf mir und wenn ich aufsah, war sein Gesichtsausdruck schwer zu deuten.

Nun tauchte vor uns am Weg etwas auf, das von hier aussah wie schwarze, blattlose Bäume, doch erkannten wir beim Näherkommen, dass es wiederum Kreuze waren, wie die Römer sie aufstellten, um die gesetzesuntreuen Menschen zu bestrafen und uns übrigen zu drohen. Zum Glück waren sie noch leer, obwohl ihnen das, wie ich beim Näherkommen bemerkte, eigentlich kaum etwas von dem Schrecken nahm...

Schauernd blickte ich mich unter meinen Weggeschwistern um. Außer Maryam war Jonathan da, sowie Nathanael und Bartho.

Jeshua blickte Maryam nun gerade an und sprach scheinbar nur zu ihr, doch durften wir alle hören, was er sagte.

„Wenn ich gegangen bin, werden die Menschen anfangen, solches über mich zu sprechen: Dass ich vieles leiden musste und sterben musste für die Sünden der Menschen wie ein Sühneopfer. Oder dass ich mich für die Menschen geopfert hätte, um Gott den Herrn zu besänftigen. Er, der Milde, der Liebliche, sollte besänftigt werden müssen?!

„Er ist für unsere Sünden gestorben“, so werden sie sagen, ohne selbst zu verstehen, was sie da sagen. Wohl mag ich für die Sünde der Menschen, die da meint ‚Trennung‘, sterben – aufzuheben diese Trennung zwischen Gott und der Seele bin ich erschienen und mein Tod wird, wohlverstanden, eine Möglichkeit des Wegs dahin offenbaren.

Lasse aber die ahnungslosen Worte der Menschen sich niemals wie eine Last schwer auf dein Herz senken, Maryam. Ich sage dir wiederum: Mein Joch ist sanft und meine Last leicht, daran kannst du sie in Wahrheit erkennen!“

Jeshua blickte eine Weile lang stumm hinauf zu dem Kreuz, an dessen Fuß wir standen und wir Umstehenden taten es ihm nach, hilflos, denn niemand von uns vermochte angesichts des Gesagten etwas zu erwidern. Mein Herz klopfte hart und schmerzhaft von innen gegen meine Brust. Ich sah aber, wie Maryam allein auf ihn schaute, als sei ihr Blick an seinem Antlitz festgeheftet und sie könne ihn nicht mehr abwenden.

Jeshua sprach weiter: „Weder aber werde ich leiden und sterben, weil ihr schlecht wart, noch, um den Vater durch mein Opfer milde zu stimmen – Abba muss nicht durch zugefügte Grausamkeit und erduldetes Leiden milde gestimmt werden! Was ist denn unser Vater anderes als die Milde und Güte selbst? Lernet, das, was über den Menschensohn kommen mag, mit dem inneren Auge zu schauen und bemüht euch, das, was über den Menschensohn gesagt werden wird, mit dem inneren Ohr zu hören.“

Er schwieg eine Weile und zog den Umhang tiefer ins Gesicht, als wolle er sich vor etwas schützen. Vielleicht vor dem, was da kommen würde...

„Rabbuni“, flüsterte Maryam und ihre Stimme brach, „sage uns, warum also wirst du leiden und sterben?“ Ein paar von uns hatten angefangen, leise zu weinen.

Jeshua lächelte leuchtend und zugleich ein wenig traurig. „Maryam, ich weiß es nicht.“

Ich fühlte Enttäuschung. Sollte es das gewesen sein? Dass dieser Sendbote aus dem Reiche Gottes ein solches Ende finden würde, um das er sogar wusste, wie er um so vieles wusste – und Gott ließ ihn in diesem Moment aber im Dunkeln über den Sinn seines Schicksals?

„Ich möchte dir aber sagen, wes mein Herz zu dieser Stunde voll ist“, verkündete Jeshua und blickte Maryam freundlich an.

„In mir ist eine Weite des Herzens, dass sie unendlich geht und alles, was war, was ist und was noch kommen wird, darin Platz findet.

In mir ist eine Wärme, dass das ewige Eis dahinschmilzt und als unablässiger Tränenstrom ins Meer fließt.

Der Vater und ich, wir sind eins. Und was Sein Wille ist, das ist auch mein Wille.

Es gibt nichts außerhalb Seines süßen Wunsches und es gibt nichts innerhalb dieses Leibes außer Ihn.“ Jeshua deutete mit beiden Händen auf sein Herz und ich unterdrückte das Schluchzen in meiner Kehle. Alle Zerstreuungen des Geistes waren für den Moment von mir gewichen, als seien sie ausgelöscht.

„Mein Tod wird denen, die da Augen haben, zu sehen, das Wesen der Hingabe offenbaren und das, was sie meine Leiden nennen, wird denen, die da Ohren haben, zu hören, das Wesen der Liebe erschließen. Beides, mein so genanntes Leid und mein Tod, wird denen, die da sehen wollen und hören, offenbaren, dass die ewige Seele nichts kennt als diese Liebe, die sich selbst übersteigt; die nichts Eigenes kennt und sich dem Willen des Geliebten gänzlich ergibt, fraglos, zögerlos, zweifellos.

Das ist euch unvorstellbar?“ fragte er in die Runde, als er spürte, was in unseren Herzen vor sich ging. „Das ist nicht das, was ihr von Herzen wollt?“ Nacheinander blickte er uns mit großem Ernst in die Augen. „Das ist nicht das, was ihr von Gott

annehmen wollt, dass Er den, den Er doch lieben muss, Seinen Sohn, einem solchen Schicksal überlasse?“ Jeshua sprach mit erhobener Stimme all unsere Zweifel aus.

„Wie aber kann sich das wahre Wesen der Liebe noch offenbaren, außer, indem ich, die reine Seele im Menschenleib, mich bis in den dunkelsten Winkel hinein, bis ins Unvorstellbarste und Unfassbarste vor aller Augen ergebe in alles, aber auch alles, was da an mir geschändet und gebrandmarkt und verworfen wird von Menschenhand – und alles nehme, alles vergebe, alles liebe?“

Welch einen Gott wollt ihr anbeten, wenn nicht diesen, der da liebt, wie ich liebe; der da Sich ergibt, wie ich mich ergebe; der da Sich schenkt, Sich *euch allen* schenkt, wie ich mich euch schenke?“

Auf einmal ruhte sein Blick allein auf mir und mir geschah die Schau, dass alles, was mich umgab, in weite Ferne rückte und ich mich allein mit Jeshua wähnte, um uns nur die warme Dunkelheit eines unbekanntem und doch vertrauten Mutterleibes...

„Du wirst niemals erkennen können, wer du in Wahrheit bist, wenn du nicht mit eigenen Augen die gänzliche Selbstschenkung einer Seele als Testament ihrer vollkommenen Gotteshingabe bezeugt hast...“, sagte Jeshua leise und fügte dann hinzu: „Das ist alles, wovon ich jemals sprach, was ich lehrte, warum ich heilte und wozu ich strafte. Nun wird all dies zur höchsten Vollendung gebracht werden.“

Dann verflüchtigte sich die Vision, mit ihm allein zu sein, und ich spürte wieder die Sonne auf meinem Kopf und den Sand unter den Füßen.

„Ist denn dieser der einzige Weg?“ fragte Maryam heiser.

Jeshua lächelte geheimnisvoll. „Nein, nicht der einzige!“ Langsam schüttelte er den Kopf.

„Doch für die, denen ich vom Vater gesandt ward – für euch – ist dies, bin *ich* der Weg, die Wahrheit und das Leben. Denn in mir erfüllt sich Abbas Ruf an eine Seele und ihr dürft, so ihr Augen habt, zu sehen, an mir erkennen, was ihr im Kern selbst seid.“

Und deshalb, weil es in meiner Jüngerschaft *nicht um mich*, Jeshua von Nazareth, sondern *um die Nachfolge* einer reinen, Gott ergebenen, *vollkommen liebenden Seele* geht, spreche ich so: Niemand kommt zum Vater, denn *durch mich*.“

*

Am nächsten Tag saßen wir fünf Frauen beieinander wiederum am See, nachdem wir gebadet und einander die Haare gewaschen hatten. Es herrschte Innigkeit und Ruhe zwischen uns und wir ließen uns von dem Raum des Vertrauens umarmen, den wir miteinander teilten.

Estera räusperte sich und blickte uns nacheinander an. „Ihr reist schon länger mit Jeshua als ich“, begann sie mit ihrer samtigen Stimme. „Darf ich eine Frage stellen?“

Ihre Frage war uns natürlich willkommen.

„Ihr scheint alle ganz fest zu glauben, dass er der Sohn Gottes ist... Ist das so?“

„Selbstverständlich“, gab Johanna prompt zurück, eine Spur von Entrüstung in der Stimme. „Hast du etwa Zweifel?“

„Nein... nein“, beeilte Estera sich zu versichern und wirkte fast ein wenig eingeschüchtert und unsicher, ob wir sie wegen ihrer Frage verurteilen würden.

„So selbstverständlich wie du sagst, Johanna, ist es vielleicht gar nicht“, sagte Maryam und ich fühlte Dankbarkeit. Esteras Frage bedurfte unserer tiefen Aufrichtigkeit.

„Warum sollten wir nicht auch daran zweifeln dürfen?“ fügte Maryam hinzu.

Johanna schaute sie mit schief gelegtem Kopf an. Sie schien nie in Frage gestellt zu haben, warum sie Jeshua folgte und ob ihr Glaube an ihn tief genug war...

„Darf ich euch darum fragen, was es genau ist, das euch an ihn glauben lässt?“ fragte Estera nun, noch immer mit einer etwas vorsichtigen Stimme, aber durch Maryams Unterstützung mutig geworden. Sie lächelte Johanna freundlich zu: „Versteht

mich nicht falsch, ich fühle auch, dass es wahr ist. Doch stelle ich mir seit geraumer Zeit die Frage, warum ich so fühle und wie es wohl in euch aussieht.“

Salomes Blick schweifte nachdenklich über den See, der in der Morgensonne dalag und das Spiel der Libellen über seiner Wasseroberfläche in vollendeter Schönheit spiegelte... *Wenn es in uns so klar und still geworden ist wie dieser See – werden wir dann ebenfalls ein Spiegel der Wirklichkeit?*, fragte es in mir.

„Ich glaube an ihn wegen der Wunder, die er tut“, lautete Salomes Antwort.

„Ach, Wundertaten können viele vollbringen“, warf Maryam ein, eine Spur Schärfe in der Stimme. „Das macht doch noch keinen Heiligen!“

Salome schaute sie mit einem beinahe entschuldigenden Lächeln an und zog die Schultern hoch.

„Und du, Johanna?“ fragte Estera sanft.

„Ehrlich gesagt, nun, da du so fragst, fällt mir ein, dass ich an ihn glaube, weil die anderen an ihn glauben!“ antwortete Johanna und stützte ihr Kinn auf die Faust. „Ja...“, sie blickte uns alle nacheinander an, „ich sehe, dass ihr an ihn glaubt, ihm von Herzen vertraut, und das lässt auch mich glauben... Ist das falsch?“ fragte sie uns dann, verunsichert.

Salome legte ihr die Hand auf den Arm und schüttelte beruhigend den Kopf.

„Es kommt darauf an...“, sagte Maryam nachdenklich, „ob dein Glaube wirklich echt ist! Wenn wir alle nicht mehr da wären oder aufhören würden, an ihn zu glauben – bliebe dein Glaube dann trotzdem fest?“

Johanna biss sich auf die Lippe. „Manchmal sind mir eure Nachdenklichkeiten zu viel“, sagte sie schließlich. Wir wechselten einen liebevollen Blick. Ihre Art, Jeshua und Gott zu dienen war von besonderer und stiller Tiefe und ich liebte sie dafür. Sie betete viel und inniglich und machte nicht viele Worte.

Eine Weile sagte niemand etwas. Maryam schaute ebenfalls hinaus aufs Wasser und es war an ihrem Gesicht zu erkennen, dass es in ihr arbeitete.

„Darf ich euch etwas anvertrauen?“

Wir versicherten ihr, dass sie dies durfte und so sprach sie: „Um auf deine Frage zu antworten, Estera: Mein Glaube gründet sich ebenfalls auf Jeshuas Wundertaten.“ Erstaunt zog Salome die Augenbrauen in die Höhe, doch ich kannte Maryam gut genug, um zu wissen, dass dies noch nicht alles war: „Ich spreche aber von den Wundern, die er an *mir* vollbringt! Ja, seit ich mit ihm gehen darf, hat er viele solcher Wundertaten vollbracht, dass ich es manchmal gar nicht glauben kann...“ Ihr traten Tränen in die Augen und sie schüttelte ganz leicht den Kopf. Ich ergriff ihre kühle Hand und schaute sie an, das Herz warm von Zuneigung.

„Arda hat es miterlebt, viele Male...“, fuhr sie fort. „Er hat mich auf jede erdenkliche Weise geheilt, wie man einen Menschen nur heilen kann. Und er tut es noch immer.“ Sie zog die Nase hoch. Salome ergriff ihre andere Hand.

„Ich meine wirkliche, echte Heilung... Heilung zur Seele hin!“ erklärte Maryam nun. „Er nahm mir meine Gier und meinen Zorn... Er nahm auch von mir den Neid auf andere und selbst auf ihn und auf Gott. Der Stolz meines Herzens verflüchtigt sich von Tag zu Tag...“ Sie nahm sich Zeit, uns in die Augen zu schauen. „Er macht mein Herz rein, so wie er den Tempel gereinigt hat.“ Jetzt lachte sie ein wenig und wir fielen mit ein, wussten wir doch, was sie meinte. Gewiss hatten wir alle an uns selbst wahrgenommen, dass uns das Beisammensein mit ihm verwandelte in etwas Besseres; weicher und zarter wurde es in uns.

Maryam wurde unversehens wieder ernst und fuhr sich über die Nase.

„Etwas ist da aber noch und... das lässt mich manchmal verzweifeln!“ Sie schüttelte den Kopf und ich schaute sie aufmerksam von der Seite an. Sie hatte sich mir damit diesmal nicht anvertraut.

Sie holte Luft. „Es ist...“ Sie biss sich auf die Lippe.

„Lust“, sagte Estera leise, Ernst und Mitgefühl in der Stimme. Maryam schien nicht einmal überrascht zu sein und nickte nur einmal kurz.

„Wie meinst du das?“ fragte Johanna ein wenig neugierig und beugte sich vor. „Was soll daran schlimm sein? Das ist doch menschlich...“

Maryam öffnete den Mund, doch kam kein Ton heraus und sie schloss ihn wieder. Ein paar Atemzüge lang saß sie da und etwas kämpfte in ihr – es schien unendlich schwer zu sein, uns dies zu offenbaren.

„Maryam...“, sagte ich leise, mit ermutigender Stimme, denn ich vermochte jetzt stark zu fühlen, dass es wichtig und richtig war, dass sie sich uns anvertraute. Sie wechselte einen Blick mit Estera, die daraufhin noch einmal für sie das Wort ergriff.

„Du fühlst manchmal eine Anziehung zu Jeshua...“

Mit zusammengepressten Lippen nickte Maryam. Salomes Hand war unwillkürlich zum Mund gefahren.

„Ja...“, flüsterte Maryam und schaute zu Boden. „Mir wird manchmal zumute, als sei ich seine Braut!“ Gespannt lauschten wir ihr. „Er ist der Sohn Gottes, eine reine Seele in Menschengestalt... Ich weiß es! Er ist der Messias. Ich darf ihn doch nicht begehren, nicht für mich und nicht so...“ Sie legte ihre Hand auf den Mund als wolle sie weitere Worte daran hindern, hinauszuströmen. „Aber...“, nun quollen Tränen aus ihren Augen hervor und wir hielten sie fest an den Händen, umfassten ihre Knie. „Es gibt Momente, in denen sich alles in mir nach seiner Umarmung sehnt. Dann ist er für mich nur ein Mann, nach dem ich mich sehne! Und dann will ich all dies nicht mehr; nicht den Weg, den wir gehen, nicht dieses Pilgerleben, nicht den Gottesdienst und kein Gebet mehr sprechen.“

„Oh...“, machte Salome und weinte auch.

„Es ist so mutig von dir, uns das zu sagen“, sagte Estera leise.

„Du hast es gewusst, nicht wahr?“ fragte Maryam unter Tränen.

„Ich ahnte es.“

„Fühlt er denn auch... Ich meine...“, Johanna rang um Worte.

„Nein“, sagte ich da, ehe jemand antworten konnte. Alle sahen mich an.

„Woher weißt du das?“ fragte Salome und deutete auf meine Schwester. „Maryam sitzt bei ihm an vielen Abenden...“ Sie

wandte sich an Maryam: „Oft sehe ich seine Augen auf dir ruhen. Ja, er schaut auf dich wie sonst auf niemanden.“

„Nein.“ sagte ich noch einmal, mit einer Bestimmtheit, die mich selbst überraschte. „Jeshua ist nicht so. Er ist anders, liebt anders, denn er ist nicht von dieser Welt. Seine Liebe kennt keine Körper und meint allein die Seele. Fühlt ihr es nicht?“

Sie schauten mich einfach erstaunt an. Ein wenig schüchterner geworden, sprach ich zögernd weiter: „Ich kenne auch diese Gefühle, von denen du sprichst, Maryam...“

„Gegenüber Jeshua?“

„Ja.“

Meine Antwort hatte erstaunte Ausrufe zur Folge.

„Trotz... Johannes?“ fragte Estera und überraschte mich damit einmal mehr mit ihrer feinen Beobachtungsgabe. Ich bemerkte, dass die anderen über diese Neuigkeit verblüfft und erfreut waren und sich anschickten, mich mit Fragen zu bestürmen, und winkte kopfschüttelnd ab. Wie belanglos mir die Liebesgeschichte mit Johannes in diesem Moment erscheinen wollte neben dem, was es jetzt und hier zu besprechen galt.

„Es gibt etwas, das wir immer mehr verstehen dürfen“, fuhr ich fort, hauptsächlich an Maryam gewandt. „Es ist unsere Seele, die ihn erkennt und antworten möchte auf seinen Ruf. Weil sie aber in diesem Leib steckt, reagiert auch der Leib. Er kennt aber nicht die Liebe von dort, aus Gottes Reich... Er kennt nur die irdische Liebe, die mit Lust vermischt ist. So drückt die Seele, solange sie noch stark mit dem Körper verbunden ist, ihre Liebe auf diese hilflose Weise aus.“

Maryam war still geworden und sah irgendwie beeindruckt aus.

„Lass uns deswegen nicht verzagen“, sprach ich langsam weiter. „Er wird auch das noch von uns nehmen, ganz gewiss. Es ist unser bedingungsloses Vertrauen, das ihn solches alles tun lässt.“

Ich wusste ja selbst nicht genau, woher diese Worte mir entströmten, fühlte aber während dieser ganzen Zeit, dass Jeshua hier war, mitten unter uns, fühlte mich in den Armen meines Rabbis geborgen.

„Wie ist es bei dir?“ fragte Johanna nun. „Dein Glaube an ihn ist stark, oder?“

Ich schwieg eine Weile und nickte dann.

„Und... wieso glaubst du so sehr an ihn?“ fragte Estera.

Da stiegen aus meinem Inneren die unzähligen Momente mit ihm auf, ich sah ihn vor mir, leuchtend und unfassbar schön, hörte seine Stimme, die die geheiligten Worte sprach, deren Stimmungen meine Seele tief in sich barg.

„Ich sehe ihn dienen...“, gab ich da leise zur Antwort, „wahrhaft lieben. Er lässt mich erkennen, was Gottesliebe heißt. Und ich spüre, dass meine Seele jubelt: ‚Es ist wahr! Es ist wahr!‘ Und meine Beine laufen ihm nach, ganz von allein, und meine Hände verrichten sein Werk, willenlos, und mein Mund will seine Worte sprechen – und sonst nichts.“

„Er tut es ja schon“, sagte Maryam leise.

„Deshalb vertraue ich auf ihn“, sprach ich weiter, „und deshalb fühle ich in mir die Bereitschaft, meinerseits nun alles hingeben zu wollen – für ihn.“

Seine Liebe zu Abba lässt in mir keinen Zweifel mehr, dass Abba da ist und dass Er so ist, wie Jeshua von Ihm kündigt: Ein sanfter, ein liebender Gott. Der uns Seinen Sohn gesandt hat, dass wir zum wahren Leben finden; jetzt, hier auf Erden und in Ewigkeit.“

Eindringlich schaute ich meine Gottesschwester an, eine nach der anderen.

„Wisst ihr... Dass jemand wie Jeshua in unser Leben getreten ist, das bedeutet sehr viel... Nämlich, dass Abba Selbst ihn mit einer Absicht zu uns geschickt hat. Diese Begegnung ist ja nicht einfach ein Zufall.“

„Woher willst du das wissen?“ flüsterte Maryam.

„Ich weiß es, als würde es mir jemand, dem ich vertraue, jeden Tag von innen her versprechen“, gab ich zurück, „und ich fühle jetzt in diesem Moment ganz tief, dass Gott ihn mir gesandt hat, weil es Sein Wille ist, dass ich Heim finde zu Ihm... und es allein niemals schaffen würde!“

Ja... ich fühle mich wirklich von Ihm gemeint wie eine auserwählte Braut.“

Jeshua zog sich am späten Abend zurück und ging hinaus in die Wüste. Er tat dies in diesen Tagen am Ölberg nun jeden Abend und schien dabei darauf achten zu wollen, dass niemand ihn sah, wenn er ging. Ich aber sah ihn und ich folgte ihm, denn ich konnte nicht anders. Etwas zog mich unwiderstehlich hin zu ihm, ihm nachzugehen, heimlich seinen Spuren zu folgen und seine Gestalt im Dämmerlicht auszumachen, die, je weiter er sich von unserer Lagerstatt entfernte, immer mehr mit dem schattigen Himmel verschmolz, bis sie schließlich ganz verschwand, weil er sich auf den Boden beugte, sich verneigte, sich ganz langgestreckt hinlegte, manchmal länger als eine Stunde. Ich verharrte in seiner Nähe hinter einen Felsen gekauert und verbrachte die Zeit damit, dorthin zu starren, wo ich ihn liegen oder sitzen ahnte. Da war ein neues Gefühl in mir heraufgedämmert, dass ich diesen Starken, diesen Furchtlosen, diesen, der keine feigen Händel einging, der die Wahrheit liebte und sich nicht scheute, sie zu leben und zu lehren, nun um jeden Preis beschützen wollte mit den wenigen erbärmlichen Kräften, die mir von Gottes Gnaden gegeben waren.

Erst viel später sollte ich begreifen, dass dieser Wunsch, ihn zu beschützen, eigentlich dem galt, was er in mich hineingesät hatte – dem so zarten Pflänzchen von Liebe und Heil...

Dann betete Jeshua. Manchmal war es einfach gänzlich still um ihn und um mich und in mir wurde es ebenfalls still. Dann hörte auch der Wind auf zu wehen und das Geräusch der Sandkörnchen, die voreinander her getrieben wurden, erstarb. Die Wüste war der stillste Ort, den ich je betreten hatte, doch in der Nähe Jeshuas, des Gottessohns, wurde sie zum stillsten Ort der Universums, wurde zur Stille selbst.

Ich begriff in diesen Tagen, dass es ganz stille in uns Menschen werden darf, bevor Gottes Wort an uns ergeht. Ich begriff ferner, dass dies die intimsten Momente waren, die ich je mit meinem geliebten Lehrer teilen würde, denn ich spürte von irgendwoher, dass er um meine Anwesenheit sehr wohl wusste.

Jedoch unternahm er deswegen nie etwas und auch bei Tage erhielt ich kein Zeichen, das mir dieses Empfinden von einer stillen Übereinkunft zweier Seelen bestätigt hätte.

Jeshua hatte seinen Platz gefunden und sich im Angesicht Gottes zu Boden geworfen. Ich tat es ihm nach und musste auf einmal weinen. Ganz lang streckte ich die Arme vor mir aus und in mir stieg das Bild zweier göttlich gesegneter Füße auf, die ich umklammerte, mit meinem Tränenstrom benetzte und nie wieder loslassen wollte. Ein unterdrücktes Schluchzen entrang sich meiner Brust. Schreiend wollte ich flehen, flehen um die Erhörung unserer Bitten, flehen darum, zu meinem Herrn und Gott aufsteigen zu dürfen, flehen, Ihn lieben, wahrhaft lieben zu und alles dafür geben zu dürfen... Und ich wusste nicht einmal, ob dies mein eigenes Empfinden war, oder ob Jeshua es tief im Herzen so empfand und mich voller Mitgefühl daran teilhaben ließ.

Als ich ein Geräusch hörte, zuckte ich zusammen und blickte auf. Eine Gestalt war ganz in der Nähe aufgetaucht, eilte, ohne mich gesehen zu haben, vorüber und hielt auf die Stelle zu, an der Jeshua sich befand. Welche Wucht die durch die Bewegung aufgewirbelte Luft um mich herum auf einmal entfalten konnte...

„Jeshua!“ hörte ich die Stimme meines Bruders in der nächtlichen Stille klar und deutlich.

„Judas...“, erwiderte Jeshua und klang abwesend und zugleich zärtlich. „Setze dich einen Augenblick zu mir...“

„Du hast mich hierher gebeten..?“ begann Judas und vermochte seine Neugier offenbar nicht zu zügeln. Ich spürte, dass Jeshua sich Zeit nehmen wollte für die Dinge, die er zu sagen hatte, und begann darüber nachzudenken, wie ich ungehört den Rückzug antreten könne. Da war es mir, als hörte ich Jeshuas Stimme ganz nah: *Bleib!* Und so blieb ich atemlos lauschend an Ort und Stelle liegen.

„Du mein lieber Judas...“, sprach Jeshua leise, doch für meine Ohren gut hörbar. Vor dem geistigen Auge sah ich ihn sich vorbeugen und nach Judas' Händen greifen, ihn dabei ein wenig von unten her anlächelnd, eine Geste, die ich bei ihm so oft gesehen hatte, wenn er mit einem von uns sprach. Heute stach

mir die Vorstellung tief ins Herz. Etwas würde geschehen in dieser Nacht, das alles verändern würde, ich war mir dessen ganz gewiss und biss mir unwillkürlich schmerzhaft auf die Lippe.

„Rabbi...“, sagte Judas leise und täuschte ich mich oder war da ein flehentliches Unterton? Etwas schien Judas zu beunruhigen an der Art, wie Jeshua sich verhielt, wie er sprach, oder vielleicht, wie er ihn anschaute...

„Du mein lieber Judas“, sagte Jeshua noch einmal und dann brach seine Stimme, weil Tränen ihn übermannten.

Ich hörte Judas flüstern. „Jeshua... Jeshua..!“

„Es ist gut!“ sagte Jeshua schließlich, „höre nun, Judas, mein Lieber. Ich habe dir etwas zu sagen, das von heute an alles verändern wird. In dir und auch in mir. Es gibt etwas, darum der Menschensohn dich bitten muss und es ist eine schwere Last, die ich dir aufbürde.“

Ich konnte förmlich spüren, wie Judas der Schrecken in die Glieder fuhr, denn es war auch mein Schrecken. „Deshalb bitte ich dich nun, mir ein Versprechen zu geben: Dass du tun wirst, worum auch immer man dich bittet.“

Judas sagte eine Weile lang nichts. Vor dem geistigen Auge sah ich die beiden, wie sie einander in einem stummen Ringen anschauten, während der Ausgang dieses Ringens doch bereits feststand. Niemand, der wirklich bei Jeshua Zuflucht genommen hatte, konnte sich seinen Anweisungen widersetzen – und kamen sie auch im lieblichsten Gewand daher...

„Ich tue, Herr, worum *du* mich bittest.“ sagte Judas schließlich. Ich horchte auf. Noch nie hatte Judas ihn mit ‚Herr‘ angeredet.

„So sei es“, hörte ich Jeshuas Stimme nun ganz fest. War sein Blick nun stählern geworden, wie in gewissen Momenten, wenn wir ihn voller Klarheit und sogar Härte erlebt hatten?

„Nun höre. Dies ist meine Bitte an dich, Judas Iskariot: Dass du mich verraten wirst an jenem Tage, da ich es dir sage, und mich ausliefern wirst an jene, die den Menschensohn um der Wahrheit Gottes willen verfolgen und ihn kreuzigen werden im Angesicht dieser Erde!“

Einen Moment lang erstarb jegliches Geräusch in mir und um mich herum und dann wehte ein unmenschlicher Ton zu mir herüber, ein Heulen, das Judas' Kehle entwich und zwischen den Fingern seiner Hände hindurchtönte, die er sich vors Gesicht geschlagen haben musste. Dreimal schrie er wie von Sinnen: „Nein! Nein! Oh, *Nein..!*“ Und ich krümmte mich im kalten Wüstensand zusammen und hielt mir die Ohren zu und weinte keuchend und haltlos. Der Schmerz loderte in meinen Eingeweiden und ich vermochte nicht zu sagen, ob es der Schmerz war über das, was da kommen würde, oder ob es das Leid des Judas war, meines geliebten Bruders in Gott, dem Jeshua solch unsägliche Treuetat abverlangte.

„Judas...“, tönte Jeshuas sanfte Stimme herüber, „Judas..., mein Judas... Jetzt ist es genug. Hör auf und lass die Tränen versiegen. Lass deine Seele dich aufrichten und lausche auf ihre Stimme, die weiß, dass es Abbas Wille ist, den wir tun.“

Ich hörte Judas unterdrückt schluchzen, doch er bemühte sich darum, die Fassung zu wahren. „Bitte nicht, Jeshua“, flüsterte er, „bitte nicht so etwas. Wie kannst du das von mir verlangen? Was soll das alles..?“

„Siehe, meine Zeit ist gekommen und ich muss diese Welt bald verlassen. Was ich zu sagen und zu tun gekommen bin, ist nun bald gesagt und getan. Für diesen letzten Schritt bedarf es all unserer Kraft und ein jeder hat sein Kreuz, das er tragen wird, und eine jede hat ihre Herzenswunde, die von dem Tage meines Fortgangs an bluten wird.“ Jeshua schwieg einen Moment und ich vermochte vor meinem geistigen Auge zu sehen, dass er Judas, der noch immer haltlos weinte, in den Armen hielt und streichelte. „Bitte sei tapfer um der Liebe Gottes Willen, Judas. Oh, Judas...“, Jeshuas Stimme brach wiederum, „ich bitte dich im Namen meines Vaters, der mir um der Liebe zu Seinen Kindern willen solches aufgetragen hat, mir bei diesem Schwernis zu helfen... Allein kann ich es nicht. Doch ich bitte dich nun, deine Rolle einzunehmen und sie bis zum Ende zu spielen...“

„Was ist das Ende?“ fragte Judas tonlos. Und bevor Jeshua antworten konnte, setzte er hinzu: „Ich werde nicht eine solche Tat vollbringen und sie ungesühnt lassen. Um deinetwillen werde

ich tun, was du verlangst, weil ich dich liebe und du mich bittest. Doch wird jener Tag nicht zu Ende gehen, ohne dass er mein Ende gesehen hat.“

„Siehe, eben das ist wahre Liebe“, sagte Jeshua sanft, „die Seele, die wahrhaft liebt, tut nicht mehr ihren Willen, sondern Seinen, was er auch sei und was immer es koste. Doch gerade darum sollst du nicht sterben, sondern leben, Judas. Versprich mir auch dies, dass du leben wirst!“ Jeshuas Stimme war klar und eindringlich.

Doch Judas gab hierauf keine Antwort mehr.

Irgendwann ging er fort, kam wieder an mir vorüber, ein gebrochener Mensch, der von nun an nicht mehr derselbe sein würde.

Ich blieb in dieser Nacht in der Wüste, nicht nur, weil Jeshua dort bis zur Morgendämmerung verharrte, sondern weil ich mich nicht zu rühren vermochte. Mein Körper war taub und wie gelähmt und ich spürte ihn nicht mehr.

Irgendwann kam Jeshua, kniete neben mir im Sand und sprach mich mit seiner leisen, zärtlichen Stimme an, die die Seele erwecken und hervorlocken wollte.

„Arda.“ Mehr sagte er nicht. Ich schlug die Augen auf und sah in sein Gesicht, das zugleich ernst blickte und lächelte. Er streckte die Hand aus und legte sie auf mein Herz, sodass mir warm wurde und ich meine gelähmten Glieder wieder zu rühren vermochte.

„Rabbi...“, flüsterte ich mit trockenen Lippen. Seine warmen Hände umfassten mein Gesicht und aus seinen klaren Augen sprach nichts als die leuchtende Liebe eines zarten Gottes. Meine Tränen liefen ungebremst über seine Finger und ich hielt seine Handgelenke umfasst. Er beugte sich vor und küsste sacht meine Stirn.

„Steh jetzt auf, meine Arda, und geh. Was du gehört hast, das lass in deinem Herzen brennen, bis es Zeit ist.“

„Zeit wofür?“ brachte ich hervor.

„Zeit für die eine Geschichte, die zu erzählen du gekommen bist.“

*

Und wieder Jerusalem. Jerusalem, du Wundersame, Lärmende; du Schmutzige, Gefährliche... Täglich waren wir dort, auf ihren Straßen, passierten die vollen Märkte, begegneten Menschen, besuchten Gastmähler, zu denen Jeshua eingeladen wurde.

Seine Nachdenklichkeit wuchs in diesen Tagen und sie drehte sich um die Pharisäer und Schriftgelehrten. Es war nicht nötig, dass er uns dies mitteilte, weil es offensichtlich war. Sie waren überall, traten in Grüppchen auf oder allein und machten ein rechtes Getöse um den eigenen Stand. Die Menschen des Volkes behandelten sie mit Respekt, ja, beinahe Angst: Sie waren diejenigen, die das Wort Gottes verkündigten, die Belohnung oder Strafe in Aussicht stellten und die Maßstäbe gottgefälligen Verhaltens festsetzten.

„Und die unmittelbare Berührung des einzelnen mit seinem Gott wird verhindert“, sagte Johannes zu mir in einem der seltenen und kurzen Momente von Zweisamkeit. Ich stimmte ihm zu: „Ihre Macht gründet sich aber auf das Bild, das sich die Menschen von Gott gemacht haben, oder nicht? Das Bild des unzugänglichen, gestrengen und strafenden Gottes...“

Johannes lächelte und drückte meine Hand. Auch ich liebte diesen Austausch mit ihm, war aber nicht recht bei der Sache, denn ich konnte Judas nicht vergessen, den Bruder, dem die schwere Schicksalsbürde auf den Schultern lastete, der bleichgesichtig und hohlwangig aussah von einem auf den anderen Tag, sodass auch die anderen es bemerkt hatten und sich besorgt um ihn kümmerten. Sie glaubten, eine Krankheit habe ihn befallen. Er aber wich allen Versuchen der Annäherung aus und ich sah ihn immer wieder mit Tränen in den Augen schnellen Schrittes fortgehen. Es zerriss auch mir das Herz und

ich vermochte nichts zu sagen oder zu tun, was sein Leid gelindert hätte. Wie konnte denn der direkte Auftrag Gottes ein solches Leid bedeuten, fragte ich mich, ein solches Hadern, solche Schwermut und Bekümmerung... Solche Schuld! Und dies in Einsamkeit zu tragen... Ja, auch ich geriet hinein in ein Hadern mit diesem Gott, der uns solches abverlangte: Dass Judas handeln sollte in solch grausamer Rätselhaftigkeit; dass er entgegen all seiner Empfindungen und inneren Wahrheit, die doch dank Jeshua in seinem Herzen Früchte trugen, agieren sollte.

Das brachte mich zu dem anderen Schrecknis dieser Tage: Dass Jeshuas Fortgang nun in jedem Moment geschehen und niemand von uns es verhindern konnte.

Ich blickte Johannes an. Es wollte mir so banal erscheinen, dass wir hier einträchtig zusammensaßen; ein frisch verliebtes Paar, das sein Beisammensein genoss... Und doch war auch dies ein Teil dieser, ein Teil meiner Geschichte. Mit ihm über das zu sprechen, was ich erfahren hatte, war mir allerdings nicht gestattet, das sagte mir mein Herz.

Johannes sprach erneut: „Die Menschen glauben, es bedürfe eines Mittlers zwischen ihnen und Gott.“

„Aber... dessen bedarf es doch auch?!“ Natürlich dachte ich an Jeshua, der mein Herz für Abba bereit gemacht und geöffnet hatte.

„Ja, doch ist der wahre Mittler zwischen uns und Gott allein der, der die Seele dem Herrn zuführt, dass der Herr Selbst in ihr Wohnung nimmt, ist es nicht so? Sie aber verleiten die Menschen zu dem Glauben, unbedeutend und schlecht zu sein und dass sie niemals aus sich heraus zu Gott in Beziehung treten könnten.“

„Das ist es, was Jeshua beschäftigt in diesen Tagen.“ Ich nickte nachdenklich. Es erschien mir manchmal nicht fassbar, dass dem wirklich so war: Im Angesicht seines herannahenden Todes war er noch immer so gegenwärtig, dass ihn allein die Wünsche seines geliebten Herrn und das Leid der Menschen bewegten.

Auf der Grundlage von Angst, die die Menschen vor den angedrohten Strafgerichten hatten, war den Tempeloberen an

vielen Stellen völlig freie Hand gegeben. Mehr als einmal waren wir Zeugen einer Hausenteignung geworden. Wehrlose Witwen, denen von einem Moment auf den anderen zugunsten des Tempels ihr Haus genommen wurde, standen mit ihren Kindern und armseligem Hausrat auf der Straße, rat- und hilflos, allein.

„Denket nur nicht, dass es mich aufbringt, dass diese nun ihren Besitz verloren haben“, sprach Jeshua später über das Geschehnis.

„Der Mensch mag Häuser erben oder verlieren – es ist ja einerlei! Es ist aber Sünde“, erklärte er weiter, „dass ein Gottvertrauen, welches im Herzen solch armer Menschen Fuß gefasst hat, ins Wanken gerät, wenn dies im Namen Gottes und Seines Tempels geschieht! Das ist wahres Leiden. Aus wahrer Gottesliebe folgt redliches und mitfühlendes Handeln in der Welt. Darum sind diese schlimmer als scheinheilig zu nennen: Es sind Heuchler, Diebe, Mörder!“

Zu der nächsten Lehrrede, die Jeshua hielt, waren viele Menschen gekommen. Jeden Tag wuchs die Menge an Zuhörenden und es fanden sich darunter die Armen wie die Reichen, die Gelehrten wie die Einfachen, Männer und Frauen, Alte und Kinder.

Jeshua saß da, im gigantischen Tempel der Heiligsten Stadt unserer Welt und schaute vor sich hin. Mein Blick heftete sich auf ihn und zog den Anblick in mein Herz hinein. Ohne *dich*..., dachte ich da, ohne dich wäre diese Heilige Stätte nur ein Wüstenort und jedes Gebet bloß leere Rede. Ohne dich wären die Heiligen Schriften ihrer Tinte nicht Wert und alle Begegnungen wie der Tod, der wahren Liebe bar... Aus der Trockenödnis meines Herzens hast du blühende Gärten geformt!

Sein Blick war nach innen gekehrt und es war, als sei er gar nicht bei uns und müsse sich selbst dazu anhalten, etwas zu sagen. Als er es dann tat, erhob er sich zugleich in einer fließenden Bewegung und hielt dann seine gesamte Rede im Stehen, wobei er die Menschen in der Menge direkt anschaute, manchmal sehr lange und manchmal mit einem solchen Ausdruck intensiver Intimität auf dem Gesicht, dass er spürbar

nur dieser einen Person galt, die sich angesprochen fühlen durfte.

„Gott, der Herr ist der Schöpfer von allem. Er schuf den Himmel und die Erde und Er sprach: ‚Es werde Licht!‘, und Gott sah, dass das Licht gut war. Alles, was da ist zwischen Himmel und Erde – und weit darüber hinaus! – schuf Gott, der Herr.“ Jeshua hielt inne und schaute umher. Die Menschen nickten, bereits jetzt sichtlich ergriffen, nicht nur, weil diese Heiligen Eingangsworte der Schrift von einer geheimnisvollen Kraft aufgeladen waren, sondern weil Jeshua sie mit einer solchen Vollmacht sprach, dass es uns scheinen wollte, als würde Gott im nächsten Moment vor uns Gestalt annehmen.

„Gott schuf alles, das da ist, und Er sah, dass es gut war. Dann sprach Gott: ‚Lasst uns Menschen machen nach Unserm Bilde, Uns ähnlich, die da herrschen sollen über das Irdische.‘ Da schuf Gott den Menschen nach Seinem Bilde.“ Wieder eine Pause. Die Worte entströmten Jeshuas Mund langsam und bedächtig, jedoch ohne, dass er eines abwägen musste. Es waren die Worte seines Vaters und nicht seine eigenen. Jeshua kannte keine eigenen Worte. Und wenn, dann waren es innigste Worte, die Er in der Stille zu Abba sprach, zu seinem Gott, nicht aber zu den Menschen.

„Gott aber sprach nicht: ‚Lasst Uns Menschen machen, und die einen sollen herrschen über die anderen?! Und nicht sprach Gott: ‚Die da herrschen über andere sollen sich und ihre Herrschaft von Gottes Gnaden nennen und sie sollen näher bei Mir sein und Mein Wort hören und es denen verkünden, die da als Meines Wortes unwürdig gelten und zu denen Ich darob nicht persönlich spreche.‘ Nein! Gott schuf den Menschen als Krone der Schöpfung, weil der Mensch in besonderer Weise dazu berufen ist, Sein Gegenüber zu sein, auf Ihn zu schauen, Ihn zu hören, nach Ihm zu rufen. Das ist der Mensch!

Und das ist *ein jeder* Mensch und nicht bloß einige wenige.

Fühlst *du* Gottes Nähe?“ fragte Jeshua nun einzelne aus der Zuhörerschaft. Überrascht und teils ängstlich schüttelten die meisten den Kopf, andere blieben stumm, abwartend. Unter den Pharisäergrüppchen und denen, die im unmittelbaren

Tempeldienst standen, war eine gewisse Unruhe aufgekommen, doch ließen sie ihn weitersprechen.

„Es ist aber dein Recht, euer aller Recht, diese Nähe zu Gott selbst zu erfahren und in Ihm zu sein immerdar!“ verkündete Jeshua laut. „Noch einmal: Ausnahmslos jedem Menschen ist es bestimmt, in Gott zu verweilen und Gott in ihm!“

Ihr dürft euch euer heiligstes Inneres nicht entreißen lassen und nicht sollt ihr euch richten nach denen, die da vom Lehrstuhle Moses' herunter zu euch predigen. Denn was sie sagen, das tut und befolgt. Aber nach ihren Werken richtet euch nicht! Sie binden schwere Lasten zusammen und legen sie den Menschen auf die Schultern.“

Er wandte sich nun den Angesprochenen direkt zu und sprach mit erhobener Stimme: „Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Scheinheiligen! Denn ihr verschließt das Himmelreich vor den Menschen. Ihr selbst geht ja nicht hinein, lasst aber auch die nicht hinein, welche hineingehen wollen. Ich habe bei euch erkannt, dass ihr die Liebe zu Gott nicht in euch tragt. Ich bin im Namen meines Vaters gekommen, doch ihr nehmt mich nicht an; wenn ein anderer in seinem eigenen Namen käme, den würdet ihr annehmen.“

Wie könnt ihr zum Glauben kommen, da ihr Ehre voneinander annehmt, aber nach der Ehrung, die vom alleinigen Gott kommt, kein Verlangen tragt?“

Nun begannen die Tempelvertreter und Schriftgelehrten zu murren über Jeshuas Worte und einander vielsagende Blicke zuzuwerfen. Dann rief jemand: „Wir wollen endlich Beweise sehen, Wunderzeichen jetzt und hier, dass du so reden darfst: Wenn du der Sohn Gottes bist, so rede, wie Er es dir befiehlt. Bist du es aber nicht, ist deine Rede frech und du gehörst hinaus geworfen mit deinem ganzen Pack!“

Jeshua zog die Augenbrauen in die Höhe. „Ein Wunderzeichen wollt ihr sehen, nachdem es der Zeichen viele gab? Nun, ich sage euch denn: Brecht diesen Tempel ab, so werde ich ihn in drei Tagen wieder erstehen lassen!“

„Ha!“ machte ein anderer, „man hat sechsendvierzig Jahre lang an diesem Tempel gebaut, und du willst ihn in drei Tagen wieder erstehen lassen?“

Jeshua aber schwieg und sein Lächeln wurde rätselhaft. Wieder an alle gewandt fuhr er dann unbeirrt fort:

„Ich blicke dieser Tage in eure Gesichter und ich sehe darin Angst. Entmutigung. Zweifel. Denn ihr glaubt nicht, wahrlich, dass der Herr bereits in euch ist! Man hat euch glauben lassen, der Herr kümmere Sich nicht um solche wie ihr es seid. Es sei nicht eure Aufgabe oder euer Recht, selbst nach Gott zu suchen. Aber nun frage ich euch: Ist es nicht auch eure Trägheit? Gabt ihr nicht bereitwillig die Verantwortung für euer Leben ab?“

Ihr lebt, als gehe es dabei um eure Feste, euer Hab und Gut, eure Verwandten und den Broterwerb. Dass ihr Gott etwas schuldig seid, wisst ihr. Erleichtert, dass andere diese wichtigste Aufgabe für euch übernehmen wollen, überlasst ihr ihnen alles: Euer Geld, eure Opfergaben, eure Mündigkeit – eure ureigene Beziehung zum Herrn!

Sie aber ist fürwahr das Einzige, was ihr im Leben habt! Sie ist der einzige Schatz, den es zu heben und zu hüten lohnt.

Wahrlich, ich sage euch: Es wartet aber eine Liebe auf euch, auf jede und jeden Einzelnen von euch, die ihr jetzt nicht zu fassen vermögt, die aber die einzige Wirklichkeit ist, um derentwillen es dieses Leben Wert ist!“

Jeshua bedachte die Menschen je einzeln mit seinem Liebesblick, nickte ihnen zu, sprach: „Du! Ja, *du* bist gemeint mit diesen Worten! Und *du*“, er zeigte auf jemanden. „Die langen Nächte, die du wachliegst voll der Sehnsucht – wes bedarf es noch, dass du nun aufstehst und Seinem Rufe endlich Folge leistest? Meinst du, es gebe hier noch etwas Anderes zu tun?“

Und was ist mir *dir*, mit deinen Tränen? Längst weißt du ja, wem sie in Wahrheit gelten – oder etwa nicht?!

Du, die du ein weiches Herz hast, das voller Freude für den Nächsten schlägt: Lass es schlagen für den Herrn in all jenen Menschen, die du so lieb hast!

Und du, der du lieber an deiner Schmach vor den Menschen festhältst, als dich Ihm zuzuwenden. Genug solch lästerlicher Kindereien!“

Dann wandte er sich auf einmal an einen Mann, der in der Riege des Hohen Tempelrates saß, blickte ihn gerade an und sprach so, dass uns allen deutlich wurde, dass er nur ihn meinte und sein Herz kannte: „Du aber glaubst ja an mich, seit du meine Worte hörst, die die Worte des Vaters sind – und du bist fürwahr nicht der einzige in deinen Reihen! Du bekennt es aber nicht offen, weil du Angst hast vor ihrem Banne. An der Ehre der Menschen liegt dir mehr als an der Ehre bei Gott.“

Er trat darauf einen Schritt zurück und hob erneut die Stimme. „Hört jetzt mit dem Bangen auf, mit allem Zögern und Zagen! Glaubet an den Herrn, nehmt Ihn auf mit offenen Armen und so ihr es nicht vermögt, nehmet denn *mich* auf! Wer mich aufnimmt, der hat ja Ihn aufgenommen. Und wer an mich glaubt, der glaubt nicht an mich, sondern an den, der mich gesandt hat. Und wer mich sieht, sieht den, der mich gesandt hat. Ich bin als Licht in die Welt gekommen, damit jeder, der an mich glaubt, nicht in der Finsternis bleibt. Und wenn jemand meine Worte hört und sie nicht befolgt, so richte nicht *ich* ihn. Denn ich bin nicht gekommen, um die Welt zu richten, sondern um die Welt zu retten.

Wer mich verwirft und meine Worte nicht annimmt, der hat seinen Richter: Das Wort, das ich verkündet habe, wird sein Richter sein am jüngsten Tage. Denn ich habe nicht von mir selbst aus geredet, sondern der Vater, der mich gesandt hat, der hat mir Auftrag gegeben, was ich sagen und was ich reden soll, und ich weiß, dass sein Auftrag ewiges Leben bedeutet. Was ich also rede, das rede ich so, wie Abba, der Vater es mir gesagt hat.“

Einen Moment lang schaute Jeshua sinnend vor sich hin, ein zärtliches Lächeln auf den Lippen. Als er aufblickte, war seine Stimme noch weicher:

„Ihr wisst nicht, wie geliebt ihr seid... Abba ist ein sanfter, zarter, ein freudvoller Herr; einer, der euch lieb hat und der euch in Seine Arme schließen möchte, jeden Einzelnen in jedem Augenblick!“

Jeshuas Augen hatten begonnen, zu leuchten wie aufgehende Sonnen und der Blick, mit dem er die Menschen um sich her allesamt bedachte, war von größtem Mitgefühl und gezeichnet von einer solch sehnennden Liebe, dass alle sich tief im Herzen angesprochen, ja, auserwählt fühlen durften. Viele schienen genau dies zum ersten Mal in ihrem Leben zu spüren und fingen an zu weinen, manche still, andere völlig haltlos, Männer, Frauen und Kinder. Wieder andere schauten sich beunruhigt um und suchten nach einer Antwort, einem Halt, der ihnen eine Erklärung lieferte, was hier geschah. Sie konnten aber nicht umhin anzuerkennen, dass es nicht Zauberwerk war, sondern dass es etwas mit Wirklichkeit zu tun hatte, mit der letzten Wirklichkeit – der Wirklichkeit Gottes.

Und dann, unvermittelt, erhob sich ein Brausen, als hätten sich die Schleusen des Himmels geöffnet, um tosenden Regen auf uns herniederprasseln zu lassen. Ich hob den Blick und sah die Menschen um uns, eine Volksmenge, die riesig angewachsen war, in die Hände klatschen, dass es kein Ende nehmen wollte.

Als wir uns nun aufmachten, vom Tempel herabzusteigen, um uns auf den Heimweg zu begeben, standen überall die Menschen, die Jeshua zujubelten und klatschten und riefen: „Hosianna, Hosianna, der Messias ist da!“

Wir Jüngerinnen und Jünger sahen uns aufgeregt um. Das Volk glaubte wahrhaftig an ihn, an unseren Jeshua, dass er der wahre Gottgesandte war, der Christus! Ich vermochte mir in diesem Taumel des Glücks und der Hoffnung, der uns alle mit einem Mal unter dem strahlend blauen Himmel erfasste, gar nicht mehr vorzustellen, dass irgendein Unheil drohte. Ich entdeckte Judas, der bei uns stand, bleich, doch die Augen auf einmal leuchtend gen Himmel erhoben, hoffnungsfroh und erleichtert: Es würde doch gewiss alles ganz anders kommen?! Ich trat auf ihn hinzu, umarmte ihn fest. Er erwiderte meine Umarmung und wir blickten einander in die Augen. Ich sah Tränen in seinen schimmern.

„Judas...“

Er legte mir seine Hand auf die Wange und schüttelte leicht den Kopf. „Nein... Ich fühle es: Es wird geschehen müssen!“

„Oh Judas!“ Wieder umarmte ich ihn fest, vergrub mein Gesicht an seiner Halsbeuge, auch wenn solch ein Betragen in der Öffentlichkeit unerhört war. Wann, wenn nicht jetzt war der Moment dafür?

„Es ist gut“, sagte er in mein Ohr. „Es ist der Weg, den er für mich auserkoren hat. Ich verstehe ihn nicht. Aber das ist nicht schlimm, denn ich bin winzig und Abba ist groß. Ich bin in Seiner Hand.“

„Geborgen“, sagte ich.

„Geborgen“, sagte er. Und da fühlte ich, wie die warme Zuversicht, die schließlich Einzug in sein Herz gefunden haben musste, auch mich ergriff.

Wir blickten auf, als wir auf einmal die Stimmen unserer Weggeschwister um uns herum hörten, die mit der Volksmenge einen Psalmenvers sangen:

„*Gepriesen sei, der da kommt als König im Namen des Herrn!*“

Die Stimmen der Menschen stiegen wie ein gewaltiger Chor zum Himmel auf und sie sangen immer und immer wieder nur diesen Vers, „der König im Namen des Herrn, der König im Namen des Herrn, der König, der *König!*“

„HALTET EIN, so haltet doch ein!!“ schrien da die Pharisäer und Vorsteher des Tempels. Weiter oben sah ich eine Bewegung. Da stand Kaiphas, der Hohepriester, der auf der nächsthöheren Mauer erschienen war und unbeweglich zu uns herabblickte. Es wurde still.

„Wie nennt ihr euren Meister? Den ihr für den Messias haltet? Einen *König?*!“ schrie eines der Mitglieder des Hohen Rates im Tempel, ein kleiner, dicklicher Mann mit krausem Haar. Sein Gesicht war rot, Speicheltröpfchen flogen. Er baute sich vor uns auf. „*He, Meister!*!“ schrie er Jeshua zu. „Untersage das deinen Anhängern!“

Jeshua sah freundlich auf ihn. Das Lächeln seiner gütigen Augen breitete sich über seine Wangen und sein ganzes Gesicht aus, war ehrlich und voller Freude und er gab zur Antwort: „Und ich sage euch: Wenn diese schwiegen, würden die Steine schreien!“

Der Gelehrte klappte seinen Mund zu und atmete ein paar Mal stoßweise ein und aus. Er schien nicht zu wissen, wohin mit seiner Wut und Empörung. Doch dann wurde er auf einmal ruhig und sein Gesicht veränderte sich. Triumph leuchtete darin auf, als er mit klarer Stimme entgegnete: „Das, Meister Jeshua“, er machte eine künstliche Pause, „ist *HOCHVERRAT*!“

Langsam drehte er sich um sich selbst, blickte die Umstehenden der Reihe nach an. Ich sah in die Gesichter der Menschen und es waren Unsicherheit darin und Angst. Alle Freude und aller Jubel waren dahin – und doch blieb es in meinem Herzen ruhig. Der Herr schenkte mir und auch den anderen, die Jeshua folgten, in diesem Moment allen Glauben, alle Zuversicht und allen Frieden, wie es sie nur im Reiche Gottes geben kann.

*

Kurz darauf standen wir vor dem Haus einer wohlhabenden Familie, das man Jeshua und seinen Getreuen zur Verfügung gestellt hatte. Die Bewohner selbst waren aber mitsamt ihrem Hausstand für diesen Abend verschwunden. Niemand von uns war dabei gewesen, als man Jeshua das Haus angeboten hatte, und er gab auch jetzt kein Wort der Erklärung ab. Uns allen war aber bewusst, dass von nun etwas seinen Lauf nehmen würde, auf das alles, was sich in Jerusalem ereignet hatte, hinzugeflossen war wie ein Strom, der irgendwann ganz von selbst ins Meer einmündet.

Schweigend näherten wir uns zögerlich der gedeckten Tafel, die in einem größeren Raum bereitstand. Links davon standen nach römischer Art drei Divane um einen niedrigen, runden Tisch herum gruppiert. Jeshua machte eine einladende Geste und so nahmen wir zunächst dort Platz. Ich beobachtete gespannt, wie Jeshua in einer Ecke des Raumes sein Obergewand ablegte und stattdessen ein helles Leinentuch um seine Hüften band, das bis zum Boden reichte und ihn aussehen ließ wie einen einfachen

Hausdiener. Dann verließ er den Raum zum Innenhof hin und kehrte bald darauf mit einer irdenen Schüssel voll Wasser zurück, die er neben dem Divan abstellte, auf dem Salome, Judas, Philippus und Simon Petrus Platz genommen hatten. Alles ging schweigend vor sich und wir sahen einander nicht an, folgten allein Jeshua mit unseren Blicken. Der kniete nun vor Salome nieder, tauchte eine Ecke seiner linnenen Schürze ins Wasser und begann, ihr den Staub von den Füßen zu waschen. Erschrocken wollte Salome die Füße zurückziehen, doch ließ er es nicht zu, sondern hielt sie am Fußgelenk fest wie ein Schraubstock. Er wusch ihr beide Füße zügig und voller Sanftheit, mit konzentriertem und zärtlichem Blick, so, als seien diese Füße das Kostbarste, das seine Augen je geschaut hatten...

Dann schob er die Wasserschale weiter und wusch Judas' Füße auf ebenso zärtliche, fast ehrfürchtige Weise. Ich schaute auf und sah, dass Salomes Gesicht eine tiefrote Färbung angenommen hatte und wie stark bewegt sie war. Judas war stattdessen erbleicht und saß leicht vorgebeugt da, sodass seine stillen Tränen ihm unablässig auf die Knie tropften. Ein unnennbarer Gram zeichnete sein Gesicht und er hielt die zitternden Hände ineinander geschlungen. Und doch ging etwas von ihm aus, eine Stille, ein Leuchten, dessen er selbst sich nicht gewahr war. Ich schluckte, weil mir zum wiederholten Male bewusst wurde, wie unvorhersehbar sich alles auf diesem Gottesweg ereignete: Zuversicht und Hoffnungslosigkeit, Erschütterung und tiefer Friede, Harmonie und ärgster Widerstand vermochten einander in solcher Raschheit abzuwechseln, dass der eigene Verstand nicht mehr mitkam. Würde daraus einmal die ganz große Hingabe geboren werden, von der unser Rabbi sprach und die er vorlebte?

Als Jeshua bei Simon Petrus angelangt war, zog dieser seine Füße weg und sprach: „Herr, *du* willst *mir* die Füße waschen?“

Jeshua blickte ihn von unten an und erwiderte: „Was ich damit tue, verstehst du jetzt noch nicht, du wirst es aber nachher verstehen.“

„Nie und nimmer sollst du mir die Füße waschen!“ rief Simon da.

Jeshua zog sanft an seinen Füßen, hielt sie fest. „Wenn ich dich nicht wasche, so hast du keinen Anteil an mir.“

Da ließ Petrus geschehen, was Jeshua wünschte, und auch alle anderen gaben sich still der Waschung ihres Meisters hin.

Als Jeshua meine Füße in seine Hände nahm und kurz innehielt, fing mein Körper an zu zittern und zu beben, sodass ich von der Fußwaschung fast nichts mitbekam. Ich wusste nicht mehr, wie mir geschah, nur, dass sich hier etwas vollzog, das ich nicht mehr zu fassen vermochte, mit keinem der mir zur Verfügung stehenden Mittel.

Als Jeshua uns allen mit der immer gleichen Innigkeit und Aufmerksamkeit die Füße gewaschen hatte, nahm er einfach das Wasserbecken, trat in seiner fleckigen Schürze hinaus auf den Hof, schüttete das Wasser weg und wusch sich die Hände. Dann begab er sich wiederum in die Ecke des Raumes, zog das Tuch weg und legte sein Obergewand an. Er lud uns ein, uns zu Tische zu setzen und sprach:

„Versteht ihr, was ich an euch getan habe?

Ihr redet mich mit ‚Meister‘ und ‚Herr‘ an und habt Recht mit dieser Benennung, denn der Gottessohn ist fürwahr der geliebte Herr und liebende Meister eurer Seelen.

Wenn nun ich, der Herr und Meister, euch die Füße gewaschen habe, so seid auch ihr verpflichtet, einander die Füße zu waschen; denn ein Vorbild habe ich euch gegeben, damit ihr es ebenso machet, wie ich an euch getan habe. Wahrlich, ich sage euch: Ein Knecht steht nicht höher als sein Herr, und ein Sendbote nicht höher als sein Absender. Wenn ihr dies wisst – selig seid ihr, wenn ihr danach handelt.“

Nun hieß uns Jeshua, zur Tafel Platz zu nehmen und er war es wiederum, der uns in aller Einfachheit und Demut liebevoll bediente. Er brach das Brot, reichte es dankend Abba dar, ging um den Tisch herum und reichte jedem Einzelnen seiner Jüngerinnen und Jünger ein gutes Stück davon. Er schenkte uns Wasser und Traubenmost ein, legte uns Früchte, Datteln und Oliven auf die Teller und beträufelte unser Brot mit feinem Öl, das in einem Tonkrug bereitstand.

Dann setzte er sich und eröffnete das Mahl, das unser Letztes in seiner Gemeinschaft sein sollte. Ich spürte es und wie mir erging es vielen, denn er war es ja, der dieses Wissen in unseren Herzen offenbarte. Immer wieder ruhten meine Augen auf Judas, der aber meinem Blick auswich. Er schien innerlich in Räume entrückt, da ich ihm nicht zu folgen vermochte und es auch nicht sollte; es war mir nicht bestimmt.

Nun sprach Jeshua noch einmal zu uns, seinen Jüngern und Jüngerinnen, sprach seine letzten Unterweisungen in diesem Kreise. Wir neigten die Köpfe und lauschten ihm ergeben und in vollendeter Stille.

„Wahrlich, ich sage euch: Wer an mich glaubt, wird die Werke, die ich tue, auch vollbringen, ja, er wird noch Größere als diese vollbringen; denn ich gehe zum Vater, und alles, um was ihr in meinem Namen bitten werdet, das werde ich tun, damit der Vater durch den Sohn verherrlicht werde: Denn es ist nicht Gottes Allmacht, die Seine erste Eigenschaft ist; vielmehr ist es aber Seine eigene Bescheidenheit und die Liebe zu Seinen Geweihten, die bewirken, dass Er geringer erscheinen möchte als diese...

Und ich werde den Vater bitten, und Er wird euch einen anderen Helfer geben, damit dieser bis in Ewigkeit bei euch sei: Den Geist der Wahrheit, den die Welt nicht empfangen kann, weil sie ihn nicht sieht und ihn nicht erkennt. Ihr aber erkennt ihn, weil er bei euch bleibt und in euch sein wird.

Ich will euch nicht verwaist zurücklassen: Ich komme zu euch! Nur noch eine kurze Zeit, dann sieht mich die Welt nicht mehr. Ihr aber sehet mich, dass ich lebe, und ihr sollt auch leben!

An jenem Tage werdet ihr erkennen, dass ich in meinem Vater bin und ihr in mir seid und ich in euch.

Wer meine Gebote hat und sie hält, der ist es, der mich liebt; wer aber mich liebt, wird von meinem Vater geliebt werden, und auch ich werde ihn lieben und mich ihm offenbaren.

Wenn jemand mich liebt, wird er mein Wort halten, und Abba wird ihn lieben, und Wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm nehmen. Wer mich nicht liebt, hält auch

meine Worte nicht... Und doch kommt das Wort, das ihr hört, nicht von mir, sondern vom Vater, der mich gesandt hat.“ Jeshua blickte auf, „verstehet ihr diese Worte?“ Seine Stimme war eindringlich; jetzt ging es ihm um alles. Und Johannes sprach:

„Ja, Herr. Wer dich liebt, der vertraut dir ganz und gar. Du sagst, dass Abba ein Gott ist, der Seine Geweihten größer dastehen lässt als Sich Selbst, denn so ist die wahre Liebe beschaffen. Weil Er aber Seine Geweihten liebt, liebt Er auf besondere Weise alle, die Seine Geweihten, wie du einer bist, lieben und ihnen vertrauen. Wer dir vertraut, der hält dein Wort. Dein Wort aber ist das Wort Gottes. Wer darum in Verbindung zu dir steht, der hat die Verbindung zu Gott. Wer dich aber nicht erkennt, den reinen Gesandten Gottes, der vertraut nicht, was du sprichst – und hat darum auch nicht wahrhaft Anteil am Vater. Aber nicht, weil Gott ihn nicht liebt! Sondern, weil er dir nicht vertraut, der du Gottes Eigen bist, verschließt er sich selbst die Türe zum Ewigen Wort.“

Jeshua hatte ihm mit tränenerfüllten Augen gelauscht, ja, wir alle hatten still ergriffen zugehört. Noch immer war es Johannes, dessen Herz die Worte des Meisters tief in sich aufnahm, sie verstand und wie auf einer Brücke zu uns hinüberzuleiten vermochte.

Jeshua fuhr fort. „Das habe ich zu euch geredet, während ich bei euch weilte. Der Helfer aber, der Heilige Geist, den der Vater in meinem Namen senden wird, der wird euch über alles belehren und euch an alles erinnern, was ich euch gesagt habe.

Frieden hinterlasse ich euch; meinen Frieden gebe ich euch. Doch nicht so, wie die Welt gibt, gebe ich euch.

Euer Herz erschrecke nicht und verzage nicht! Ihr habt gehört, dass ich euch gesagt habe: ‚Ich gehe hin und komme wieder zu euch.‘ Hättet ihr mich lieb, so hättet ihr euch gefreut, dass ich zum Vater gehe, denn der Vater ist größer als ich. Darum fragt euch allezeit: Was ist die wahre Liebe?“

„Sie suchet nicht das Eigene“, flüsterte Judas, der vor sich auf den Teller starrte. Wieder hielt Jeshua mit Tränen in den Augen inne. Dann:

„Ich bin der wahre Weinstock und mein Vater ist der Weingärtner. Jede Rebe an mir, die keine Frucht bringt, entfernt Er, und jede Rebe, die Frucht bringt, reinigt Er, damit sie noch mehr Frucht bringe. Ihr seid bereits rein infolge des Wortes, das ich zu euch geredet habe. Bleibt in mir, so bleibe ich in euch. Wie die Rebe nicht von sich selbst aus Frucht bringen kann, wenn sie nicht am Weinstock bleibt, so könnt auch ihr es nicht, wenn ihr nicht in mir bleibt. Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben: Wer in mir bleibt und in wem ich bleibe, der bringt reichlich Frucht; dagegen ohne mich könnt ihr nichts vollbringen. Wenn ihr in mir bleibt und meine Worte in euch bleiben, dann bittet, um was ihr wollt: Es wird euch zuteil werden. Dadurch wird mein Vater wahrhaft verherrlicht, dass ihr reichlich Frucht bringt und euch als meine Jünger erweist.“

Jeshua hörte einen Moment lang auf zu sprechen. Sein Blick suchte jeden Einzelnen von uns, traf ihn, versenkte sich darin, legte etwas in ein jedes Herz hinein. Dann wurde seine Stimme sehr leise.

„Bleibt in der Liebesgemeinschaft mit mir und untereinander. Wie mich der Vater geliebt hat, so habe auch ich euch geliebt. Bleibet in meiner Liebe!

Wenn ihr meine Gebote haltet, werdet ihr in meiner Liebe bleiben, gleichwie ich die Gebote meines Vaters gehalten habe und damit in Seiner Liebe bleibe.

Dies habe ich zu euch geredet, damit die Freude, wie ich sie habe, auch in euch sei und eure Freude vollkommen werde.“

Mit jedem dieser Worte war mir seltsamer zumute geworden, bis ich spürte, wie mein Blickfeld sich verengte, mir die Sicht schwarz wurde. Der Körper wollte in Ohnmacht fallen, doch hielt ich den Blick noch immer flehentlich auf Jeshuas Gesicht gerichtet, während mein Leib langsam zur Seite glitt. Ich sah, wie er mich anblickte, nur mich allein, und in seinem Blick alle Dringlichkeit lag. Was er jetzt sagte, war von größter Wesentlichkeit – doch ich hörte seine Worte nicht mehr, sah nur seine Lippen, wie sie sich für mich bewegten. Ich fiel, wie die Blätter fallen, wenn der Herbst heraufzieht, geräusch- und beinahe schwerelos, und dann war alles schwarz.

Ich erwachte, als mehrere sich über mich beugten und ich kaltes Wasser auf der Stirn und meinen Wangen spürte. Liebevolle Blicke ruhten auf mir und ich erhob mich mit Johannes' Hilfe und setzte mich wieder, starrte Jeshua an und wollte ihn anflehen, seine letzten Worte zu wiederholen. In meiner Brust begann es zu schmerzen, ich durfte doch nicht sein Wort an mich verpassen, bevor er nun bald ging! Meine Zunge war aber wie gelähmt und als sei nichts geschehen, sprach Jeshua weiter:

„Größere Liebe kann niemand haben als die, dass er sein Leben für seine Freunde hingibt. Ihr seid meine Freunde, wenn ihr tut, was ich euch als den Weg in euer Herz gelegt. Ich nenne euch nicht mehr Diener, denn der Diener hat keine Einsicht in das Tun seines Herrn. Vielmehr habe ich euch Freunde genannt, weil ich euch alles kundgetan habe, was ich von meinem Vater gehört habe. Nicht *ihr* habt *mich* erwählt, sondern *ich* habe *euch* erwählt und euch dazu bestellt, dass ihr hingehen und Frucht bringen sollt und eure Frucht eine Bleibende sei, auf dass der Vater euch alles gebe, um was ihr in meinem Namen bittet.

Dies ist mein Gebot an euch, dass ihr einander liebet.

Seid aber darauf gefasst:

Wenn die Welt euch hassen wird, so bedenkt, dass sie mich noch eher als euch gehasst hat. Wenn ihr aus der Welt wärt, so würde die Welt euch als das zu ihr Gehörige lieben. Weil ihr aber nicht aus der Welt seid, sondern ich euch aus der Welt heraus erwählt habe, deshalb hasst euch die Welt. Gedenkt an das Wort, das ich euch gesagt habe: ‚Ein Knecht steht nicht höher als sein Herr‘: Haben sie mich verfolgt, so werden sie auch euch verfolgen; haben sie mein Wort befolgt, so werden sie auch das Eure befolgen. Dies alles aber werden sie euch um meines Namens willen antun, weil sie den nicht kennen, der mich gesandt hat.

Noch vieles hätte ich euch zu sagen, doch ihr könnt es jetzt nicht tragen. Wenn aber jener gekommen ist, der Geist der Wahrheit, der wird euch in die volle Wahrheit einführen; denn er

wird nicht von sich selbst aus reden, sondern, was er hört, das wird er reden und euch das Zukünftige verkünden.

Wahrlich, ich sage euch: Wenn ihr den Vater um etwas bitten werdet, so wird Er es euch in meinem Namen geben. Bisher habt ihr noch nie um etwas in meinem Namen gebeten: Bittet, so werdet ihr empfangen, damit eure Freude vollkommen sei.

An jenem Tage werdet ihr in meinem Namen bitten und ich sage euch nicht, dass *ich* den Vater für euch bitten werde; denn Er Selbst, der Vater, hat euch lieb, weil ihr mich liebt und den Glauben gewonnen habt, dass ich von Gott ausgegangen bin. Ich bin vom Vater ausgegangen und in die Welt gekommen; hinwiederum verlasse ich die Welt und kehre zum Vater zurück.“

Da senkte Jeshua den Kopf und hob die Arme, faltete die Hände vor der Stirn zum Gebet.

„Abba... die Stunde ist gekommen: Verherrliche deinen Sohn, damit der Sohn Dich verherrliche! Du hast ihm ja Macht über alles Irdische verliehen, damit er allen, die Du ihm gegeben hast, ewiges Leben gebe. Darin besteht aber das ewige Leben, dass sie Dich, den allein wahren Gott, und Jeshua, den Du gesandt hast, den Christus, erkennen.

Ich habe Dich hier auf der Erde verherrlicht und habe das Werk vollendet, dessen Vollführung Du mir aufgetragen hast. Und jetzt verherrliche Du mich, Abba, bei Dir Selbst mit der Herrlichkeit, die ich bei Dir schon besaß, noch ehe die Welt war...

Ich habe Deinen Namen den Menschen geoffenbart, die Du mir aus der Welt gegeben hast. Dir gehörten sie an und mir hast Du sie gegeben und sie haben Dein Wort bewahrt.

Jetzt haben sie erkannt, dass alles, was Du mir gegeben hast, von Dir stammt; denn die Worte, die Du mir gegeben hast, habe ich ihnen gegeben und sie haben sie angenommen und haben in Wahrheit erkannt, dass ich von Dir ausgegangen bin und haben den Glauben gewonnen, dass Du es bist, der mich gesandt hat.

Ich bitte für sie!

Nicht für die Welt bitte ich, sondern für die, welche Du mir gegeben hast; denn sie sind Dein Eigentum, und was mein ist, ist ja alles Dein, und was Dein ist, das ist mein und ich bin in ihnen

verherrlicht worden. Und ich bin nicht mehr in der Welt, doch sie sind noch in der Welt, während ich zu Dir gehe... Heiliger Vater, erhalte sie in Deinem Namen, den Du mir anvertraut hast, damit sie eins seien, so wie wir es sind. Solange ich in ihrer Mitte gewesen bin, habe ich sie, die Du mir gegeben hast, in Deinem Namen erhalten und habe sie behütet und keiner von ihnen ist verloren gegangen. Jetzt aber gehe ich zu Dir und rede dieses noch in der Welt, damit sie die Freude, wie ich sie habe, vollkommen in sich tragen. Ich habe ihnen Dein Wort gegeben und die Welt hat sie gehasst, weil sie nicht zur Welt gehören, wie auch ich nicht der Welt angehöre.

Ich bitte Dich nicht, sie aus der Welt hinweg zu nehmen, sondern sie vor dem Bösen zu behüten. Sie gehören nicht zur Welt, wie auch ich nicht der Welt angehöre. Heilige sie in Deiner Wahrheit: Dein Wort ist Wahrheit.

Wie Du mich in die Welt gesandt hast, Abba, so habe auch *ich* sie in die Welt gesandt; und für sie heilige ich mich, damit auch sie wahrhaft geheiligt seien.

Ich bitte aber nicht für diese allein, sondern auch für die, welche durch ihr Wort zum Glauben an mich kommen werden, dass sie alle eins seien; wie Du, Abba, in mir bist und ich in Dir bin, so lass auch sie in Uns eins sein, damit die Welt glaube, dass Du mich gesandt hast. Ich habe auch die Herrlichkeit, die Du mir gegeben hast, ihnen gegeben, damit sie eins seien, wie *wir* eins sind: Ich in ihnen und Du in mir, auf dass sie zu vollkommener Einheit gelangen, damit die Welt erkenne, dass Du mich gesandt und sie geliebt hast.

Abba, ich will, dass da, wo ich bin, auch die bei mir seien, die Du mir gegeben hast, damit sie meine Herrlichkeit sehen, die Du mir verliehen hast – denn Du hast mich schon vor der Grundlegung der Welt geliebt.

Gerechter Vater... die Welt hat Dich nicht erkannt, ich aber habe Dich erkannt, dass Du mich gesandt hast.“

Jeshua hatte so lange gesprochen, wie nie zuvor. Seine letzten Worte, die an Abba gerichtet waren, hatte er mit geschlossenen

Augen in den Raum hinein gesprochen und mit ihnen war ein Empfinden allerheiligster Präsenz aufgekommen.

Gott war hier.

Jetzt öffnete Jeshua die Augen und sein Blick ruhte allein auf Maryam, als er die letzten Worte des Heiligen Abendmahls sprach:

*„Und ich habe ihnen Deinen Namen kundgetan
und werde Ihn auch weiterhin kundtun,
damit die Liebe, mit der Du mich geliebt hast,
in ihnen sei und ich in ihnen.“*

*

Auf dem Rückweg zum Garten Gethsemane hörte ich die Worte, die zwischen Jeshua und seinem geliebten Jünger Simon Petrus gewechselt wurden.

„Heute Nacht werdet ihr alle an eure Grenzen gebracht werden – und darüber hinaus“, sagte Jeshua leise.

„Mag sein, dass die anderen an die Grenze geraten“, gab Simon zurück, „*ich* aber sicherlich nicht!“ Ich schaute herüber zu ihm und sah mit einem gewissen Erschrecken, dass er sich bewaffnet hatte. An einem Gürtel an seiner rechten Seite hing ein Kurzschwert.

Jeshua erwiderte ihm still: „Ich sage dir: Du wirst mich noch heute Nacht, ehe der Hahn kräht, dreimal verleugnen!“

Heftig schüttelte Simon den Kopf. „Und wenn ich mit dir sterben müsste, werde ich dich doch niemals verleugnen!“

Ich fühlte dasselbe wie Petrus und wusste, dass es allen anderen genauso erging. Die Liebe und Ergebung zu Jeshua waren unermesslich, zu groß für unsere Herzen. Alle wollten wir ihn beschützen, ihn retten, für ihn kämpfen. Eine fast heroische Stimmung ergriff mein Herz. Ja, kämpfen und sterben wollte ich für ihn, wirklich alles geben für dieses Leuchtfeuer der Liebe, ihn, der uns alles geschenkt hatte, was er zu geben hatte, und

noch mehr. Mein Herz begann in diesen Empfindungen rascher zu klopfen, in einer Art wildem Kampfesmut.

Da traf mich nur ein Blick meines Meisters, ein kurzer, fast mitleidig lächelnder, nachsichtiger Seitenblick, der mich streifte und mich beschämt den Kopf senken ließ.

Es gab ja nichts, das ich für ihn tun konnte oder sollte! Überhaupt nichts vermochte ich je ohne seine Einwilligung und ohne die Kraft, die er schenkte, zu tun, denn ich gehörte ja ihm. Und indem ich ihm gehörte, gehörte ich dem Vater. Und Sein Wille war mein Wille.

Dieses Empfinden, Jeshua anzugehören, hatte mich sehr ergriffen, sodass ich dankbar war, mich kurz darauf allein im Zelt wiederzufinden, das ich mit Maryam in Gethsemane bewohnte.

Wenn ich dich nicht wasche, so hast du keinen Anteil an mir. So hatten Jeshuas Worte an Petrus gelautet.

Ich durfte in jenem Moment etwas ganz tief verstehen: Nicht wir waren es, die ihm dienten, ihm, dem Meister unserer Seelen, dem Gottessohn. Nicht trugen wir auch nur irgendetwas dazu bei, dass Jeshua hier Werke vollbrachte, um die frohe Botschaft vom Reiche Gottes zu verkünden. Ich hatte geglaubt, dass ich ihm diene, ja, dass ich auserwählt war, so gering und unvernünftig ich mich auch oftmals fühlte; dass ich dennoch etwas beizutragen vermochte, denn diesen Glauben hatte er voller Zuneigung in mir bestärkt.

In mir erbebte es jedoch jetzt aus der Seelentiefe und die Einsicht ließ mich flach zu Boden fallen und hilflose Gebete stammeln.

Er war es ja, der *uns* diente! Alles, was mit mir geschehen war seit jener Zeit, die ich mit ihm verbringen durfte, war das Geschenk seines unablässigen Dienens an meiner Seele. Kein einziger meiner Dienste und Bemühungen hatte die Bedeutung, die ich ihnen heimlich zugeschrieben hatte. Jeshua benötigte nichts und brauchte niemanden. *Er* war es, der wahrhaft diente, und indem er uns diente, uns aufrichtig aus der Tiefe seiner Seele diente wie ein Diener seinem Herrn, ließ er unsere Seelen Anteil haben an sich selbst und am Reiche Gottes.

Darin lag die geheimnisvolle Macht, die in ihm war und die durch ihn floss, ohne, dass er willentlich darüber verfügte oder sie jemals lenkend eingesetzt hätte.

Der Zelteingang wurde heftig zurückgeschlagen und herein trat Maryam, sah mich und warf sich augenblicklich neben mir zu Boden. Sie war tränenüberströmt und hielt die Hände über dem Hinterkopf gefaltet und wurde von Schluchzern geschüttelt.

„Hät... hätte... ach, hätte ich eine solche Liebe nur nie gesehen..!“ weinte sie und vergrub das Gesicht in der Armbeuge. „Ich kann das nicht aushalten, das ist zu viel für mich..!“

„Maryam, wie geschieht dir..?“ rief ich.

„S...sein Gesicht..“, stammelte sie, „ha-hast du sein Gesicht gesehen? Als er uns die Füße wusch?!“

Ja, ich hatte sein Gesicht gesehen, als er vor uns kniete, hatte seinen zärtlichen, tiefen Blick wahrgenommen... erkannte ihn, weil ich ihn viele Male gesehen hatte.

„Was genau meinst du?“

„Ach, es ist...“, ihre Augen quollen über von Tränen und sie hob die Hände, um sich die Haare zu rauhen. „Da war etwas ganz Anderes in seinem Blick“, flüsterte sie heiser, „etwas so *Anderes*... Ich habe ihn noch nie so gesehen... Mein Gott... Ardal Er denkt wirklich“, sie unterbrach sich und sah verzweifelt und zugleich unendlich gerührt aus, „er denkt *wirklich*, er sei der Niedrigste von uns...“ Kopfschüttelnd saß sie da und weinte. „Hinter seinem Kopf leuchtete es hell; weiß und golden... Hast du es nicht gesehen? Und seine Augen, *seine Augen*..!“ Sie schüttelte den Kopf, verzweifelt, weil sie nicht auszudrücken vermochte, wovon ihr das Herz voll war.

Ich ergriff ihre Hand und blickte sie einfach an. Sie erwiderte meinen Blick, stumm, fast erstarrt, und ganz langsam wurde ihr Atem ruhiger. Doch immer wieder schien ihr Jeshuas Gesicht vor Augen zu treten und dann schluchzte sie leise auf und barg das Gesicht in ihrer Hand. Ihre Lippen bewegten sich unhörbar und ich beugte mich vor, um einen Laut zu erhaschen. „Liebe“, flüsterte sie, „mein Gott... das ist... Liebe..! Diese Liebe...“

Dann sprang sie plötzlich auf und erschrocken blickte ich zu ihr auf. Sie sah wüst aus, die Haare zerrauft, das Gesicht

verquollen. Ihre Lippe zitterte, die Hände bebten. Da ich selbst nicht so fühlte, fragte ich mich besorgt, ob sie noch bei Sinnen war und was ich tun sollte. Doch der Blick aus ihren tiefen Augen war eigentümlich besonnen, als er mich traf. Sie war durch ihr Erleben sehr aufgewühlt, aber ganz klar. Mir wurde bewusst, dass sie eine Schau geschenkt bekommen hatte, die mir verwehrt geblieben war, weshalb ich ihren Zustand nicht ohne Weiteres nachempfinden konnte.

„Ich gehe zu ihm“, sagte sie entschlossen und warf den Umhang um sich.

„Was willst du denn bei ihm?“

„Ardal! Er wird gehen! Jetzt; ganz bald!“ Sie sprach dies mit großer Bestimmtheit aus. „Nicht nur, weil er es gesagt hat. Ich fühle es. Und du auch!“

Ich nickte und schluckte.

„Es gibt in diesem Leben nur noch eins, das ich will“, sprach sie weiter. „Nur eins!“ Ihre Stimme wurde leiser. „Diese Liebe, die er hat! Ich gehe jetzt zu ihm und bitte ihn darum.“ Sie machte Anstalten, zu gehen.

Verblüfft starrte ich sie an und vermochte nichts zu sagen. Mein Herz wusste ja, dass sie die Wahrheit aussprach: Diese Liebe, die er hatte, war es, um derentwillen allein es das Leben lohnte. Und dennoch... ich spürte in mir in jenem Moment nicht ihre Dringlichkeit und ihr Brennen danach. Und niemals – und das war der eigentliche Grund meines Erstaunens – wäre ich darauf gekommen, dass wir Jeshua um die Wahrheit dieser Liebe für uns selbst bitten konnten, wie um etwas, das er einem überreichen konnte gleich einem Wasserschlauch oder einer Blume...

Es dauerte nicht sehr lange und sie kehrte zurück. Ein Leuchten lag auf ihrem von zerzausten Haaren umgebenen Antlitz und ich konnte sie nur stumm anschauen. In meinem Herzen wurde es weit und ich spürte, dass eine warme Liebe sich darin regte. Nicht zu meiner Bluts-, sondern zu meiner Gottesschwester, Maryam.

Sie kniete sich vor mich. Mein Gesichtsausdruck wurde fragend.

„Was hat er dir gegeben?“ Die Wahl meiner Worte erstaunte mich, denn sie trug nichts bei sich.

Sie fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. Dann flüsterte sie: „Er gab mir den Namen Gottes ein.“

Ich zog fragend die Augenbrauen in die Höhe.

„Er sagte: ‚Maryam! *Geheiligt werde Sein Name.*‘ Und dann stieg aus meinem Herzen etwas auf, wie ein neues Wort... Arda, ich muss es seither immerfort beten, es erklingt in mir ohne Unterlass..!“

Ich starrte sie an, sah, wie sie leuchtete und ihre Lippen sich lautlos formten. Ich fühlte, wie der Wunsch in mir Gestalt annahm, sie nach jenem Wort zu fragen, welches das heiligste Wort auf Erden sein musste... Doch ich vermochte mich nicht zu rühren, war des Wortes, der Frage danach, ja nur schon des Wunsches, gänzlich unwürdig.

Stumm hielt ich ihre Hand und wagte nicht, sie anzusehen.

*

Nach der Begegnung mit Maryam war ich ein Stück in die Wüste hinausgelaufen, um den Fuß des Ölbergs herum bis zu jener Stelle, da Jeshua Judas um dessen letzten, unfasslichen Liebesdienst gebeten hatte. Dort kniete ich nieder und neigte meine Stirn zu Boden. Die Geschehnisse der letzten Stunden wollten in mir Gestalt annehmen können, begriffen werden, herabsinken und sich setzen. Doch war es unmöglich, das viele Unsägliche wirklich aufzunehmen und zu verstehen, das sich um mich herum, an und in mir ereignet hatte. Einmal mehr vermochte ich nur zu weinen, bis mein Herz sich leer anfühlte und so, als sei alles in mir für immer zum Schweigen gebracht worden.

Längst hatte die Dämmerung eingesetzt und der Schatten eines trockenen Busches lag auf mir, sodass Jeshua und drei

meiner Brüder, die ganz in der Nähe aufgetaucht waren, mich nicht sahen. Ich hob den Kopf und sah zu ihnen hinüber. Alles in mir fühlte, dass etwas nun zu Ende ging, dass es hier um den größten Abschied unseres Lebens ging. Ich sah es an der Art, wie Jeshua dort bei ihnen stand, wie sie die Köpfe geneigt hielten, um seinen letzten Worten zu lauschen, und hörte es an ihren Stimmen, die zu mir herüberklangen durch die einsetzende Dunkelheit.

Mein Rabbi sprach zu seinen Jüngern Petrus, Johannes und Jakob: „Die Seele ist ewig. In Abbas Reich herrschen nicht Tod noch Betrübnis. Ich aber komme von dort und dort gehe ich nun hin.“

Bei diesen Worten, die er mit fremdartiger Stimme sprach, geschah in mir aber genau dies; alles in mir wurde Betrübnis und eine Schwere, wie ich sie nie zuvor erlebt hatte und der ich mich nicht erwehren konnte, hielt meine Glieder umfasst. Die Augen, die keine Tränen mehr hatten, wollten mir zufallen, gerade jetzt, zu dieser Stunde! Nur mit Mühe hielt ich sie offen.

„Bleibt hier und haltet euch wach!“ tönte Jeshuas Stimme nun und dann ließ er die drei stehen und kam auf die Stelle zu, an der ich kauerte. Sein Gesicht leuchtete fahl in der Dunkelheit und ich erschrak über den fremdartigen Ausdruck darin. Er sah überirdisch aus und bei diesem Anblick entflammte in mir ein brennender Schmerz der Trennung von ihm, denn nie war mir deutlicher vor Augen gestanden, wie unendlich weit entfernt von ihm ich mich befand...

Auf der anderen Seite des Busches warf er sich zu Boden nieder und alles wurde ganz still. Kaum wagte ich zu atmen. Ich fühlte seine Präsenz nicht mehr, es war, als sei er entrückt worden an einen anderen, unerreichbar weit entfernten Ort. Lautlos formten meine Lippen unablässig ein einziges Wort: *Rabbi*.

Nun drang seine Stimme an mein Ohr, ein Lachen wie das eines Kindes, dann ein zärtliches Flüstern: „Abba... Wenn dieser Kelch nicht an mir vorübergehen kann, ohne, dass ich ihn trinke, so geschehe Dein Wille!“

Wieder diese Stille. Sie war wie die Schwärze dieser Nacht, alldurchdringend, allumfassend. Lauschte Jeshua auf die Worte des Vaters? Vermochte er etwas zu hören? Oder ließ Gott ihn in dieser Stunde so allein, wie ich mich fühlte?

Wie zur Antwort ertönte ein Klang vom Himmel, der mich den Blick dorthin heben ließ, und die Wolkendecke riss auf, sodass ich dahinter die Klarheit funkelnder Sterne zu sehen bekam. Ein voller Mond schien auf das Land herab und dann war alles um mich her ein einziges Leuchten und ich sah, nur für einen Wimpernschlag, wie ein strahlendes Wesen vor Jeshua hintrat, von dem ein überirdischer Klang ausging. Jenseits aller Sinne wurde meine Seele Zeugin einer Begegnung in jener reinen, unendlichen, mich noch so erschreckenden, lebendigen Liebe, aus der die Ewigkeit besteht. Alles in mir wurde Freude, eine Freude, die nicht aus mir selbst kam, denn sie überstieg alles mir Bekannte bei Weitem. Ich hatte Teil an Jeshuas innerem Wesen und er schenkte mir in jenem Moment die Erkenntnis, dass er wahrlich weder zagte noch bangte, noch das, worauf er hinzuging, als seinen Tod zu betrachten vermochte – ja, er sah darin nicht einmal etwas für ihn Wesentliches: Alles, worum sein ganzes Dasein, sein Wesen, sein Bestreben und seine unfassbare Liebe kreisten, war sein Herr und Gott und dessen Welt, in der er Abba in seinem wahren Wesen diente...

Es war eines, von ihm zu hören und ihm sogar zu glauben, dass ich eine ewige Seele sei, deren Natur und einzige Aufgabe darin bestehe, *vor allem Anderen nach dem Reiche Gottes zu trachten*. Nun aber ließ er mich einen einzigen Herzschlag lang fühlen, was dies in Wirklichkeit bedeutete. Augenblicklich zerfiel die gesamte äußere Welt in winzige Stücke wie Aschefetzen in erkaltender Luft und meine Seele durfte jubelnd erschauen, wie all die Dinge, die ich für mich selbst oder mir zugehörig hielt, darin zu Staub zerstoben, weil dahinter eine Wirklichkeit leuchtete, heller als tausend Sonnen und anziehender – *mich* wirklich zu sich ziehend, ja, mich ersehnd – als alles, was ich je begehrt hatte in meinem Leben... Ein unwiderstehlich verlockendes Liebesangebot berührte wie ein glockenhelles Lachen das, was ich in Wirklichkeit war... Eine Ahnung

umduftete mich von irgendwo gleich dem Flügelschlag eines Falters in goldener Nacht... Einen einzigen Liebesgefährten kannte meine Seele, der ihr Geliebter war seit unvordenklicher Zeit und es bis in alle Ewigkeit sein würde; und jeder Anlass, ihre eigene Liebesfähigkeit und -sehnsucht auf etwas Anderes, auf jemand Anderen zu richten als *Ihn allein* zerfiel im Angesicht dieser letzten Wahrheit meines Herzens.

Dann war der Moment vorüber und mein Bewusstsein fühlte etwas wie einen Sog von Enge und Dunkelheit, bis ich mich wieder daran erinnerte, dass diese meine Seele in einem Leib steckte, der aus irdischen Elementen geschaffen war. Schon war die göttliche Schau eine bloße Erinnerung, die sich unendlich weit entfernt anfühlte. Es blieb eine Ahnung von etwas, das so rein und wahrhaftig war, dass daraus ein tiefes, süß schmerzliches Sehnen in mir zurückblieb.

Jeshua war wieder bei meinen Brüdern.

„Ihr schlaft?“ fragte seine Stimme, „Hattet ihr nicht die Kraft, eine einzige Stunde wachzubleiben? Wachtet und betet, damit ihr nicht in Versuchung geratet.“

Ich verstand, dass diese Worte nicht eigentlich dem körperlichen Schlaf galten, der sie übermannt hatte, denn dieser Schlaf war gewiss durch den Willen des Herrn über sie gekommen. Wie hätten sie wohl sonst, zu dieser Stunde und bei der gewaltigen Himmelserscheinung, einschlafen können? Meine Brüder reagierten aber voller Entsetzen auf ihr eigenes Unvermögen, mit unserem geliebten Lehrer auch nur einen Moment lang zu wachen und zu beten, ihm zu dienen, wenn er dessen, wie sie glaubten, wirklich bedurfte. Eine große Zärtlichkeit überkam mich im Angesicht der gesegneten Schwäche, die sie für ihre Eigene hielten, die aber die Geburtsstätte wahrer Demut war...

„Schlaft ein andermal und ruht euch aus! Doch jetzt ist die Stunde gekommen, da der Menschensohn ausgeliefert wird. Steht auf, wir wollen zu den anderen gehen.“

Ich erhob mich ebenfalls und folgte ihnen. Johannes wandte sich um und sah mich, blieb ein wenig zurück und ergriff fest meine Hand. Einige wenige Schritte lang sahen wir einander

stumm an und sein Gesicht spiegelte alles, was in meinem Herzen bewegt wurde.

Wir trafen auf die schweigsame Versammlung unserer Weggeschwister, die vor der Höhle saßen und uns entgegen blickten. Ein kleines Feuer glühte nur noch, Funken stoben in die Dunkelheit, strebten gen Himmel und verloschen. Die hereingebrochene Nacht lag still, kein Lüftchen rührte sich. Wir warteten miteinander und doch in größter Einsamkeit, wie mein Herz sie nie zuvor erfahren hatte. Ich fröstelte und spürte Johannes' Händedruck, Trost spendend und Halt suchend zugleich, doch die Tiefe meines Grauens nicht ermessen könnend. Auch ich hatte in jenem Moment kein Gefühl für sein Bangen. Nur einer war mit mir – Jeshua.

Es war, als sei er neben mir der einzige Mensch auf Erden und ich gedachte in jenem Moment seiner Worte: *Hättet ihr mich lieb, so hättet ihr euch gefreut, dass ich zum Vater gehe.*

Mit bebenden Lippen betete ich: Herr meines Lebens, oh, du mein Gott, Abba... Aus der Tiefe meiner Seele schreie ich zu Dir und erlebe Deinen Segen... Nicht bitte ich Dich, etwas am Lauf der Dinge zu ändern, die Du nach Deinem Willen eingerichtet hast, denn Du bist groß und ich bin klein und verstehe nichts von Deinen Wegen. Wohl aber bitte ich Dich, so wahr ich hier stehe und gehe und Du mich geschaffen hast, wie ich nun einmal beschaffen bin: Erhöre mich, mein Vater, und verleihe mir jetzt die Kraft und Zuversicht, ihn, den Du entsandt hast, mich zu Dir zu führen, ganz loszulassen und Deinem Wollen zu überantworten. Du lässt mich ahnen, dass dies freudvoll geschehen darf und voll der Zuversicht. Öffne nun den Vorhang, der mein verängstigtes Herz noch verhüllt, und lasse das Licht der Freude und Dankbarkeit daraus hervorleuchten, dass es in die Herzen meiner Geschwister eingehen möge!

So lauteten die Gebetsworte, die der Herr Selbst mir in jenem Moment eingab, und augenblicklich erfüllte sich, was meine Seele ersehnte, und das Herz wurde mir still und alles in mir freudvoll und warm. Ich vermochte selbst zu spüren, wie mein Blick zu leuchten begann, mit dem ich die anderen streifte, und wer mich ansah, dessen Gesicht begann ebenfalls zu leuchten.

Unsere Einsamkeit machte tiefster Verbundenheit Platz und wir ergriffen einander bei den Händen.

Etwas rührte sich in der Dunkelheit und aus der Richtung der Mauer, die den Garten umfriedete, traten nun mehrere Gestalten ins glimmende Licht. Ich erkannte vier Männer der Tempelwache an ihrer Tracht und drei Vertreter des Hohen Rats sowie drei Schriftgelehrte. Es waren auch vier römische Soldaten dabei, die sich ein wenig abseits hielten und das Geschehen mäßig interessiert verfolgten. Alle vierzehn Eindringlinge waren bewaffnet; selbst die Gelehrten trugen Knüppel bei sich.

Und ich sah – Judas, mitten unter ihnen.

„Wen sucht ihr?“ Jeshuas Stimme hallte deutlich hörbar durch die Nacht. Wir anderen hatten ihn umringt, sobald der kleine Trupp aufgetaucht war. Zahlenmäßig waren wir ihnen überlegen. Ich sah mich nach Simon um, der als einziger ein Schwert bei sich trug. Innerhalb des erstaunlichen Friedens, der mich erfüllte, spürte ich ein starkes Geführtwerden; es war, als halte mich jemand an unsichtbaren Fäden, der die Geschehnisse von uns allen lenkte, und ich hatte mich dieser Führung vertrauensvoll zu überlassen. Ein jeder und eine jede tat in jenen Momenten das, was uns aus dem Inneren her anbefohlen war, und die Haltungen von richtig und falsch waren aufgehoben.

„Wir suchen Jeshua von Nazareth!“ rief der Hauptmann der Tempelwache.

„Der bin *ich!*“ tönte es da von mehreren Seiten und ich beobachtete, wie neben Jeshua auch Johannes, Simon, Jakob, Philippus und Jonathan einen halben Schritt nach vorn taten. Sie alle waren etwa gleich groß, barfuß, die Gesichter bärtig und umrahmt von ihren sandfarbenen Umhängen.

Die Ankömmlinge starrten von Einem zum Anderen und vermochten Jeshua nicht zu erkennen.

„Macht euch doch nicht lächerlich!“ rief einer der Tempeloberen ungeduldig. „Wo ist Jeshua von Nazareth?“

„*Ich* bin's!“ antwortete der sechsstimmige Chor. Niemand rührte sich, alle starrten wir einander an. Mein Herz klopfte bis zum Halse.

Dann, Jeshuas leise Stimme: „Freund, tu das, wozu du hergekommen bist!“

Er sah ihn nicht direkt an, doch ruhte sein Seitenblick in unendlicher Zärtlichkeit auf seinem Jünger, Judas. Mehrere Atemzüge lang herrschte eine völlige Stille, in der sich niemand mehr rührte. Dann trat mein geliebter Bruder, den sie fortan ahnungslos den Verräter nennen sollten, aus der Reihe der Angreifer hervor hinzu auf Jeshua, stellte sich nah vor ihn und küsste ihn. Ich stand bei ihnen, sodass ich die zwei Tränen erblickte, die unter Judas' Augenlidern hervortraten und eine glitzernde Spur auf jeder Wange hinterließen. Ich musste schlucken und presste die Hand auf mein Herz. Als Judas beiseite trat, blickte Jeshua die Ankömmlinge fest an und sprach:

„*Ich* bin Jeshua von Nazareth.“

Da wichen sie zurück und fielen, unversehens von einer unsichtbaren Macht ergriffen, allesamt zu Boden, lagen flach auf dem Bauch vor meinem Rabbi, dem Gottessohn. Unter erstaunten Ausrufen und Schimpfen rappelten sie sich wieder auf und dann griffen sie nach Jeshua. Simon aber sprang hinzu, das Schwert gepackt, und hieb mit einem Schrei nach dem Tempelknecht, der zuvorderst bei Jeshua stand. Blut spritzte und ein Tropfen traf warm auf meine Wange. Mehrere von uns schrien auf und das Ohr des Getroffenen lag vor uns im Staub.

In einer einzigen fließenden Bewegung machte Jeshua einen Schritt auf Simon Petrus hinzu, gebot ihm mit erhobener Hand Einhalt, sprach: „Stecke das Schwert ein, Simon! Soll ich den Kelch nicht trinken, den Abba mir gereicht hat?“ Darauf bückte er sich nach dem blutigen Ohr und hob es auf. Er griff nach dem Arm des Verletzten, der sich keuchend die Hand über die Wunde hielt, und legte stattdessen seine eigene Hand mit dem Ohr darin auf die Stelle. Augenblicklich wich der schmerzerfüllte Ausdruck von dem Gesicht des Mannes und als Jeshua die Hand wegnahm, war das Ohr zwar blutverschmiert, aber heil und wieder angewachsen.

Mit offenem Munde hatten die Tempelabgesandten und Soldaten der Heilung zugesehen. Es gab aber für sie kein Zurück

mehr und sie nahmen Jeshua von Nazareth fest. Jeshua lachte ein wenig.

„Meint ihr, ich könnte meinen Vater nicht bitten, und Er würde mir nicht sogleich mehr als zwölf Legionen Engel zu Hilfe senden? Wie sollte sich dann aber erfüllen, was Sein Wille ist?“

Ich vermochte an ihren Gesichtern zu sehen, welch einen Eindruck sein Gebaren und seine Worte bei den meisten der Ankömmlinge hinterließ. Vor allem die römischen Soldaten waren mit den Ereignissen sichtlich überfordert; so hatten sie sich ihren nächtlichen Einsatz in einem Garten am Rande der Stadt gewiss nicht vorgestellt.

Jeshua aber fuhr, an die Tempeloberen gewandt, fort:

„Wie gegen einen Räuber seid ihr mit Schwertern und Knüppeln ausgezogen, um mich gefangen zu nehmen. Täglich habe ich im Tempel gegessen und gelehrt – und ihr habt mich nicht festgenommen!“

Ohne eine Erwiderung gab der Anführer der Tempelvorsteher das Zeichen, Jeshua abzuführen. Wir schickten uns an, ihnen zu folgen, doch die Soldaten wollten uns daran hindern. Eines der Mitglieder des Hohen Rates wandte sich um und rief uns zu: „Seht euch gut vor, mit euch kann es ganz schnell genauso enden wie mit eurem Meister!“

„Ja – wäre es nicht ohnehin besser, wir nähmen sie alle gleich in Gewahrsam?“ fragte ein anderer neben ihm leise. „Wer weiß, was sie miteinander aushecken, wenn wir den Nazarener mitnehmen!“

„Dieses Lumpenpack aus Bauern und Weibern?“ fragte ein dritter. Die anderen lachten und der erste sagte: „Der Auftrag des Kaiphäs lautete, den Nazarener zu holen. Das genügt fürs Erste!“

Da sprach Jeshua an uns gewandt: „Was immer ich zu euch sprach, wohl waren dies Unterweisungen und Empfehlungen, doch ihr wisst, ich ließ euch stets freie Hand in all eurem Wollen und Wirken. Nun aber erteile ich euch den Befehl: Bleibet hier und folget diesen nicht!“

Stumm blieben wir zurück und mussten mitansehen, wie das kleine Grüppchen mit unserem Meister in der Mitte sich aus dem rötlichen Lichtschein der Feuerstelle entfernte und schon kurz darauf nicht mehr zu hören war.

Ich zuckte zusammen, als eine Stimme durch die Nacht hallte: „Komm!“ rief Johannes Petrus zu, „wir beide wollen ihnen hinterhergehen!“ Petrus nickte entschlossen.

„Hast du nicht gehört, was Jeshua befohlen hat?“ rief Johanna und ihre Stimme klang angsterfüllt.

„Er sagte, wir sollten *diesen* nicht nachfolgen“, entgegnete Johannes, „ich aber folge *ihm* nach. Nur ihm!“

„Gelobt sei der Herr“, sagte Simon und legte den Arm um Johannes' Schultern. „Wir gehen aber nur zu zweit und folgen ihnen heimlich nach.“

„Ihr dürft nichts unversucht lassen, ihn da herauszuholen“, rief Maryam mit drängender Stimme.

Ich vermochte nichts zu sagen und nicht zu denken. Wohl spürte ich, dass es Jeshuas Wille war, dass Abbas Wille erfüllt wurde und von Seinem Willen hatte er uns genug gesagt, dass wir den Ausgang dieser Nacht allesamt kannten. Doch vermochte ich ihnen in jenem Moment nicht Einhalt zu gebieten, sondern mir schien, dass auch dies alles Teil der undurchdringlichen Ereignisse um Jeshuas Fortgang aus dieser Welt sein sollte.

*

Als Simon Petrus und Johannes zurückkamen, waren zwei Tage vergangen. Wir, die wir in Gethsemane geblieben waren, sprangen allesamt auf und rannten den beiden vermummten Gestalten entgegen, die unsere Brüder waren. Der Dritte, unser geliebter Meister, der abgeführt worden war wie ein Verbrecher, war nicht bei ihnen...

Bei unserem Anblick brach Petrus einfach zusammen: Seitlich kippte er neben Johannes weg, fiel zu Boden und

begann, sich schreiend und schluchzend den Kopf zu halten. Johannes stürzte neben ihm nieder und versuchte, ihn zu beruhigen, ihn aufzurichten. Doch auch er selbst war totenbleich und seinen Bewegungen fehlte jede Kraft.

„Wir haben alles versucht, in der Stadt irgendeinen Beistand zu finden, doch alle Türen blieben verschlossen“, sagte Johannes schwer atmend.

Wir alle fingen an zu weinen.

Ohne ein anderes Geräusch als unser leises Schluchzen und Schniefen brachten wir unsere beiden Brüder herüber zu unserem Lagerplatz, wo das Feuer glühte. Mit langsamen Bewegungen legte ich Holz nach. Mein Körper war unendlich schwer geworden. Wir nahmen rundherum Platz, hielten uns dicht beieinander wie ein fürsorgliches Wolfsrudel, das führerlos geworden war. Mein Blick glitt nach oben in den wolkenverhangenen Himmel, aus dem sich die feuchte Dunkelheit kühl herabsenkte.

Da hob Petrus mit fremdartiger Stimme wie von weither zu sprechen an.

„Ihr habt gehört, wie Jeshua mir prophezeit hat: ‚Ehe der Hahn kräht, wirst du mich dreimal verleugnen.‘ Mir aber war solches unvorstellbar... *unvorstellbar..!*“ Seine Stimme kippte, seine Schultern bebten. Johannes, der neben ihm saß, legte eine zitternde Hand auf sein Knie und bedeutete ihm mit einem kummervollen und zugleich unendlich liebevollen Blick, weiterzusprechen.

„Und ihr habt gehört, wie Jeshua einmal über mich sagte: ‚Auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen!‘“, fuhr Petrus mit eigentümlich blecherner Stimme fort und blickte uns nacheinander an. Hier und dort wurde genickt, die Gesichter wirkten seltsam abwesend, doch zugleich angespannt, denn alle wollten wir wissen, was geschehen war und vor allem, was weiter geschehen würde.

„Ich kann aber nicht dieser Fels sein, niemals! Was der Meister verkündet hat, ist eingetroffen: Noch ehe der Hahn krähte, hatte ich ihn dreimal verleugnet... Unnötig, feige und von

allen guten Mächten verlassen...“ Petrus’ Blick ging ins Leere und er brach ab. Johannes ergriff das Wort.

„Wir kamen zum Hause des Hohepriesters Kaiphas. Dort wurde Jeshua von den Soldaten hineingeführt und...“ Johannes zögerte und schien nicht zu wissen, wie er weiterfahren sollte.

„Johannes ist an seiner Seite geblieben und mit ins Haus gegangen“, schaltete Petrus sich wieder ein und seine Stimme klang tonlos. „Ich aber... Wie ein feiger Hund blieb ich draußen vor der Tür stehen und zauderte...“ Er schüttelte den Kopf, biss sich auf die Lippe, dass sie zu bluten anfang und schlug die Hände vors Gesicht. Dann:

„Johannes ist sogar zurückgekommen, um der Magd, die die Tür hütete, zu sagen, sie solle mich nur auch hereinlassen“, stieß er zwischen den Fingern hervor und fing wieder an zu weinen. „Also fragte sie mich: ‚Gehörst du nicht auch dazu und willst hereinkommen?‘ Ich aber sagte, dass ich nicht dazu gehörte, und anstatt Johannes ins Haus zu folgen blieb ich im Hof und stellte mich zu einigen Dienern ans Feuer...“ Jetzt hob Petrus die Augen und wandte sich Johannes zu, dessen Blick so weich und voller Mitgefühl war, dass es mir das Herz zerbrechen wollte.

„Drinne wurde Jeshua befragt“, sprach Johannes dann leise, „wer seine Jünger seien und worin denn seine Lehre bestehe. Er stand einfach da, aufrecht und furchtlos –“ Johannes schluckte und sah mit erschüttertem Blick in die Runde. „Die Soldaten hatten ihm die Handfessel nicht abgenommen, als würde von ihm irgendeine Gefahr drohen!“, rief er aufgebracht. „Wie ein Verbrecher stand er vor dem Kaiphas und dessen Dienern, die ihn unverblümt angafften.“ Er atmete ein paar Mal ein und aus und beruhigte sich ein wenig. „Wie bei einem Tribunal waren mehrere Zuschauer anwesend, die alles gespannt mit anhörten. Auf vielen Gesichtern sah ich Angst und Trauer wegen Jeshua... doch niemand stand auf für ihn, niemand sagte etwas..!“

Bei diesen Worten des Johannes ließ Petrus den Kopf in seine Hände sinken und ich sah Tränen durch seine Finger rinnen. Mir lief die Nase und Maryam neben mir zitterte am ganzen Leibe, was immer ich auch unternahm, um sie zu beruhigen und zu wärmen.

„Jeshua sprach ganz ruhig und antwortete auf ihre Fragen“, fuhr Johannes fort, „und er sagte zu ihnen, dass er doch immer ganz öffentlich und vor aller Augen und Ohren gesprochen und nie etwas zu verheimlichen gehabt habe. Dass sie ihn in die Synagogen eingeladen und im Tempel hätten sprechen lassen und dass es genug an der Zahl gebe, die die Frage des Kaiphas nach seiner Lehre beantworten könnten. ‚Ich aber habe gesagt, was ich gesagt habe‘, schloss er. Und dann –“, Johannes schaute ein wenig unsicher in die Runde und was er dann sagte, war kaum mehr als ein Flüstern: „Da sprang einer der Diener auf Jeshua zu und schlug ihm ins Gesicht.“

Johannes presste die Lippen aufeinander und wurde noch eine Spur bleicher. Ein allgemeiner Aufschrei ging durch unser Grüppchen und mir war, als hätte man mir einen Schlag in die Magengrube versetzt. Die bloße Vorstellung meines Jeshua, wie er würdevoll und wehrlos einfach dastand in Demut und man ihm einen Schlag ins Gesicht versetzte, stürzte mich in eine ungekannte Verzweigung. Maryam weinte in meinen Armen wie ein fieberkrankes Kind, jammervoll, schwach und tonlos... Johanna lehnte sich an mich, Bartho neben ihr hatte den Kopf zwischen die Schultern sinken lassen und wippte mit dem Oberkörper vor und zurück. Ich hielt Ausschau nach Mutter Maria und sah sie, die Arme um den Leib geschlungen, etwas abseits stehen, gerade noch im Lichtkreis des Feuers und nah genug, um alles mit anzuhören, doch gleichzeitig in unendliche Fernen entrückt.

„Und Jeshua sah ihn ganz fest und friedlich an und sprach: ‚Wenn ich ungehörig gesprochen habe, so gib an, was ungehörig daran gewesen ist; wenn ich aber richtig gesprochen habe, warum schlägst du mich?‘“ Johannes hielt wieder inne und sah uns an. „Und dieser Diener...“, sagte er dann, „es schien, als würden seine Knie einknicken und in seinem Gesicht sah ich, dass alles in ihm sich Jeshua ergeben und um Vergebung flehen wollte...“

Johannes kamen die Tränen und er ließ es einfach geschehen.

„Doch senkte er einfach nur den Blick, schloss den Mund fest zu und ging davon.“

„Und draußen kam er an mir vorüber“, fuhr nun Petrus wieder fort. „Ich sah sein Gesicht und wurde von nackter Angst ergriffen, weil dieses Gesicht zu offenbaren schien, dass drinnen Furchtbares geschah... Dieser Diener ging auf uns am Feuer Stehende zu, kreideweiß, Schweiß auf den Wangen und hoffnungslos der Blick, und dann schaute er mich plötzlich an und fragte leise, ob ich nicht auch einer der Jünger des Jeshua von Nazareth sei...“

Petrus schwieg eine ganze Weile, bevor er in der Lage war, weiterzusprechen. „Da sagte ich... Ich sagte... Oh, mein Gott... ich sagte: *NEIN*.“ Petrus hatte sich ganz aufgerichtet und blickte uns der Reihe nach gerade an.

„Oh, mein... Ich bitte euch um Vergebung, die ihr meine geliebten Geschwister in Jeshua wart –“

„Seid!“ korrigierte ihn Johannes und ergriff fest seine Hand. Und alle seine Brüder und Schwestern, in welchem Zustand sie sich auch befinden mochten, nickten bekräftigend und schauten auf Petrus in entschlossener und fester Liebe. Ich erschauerte vor diesen Blicken, weil es nicht unsere waren, sondern die unseres geliebten Herrn – Jeshua von Nazareth.

„Ja, wir sind deine Geschwister in Ewigkeit und auf diesen Felsen wollen wir bauen!“ Maria war unbemerkt hinter Petrus getreten und hatte ihm beide Hände auf die Schultern gelegt. „Sprich nur weiter, mein Sohn. Was geschah dann?“

Petrus' Schultern bebten unter Marias Händen und Worten, doch irgendwie gelang es ihm, sich zusammenzunehmen. „Ein weiterer Knecht kam aus dem Haus gelaufen, hinter dem anderen her, und wollte ihn zur Rede stellen, warum er einfach fortgegangen war. Es war derjenige, dem ich das Ohr abgehauen hatte! Da fiel sein Blick auf mich und er rief: ‚Warst du nicht mit bei ihm da in dem Garten?‘“

Traurig blickte Petrus in die Runde. „Und da sagte ich zum dritten Male *Nein*.“ Er atmete hörbar aus und sprach dann weiter: „In dem Moment begann ganz in der Nähe ein Hahn zu krähen und gleichzeitig erschien Jeshua wieder am Eingang, umringt von Knechten wie ein Schwerverbrecher. Unsere Blicke

trafen sich –“. Nun brach Petrus endgültig ab und ich spürte, dass er nichts weiter sagen würde.

Da hörten wir in die eintretende Stille hinein die Stimme unserer Schwester Salome und sie sagte: „Ich möchte euch sagen, dass ich meinen Herrn und Meister Jeshua von Nazareth verleugnet habe!“

Wir alle wandten uns erstaunt und bewegt in ihre Richtung. Sie erwiderte unsere Blicke aus ihrem runden Gesicht. „Jeshua hat mir unendliche Liebe geschenkt und alles für mich getan, was ein Mensch einem anderen an Segnung schenken kann – ja, noch mehr, denn er ist nicht einfach ein Mensch. Jedoch habe ich, wenn ich in einer Stadt oder einem Dorf etwas zu erledigen hatte, nicht nur einmal behauptet, ich kannte ihn nicht, wenn man mich als eine der Seinen erkannte...“

Salome schloss den Mund und in ihren Augen schimmerten Tränen. In meinem verwundeten Herzen wurde alles warm und weit und im selben Moment spürte ich mit aller Gewissheit, wie dasselbe in den Herzen all meiner Geschwister geschah.

„Ich möchte euch mitteilen, dass ich meinen geliebten Freund und Herrn, Jeshua von Nazareth, verleugnet habe“, ließ sich nun Andreas' Stimme vernehmen. Langsam fuhr seine Zunge über seine Lippen. „Einmal, als man mich fragte, woher ich solches Wissen hätte über die höchsten und letzten Dinge und woher ich die Kraft zu heilen nähme, da nannte ich seinen Namen nicht“, erklärte Andreas und seine Wangen glühten rot auf. „Stattdessen machte ich ein geheimnisvolles Gesicht und ließ die Menschen mich bewundern und lobpreisen als einen Propheten des Herrn...“ Andreas senkte den Kopf.

Bevor wir reagieren konnten, murmelte Johannes wie zu sich selbst: „Ich habe ihn verleugnet, der meine Seele und mein Leben ist... Viele Male ließ er mich zu Menschen sprechen, gleich ihm. Doch ebenso viele Male drängte ich mich ungefragt in den Vordergrund und ließ gewichtig meine Stimme ertönen, weil ich glaubte, ich vermöchte Dinge gar besser zu sagen als er. Oder weil ich mir einredete, es sei sein Wille, dass ich verkündigen solle – weil ich der Beste darin sei, besser als ihr alle! Doch war

immer er es, der mich zu allem ermächtigte, was da je an Gutem aus meinem Munde kam...“

Der Blick, den er uns schenkte, flehte um Vergebung. „Darin habe ich ihn verleugnet, dass ich es zuließ, mich für ebenso groß oder größer noch zu halten als ihn... Und er ließ mich gewähren, voller Demut und Nachsicht...“

„Wir wollen dich weiterhin gewähren lassen“, sagte Johanna bestimmt, „denn du bist ihm sehr lieb und so bist du uns lieb. Kein Fehl sehen wir an dir, denn er sah kein Fehl an dir –“ Sie stockte und sah entsetzt aus. Wir alle hatten es gehört: Johanna hatte von Jeshua in der Vergangenheitsform gesprochen.

„Er wird nicht zurückkommen“, flüsterte Maryam und richtete sich auf, „er wird nie mehr zurückkommen! *Mein Gott!!*“ Sie schlug die Hände vors Gesicht und schrie zweimal seinen Namen, wie besinnungslos. Ein paar von uns hielten sie. Dann beruhigte sie sich langsam.

„Auch ich habe ihn verleugnet“, sagte sie schließlich leise. „Mein ganzes Leben ist seine Verleugnung. Sprach er nicht zu uns vom Reiche Gottes und von einer Liebe, die den Tod überdauert? Lebte er uns nicht am eigenen Leibe vor, dass seine Worte die einzige Wahrheit sind, der es zu folgen lohnt? Gab er nicht alles, dass wir vertrauten und den Sprung wagten in das Ungewisse, das doch dank ihm gar nichts Ungewisses mehr barg, sondern die offenen Arme des Herrn und Seiner Liebe?“

Wir alle blieben bei ihren Worten stumm und unsere Herzen pflichteten ihr bei. „Doch ich verbrachte die Tage damit, ihn zu verkennen und seine Liebe zu missachten, alles Mühen als zu große Anstrengung zu erklären und meine Ängste und mein Misstrauen zu pflegen. Ich wollte bei ihm sein – aber wahrhaft verwandeln lassen wollte ich mich nicht!“

Das Geräusch hastig rennender, rasch näherkommender Schritte ließ uns auffahren und ins Dunkel spähen, in Richtung der Stadt. Ein Knabe erschien im fahlen Feuerschein und obwohl niemand von uns ihn kannte, schien er genau zu wissen, wer wir waren, und übermittelte uns mit gellender Stimme seine Botschaft:

„*Sie kreuzigen ihn!*“

Alles an uns war ein einziges Rennen – hinzu auf die Stadt, auf die Mutter Jerusalem, die Wiege göttlicher Offenbarungen und heiliger Stätten. Ich musste Maryam halb ziehen, halb schleppen, denn sie war im Laufen der Ohnmacht nahe und voller Entsetzen sah ich, dass aus ihren Augen blutige Tränen liefen, die ihre Wangen schwärzten...

Der Knabe rannte vor uns her durch Gassen am Rande der Stadt, bis es wieder hinausging über Felder und auf Sandwege zwischen Bäumen, und wir die hohen Mahnzeichen der römischen Marterkreuze vor uns aufgerichtet sahen...

Und da hing er am Kreuz – Jeshua... *mein Gottesmond und meine Sonne...*

Der Geliebte meiner Seele.

Man hatte ihm die unermüdlichen Beine lang gestreckt und seine pilgernden Füße einfach übereinander gelegt und mit einem langen Eisennagel durchschlagen, sodass das Blut am Kreuze herabgelaufen war. Er hatte unter diesen Füßen keine Stütze wie die neben ihm Gekreuzigten. Die tröstenden Arme hatte man ihm weit ausgestreckt festgezurrt, sodass sein Brustkorb, die Wohnstatt seines Herzens, sich nach vorn wölbte und der Bauch ganz eingefallen war, und sie hatten ihm auch die heilenden Hände noch mit Nägeln durchstoßen.

Vieles geschah nun auf einmal, sodass mein Verstand einfach zusammenbrach und ich mich dem, was mich umgab, ganz und gar überließ. Die Augen unablässig auf meinen Jeshua gerichtet, der da am Kreuze zwischen zwei anderen hing und uns mit festem Blick erwartete, hielt ich meine Schwester so gut es ging umfasst, immerzu all die Worte auf sie einredend, die der Herr mir eingab, und nahm zugleich wahr, wie die meisten meiner Geschwister um mich herum aufschrien und zu Boden sanken, während ein paar, angeführt von Petrus und Johannes, auf die römischen Wachen hinzurannten und sich anschickten, das Kreuz unseres Herrn im Sturm zu erobern. Die Römer, etwa fünfzehn an der Zahl, schienen ohne auch nur einen Moment des Zögerns in einer perfekt eingeübten Choreographie zu einem einzigen Leib zusammenzufließen, dessen alleinige Aufgabe

darin bestand, wie ein willenloser Dschinn den Schutzbefehl auszuführen, den man ihnen erteilt hatte. Mit gesenkten Speeren standen sie am Fuße der drei Kreuze gleich einer mit Stacheln gespickten, gepanzerten Schlange.

Es war kein Durchkommen mehr zu *ihm*, den nie ein Hindernis geschreckt hatte, wenn es um das Wohl derer ging, die ihm nachfolgten; darum, den Weg frei zu räumen und Brücken zu errichten zwischen einer Seele und ihrem geliebten Herrn...

Ich konnte nicht anders und ließ Maryam zurück, um mich so weit es nur möglich war, dem Kreuze Jeshuas zu nähern. Genau auf mir ruhten seine Augen. Das Gesicht troff von Schweiß. Sein halb entblößter Körper war von Wunden, fremdem Speichel und Resten von Unrat übersät, mit dem man ihn beworfen hatte, und ich musste all meine Kraft zusammennehmen, um nicht haltlos zu weinen, noch mich übermannt zusammenzukrümme oder vor schierem Schmerzen zu übergeben.

Jeshua hatte derweil den Blick gen Himmel erhoben und sein ganzes Antlitz war ein einziges Sehnen. Die Hände streckte er trotz der Nägel mit aller Willenskraft und versuchte eine letzte Geste des Flehens um Gnade. Nun brach die untergehende Sonne durch die Wolken und blendete mich, sodass ich nichts mehr zu erkennen vermochte. Vor dem geistigen Auge aber war mir sein flehendes Antlitz eingebrannt und ich hörte seine Stimme in mir: *Liebend hingeben, in allem!*

Und so schenkte er mir ein tiefes Verstehen der letzten Dinge seiner Lehren: Die Gnade, um die er selbst in diesem Moment seiner Marter noch flehte, war nicht etwa die Gnade der Befreiung. Denn mein Jeshua kannte und lehrte nur diese eine Form wahrhaftiger göttlicher Gnade: Das Geschenk des grenzenlosen Liebesvermögens. Die Gnade des reinen Dienens zu Füßen seines Vaters. Jeshuas ganze Existenz bestand aus der Sehnsucht nach solchem Dienen und so wurde selbst der Todesmoment ihm zur Gelegenheit, allein darum zu flehen – für uns alle zu flehen, die wir hier auf Erden waren und Gottes liebevolle Rufe nicht erhören wollten. *Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun...* Dieses Gebet galt weniger dem Tun der Menschen zu dieser Stunde, als vielmehr allem Tun der

Menschen auf Erden zu allen Zeiten, so sie nicht willens oder mächtig waren, für die Liebe Gottes alles zu geben...

Ich war mir bewusst, dass er mir allein diese Schau in die Tiefen seines Wesens verlieh, während sämtliche Umstehenden seinen flehentlichen Blick als Bitte um Erlösung deuten mussten – und ihn verkannten. Und noch mehr. Weit geöffnet wurde mein Herz für seine letzte Unterweisung an mich. Ich hörte seine Stimme aus der Mitte meines Herzens erklingen und wusste mich von ihm angeschaut, erkannt:

Du meine Seele – erkenne nun die Wahrheit dieses Kreuzes!

Sieh darin aber fortan nicht ein Folterwerkzeug und keinen Ort des Leibestodes. Siehe doch, nicht ist Mein Gesicht betäubt und dieser Leib spürt keine Qual.

Und die solches verkünden werden, haben nicht recht geschaut.

Und die darob den Menschen Schuldenlasten aufbürden wollen, sprechen nicht die Wahrheit!

Ich leide keine Schmerzen... Abba Selbst steigt herab, um den Platz einzunehmen, der mir zum Leiden zugeordnet ist. Und wenn ich hinauffahre zu Ihm in Seinen Ewigen Himmel, wird Er am Tore stehen und ich werde sehen dieselben Wundmale an Ihm, die dieses Kreuz in meinen Körper schlug... Vor Ihm niederfallen werde ich in Reue und Demut, doch Er wird mich auffangen in Seinen Armen und mich mit Zärtlichkeit umfassen.

Da fing Jeshua an klagend zu weinen, dass es ihn schüttelte. Er weinte um den Herrn, Seinen Gott, dessen unendlich zärtliche, unergündliche Liebe Seine Allmacht überstieg und Ihn alles auf Sich nehmen ließ, was Seinem Gesalbten widerfuhr.

Und ich glaubte ihm. Ja, ich glaubte an diesen liebenden, Sich Selbst schenkenden Gott der Demut und Barmherzigkeit allein und alles Zögern und Zweifeln und alle Bilder von Ihm waren von mir genommen.

Du aber, meine Seele, empfangen nun die Botschaft des Kreuzes:

Wie dieser mein Leib in vier Richtungen an sein Holz gebettet ist, so ist eines jeden Geschöpfes ewige Seele auf Erden zum Scheine an die vier Elemente der sterblichen Materie gefesselt.

Bewahre dir aber dieses Geheimnis tief im Herzen: Kein Weltelement vermag in Wahrheit diese Seele zu berühren; nicht vermag die feste Erde sie zu stechen, noch vermag sie Wasser zu ertränken. Auch kann kein Feuer sie verbrennen und der Sturm sie nicht zerreißen.

Kein Gedanke kann sie denken, kein Empfinden sie erfüllen. Nicht mit Worten ist sie rufbar und der Leib bewegt sie nicht.

Siehe, gekreuzigt ist dieser Leib, doch ist die Seele unberührt, weil sie Ihn in allem schaut.

Ihr alle hängt ja bereits an diesem Kreuze – nun erget euch dem ganz und gar! Doch nicht als Gelähmte und nicht wie Besiegte.

Wohl aber im Gewahrsein eurer eigenen Hilflosigkeit nehmet Zuflucht stets bei Gott allein.

In der Stille eures Herzens seied liebend immerzu in allem Ihm ergeben – in der lauten Welt aber tretet mutig ein für diese Liebe und die Wahrheit eures Gottes!

Seele, schaffe in dir Raum für die Begegnung mit Gott, fürs Gebet; lasse sich ausweiten diesen Raum auf die Welt der Körper, dass alle Weltendinge darin aufleuchten mögen und ihre eigentliche Bestimmung finden – auf Ihn hinzuweisen.

Und siehe: Es werden dir Räume aufleuchten, die unter all dem noch verborgen liegen; in denen die Seele seit undenklichen Zeiten ihren geliebten Herrn erwartet.

Wenn du aber dieser Räume in dir gewahr wirst, und des Jenseitsschmerzes, den die Seele leidet in Trennung zum Vater, dann wird diese Seele alsbald aufschreien zum Herrn und sie wird klagen: „Abba, mein Vater, warum hast Du mich verlassen?“

Eine Seele, die so ruft, wird vom Feuer der Trennung gewaschen und in ihm geschmiedet ihre wahre Gestalt...

Und siehe du nun des Weges Ziel und Weisung:

Wer immer sich dem Vater schon im Erdenleibe liebend und vertrauensvoll ergibt – der wird den Tod durchgehen von allem, was nicht ewig und nicht Wahrheit ist. Und wird auferstehen zum wahren Leben:

Dass die Liebe Einzugs halte in dein Wesen ganz und gar; es bis zum Grund durchtränke; es wandle und deine Seele einzig Werkzeug dieser Liebe sei.

Oh Jeshua, rief ihn nun ihrerseits meine Seele, da ich dich am Kreuze sehe, meinen geliebten Herrn und mein Leben, da gehen mir die Augen auf und ich schaue einen Gott, der hinabsteigt in die Tiefen dieser Elemente – herab zu uns, den Seelen, die an diese Welt mehr glauben als an Ihn.

Ja, in dir ist Er herabgekommen, gibt Sich ganz in diese Erdenwelt hinein, begegnet mir dort, wo ich verbarre, und erhebet mich durch Seine Demutstat!

Jeshuas Antlitz wurde hell von dem Lächeln, mit dem er mich, die ich sein Eigen war, bedachte. *Wohl schaust du, meine Seele. Vergiss dies hernach niemals, dass Er derjenige ist, der herabsteigt zu jedem von euch, habe er sich auch noch so weit von Ihm entfernt.*

In Wirklichkeit war Er euch niemals fern!

Denn Er ist derjenige Liebende, den es dürstet nach dieser einzigartigen Liebesbegegnung mit jeder Seele.

So sei euch dieses Kreuz fortan ein Hoffnungszeichen eines Gottes, dessen Liebe weder Grenzen noch Bedingung kennt!

Während dieses stummen, letzten Austausches zwischen meinem Lehrer und meiner Seele war mir schwächer und schwächer in den Beinen geworden und schließlich, bei seinen letzten Worten, sank mein Körper besinnungslos zu Boden und durfte sich einer dunklen Ohnmacht anheimstellen, die mich barmherzig umfing.

Wie in einem Traum wurde ich darin Zeugin der Geschehnisse um den Tod Jeshuas: Mein Geist schwebte nah bei ihm und ich sah und hörte, wie die Menschen aus der Stadt herbeiströmten, ihn zu sehen, um ihn zu weinen und ihn zu schmähen.

„Da hängst du nun..!“ schrien sie und so manches Hohngelächter ertönte. Es klang aber hohl und leer, sich seiner unsicher und im Inneren erschüttert.

„Was bleibt dir nun zu tun, du *Sohn Gottes*?!“ Wie viel Gehässigkeit in dieser Welt möglich war...

„Wenn Gott wirklich dein Vater ist, so soll Er Sich doch zeigen und dich retten. Vertraust du jetzt noch immer auf diesen Gott? Was ist nun mit deinen Wunderkräften? Anderen konntest du helfen – jetzt hilf dir selbst, du König der Juden! Ja, steige doch vom Kreuz herab, dass man endlich mal wirklich an dich glauben kann!“

In diesen Chor fiel nun auch der links neben Jeshua Gekreuzigte mit ein. Mühsam hatte er ihm das Gesicht zugewandt und stieß zwischen trockenen Lippen hervor: „Du willst der Gottgesandte sein?! Dann beweis es und errette dich selbst – und uns gleich mit!“

„Hat dich dein Lebensgang und der bittere Ausgang nicht mehr Achtung vor Gott gelehrt?“ rief da der andere Gekreuzigte rechts von Jeshua keuchend, am Ende seiner Lebenskräfte. „*Wir* empfangen nur, was wir gesät – diesen aber lass in Frieden mit deinen lästerlichen Reden, denn er hat nichts Unrechtes getan, vielmehr das einzig Wahre!“ Der Kopf des Mannes sank ihm auf die Brust und er verstummte.

Eine Welle von Wärme durchflutete mein Herz und mein Geist schwebte zu dem Mann hinüber und ich umfing ihn, den ich als meinen Bruder erkannte, mit aller Liebe, derer ich fähig war. Da hob der Gekreuzigte noch einmal den Kopf und rief leise den Namen meines Rabbis: „Jeshua... oh, bitte gedenke meiner armen Seele, wenn du dereinst den Thron in all ihren Herzen besteigst...“

Und Jeshua sah mich an, die ich stumm für den Mann flehte, und sprach dann zu ihm: „Wahrlich, du bist mein und ich bin dein und du wirst heute Eintritt finden in deine ewige Heimat.“

Da seufzte der Mann und fiel in tiefen Schlummer und mein vom Körper gelöster Geist wurde dorthin gezogen, wo die anderen Jünger und Jüngerinnen sich versammelt hatten. Und ich sah, wie sie sich abseits hielten am Hang eines Hügels, ausharrten ohne Schlaf und ohne etwas zu sich zu nehmen, Tag und Nacht. Meinen Körper sah ich aus der Höhe bleich und ohnmächtig bei ihnen liegen. Ich sah Maria und Maryam, auch

Johanna und meine Salome mit weiteren Schwestern und Brüdern, die sich ihnen angeschlossen hatten: Aufrecht standen sie und schauten brennend nach dem Kreuze, ohne je zu ruhen oder zu wanken...

Und einmal kam der römische Statthalter Jerusalems, ein Römer im weißen Gewand. Mit seiner Frau und zwei Töchtern stand er vor dem Kreuze meines Herrn und ein schwer deutbarer Kummer legte sich auf sein edles, vertieftes Gesicht, sodass ich ihm allen Trost der Welt und des Himmels zudenken wollte.

Über Jeshuas Haupt aber hatten sie ein Schild angebracht, dessen Inschrift in drei Sprachen ich zu verstehen vermochte, obwohl ich des Lesens nicht kundig war: *Jeshua von Nazareth, König der Juden*. Priester traten zu dem weiß gewandeten Römer und einer redete auf ihn ein:

„Sei begrüßt, Pontius Pilatus! Warum hast du die Inschrift lauten lassen ‚König der Juden‘? Lass das Schild neu machen und lass sie stattdessen schreiben: ‚Dieser Mensch behauptete, er sei der König der Juden!‘“

Der Mann, der Pontius Pilatus hieß, sah die Tempelpriester still nacheinander an. In seinen Augen standen Tränen. „Was ich getan habe, das habe ich getan und ich muss von nun an damit leben“, sprach er schließlich in akzentfreiem Hebräisch, das ich in meinem vergeistigten Zustand auf einmal zu verstehen vermochte. „Und was ich zu tun unterließ, das, bei den Göttern, unterließ ich zu tun – und es werden da welche kommen, über mich zu richten. Es wird das, was ich hier einritzen ließ, vielleicht das Einzige sein, das dereinst für mich in die Waagschale geworfen werden kann. In feiger ‚Unschuld‘ wusch ich meine Hände – mögen sie nun auf ewig befleckt sein von der Tinte dieser Schrift! Was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben!“

Da blickten ihn die Hohepriester stumm an und gingen einer nach dem anderen fort.

Nun nahte die Todesstunde meines Herrn und wie gerufen kam viel Volk zusammen, um dem beizuwohnen. Es war Mittag und die Sonne brannte unbarmherzig auf die Gekreuzigten herab. Jeshua öffnete noch einmal die Augen und rief meinen Geist mit seinem Blick zu sich. Augenblicklich befand ich mich bei ihm, lag ganz klein an seinem Herzen, leicht wie eine Wolke, doch in unaussprechlicher Trauer ob der Dinge, die da unvermeidlich waren. Mir schien, als sollte ich meinen Herrn nun trösten und ihm Mut zusprechen, ihm, der ein brüllender Löwe war... *Herr, dann lass mich ihm diesen letzten Dienst erweisen*, rief ich Gott um Seinen Beistand an. Kraft erfüllte mich und ich hielt meinen Jeshua mit unsichtbaren Armen umfassen, hielt ihn wie auf meinem Schoße, dass seine sterbenden Augen aufblickten zu mir. Dankbar lächelte er, der ja meines Halts gar nicht bedurfte, und seine trockenen Lippen rissen auf, sodass ich meine Stirn auf sie neigte, um auf ewig gezeichnet zu werden von Ihm wie unser Ahnherr Kain, der Verlorene, der Sünder... der Mensch.

Vater, in Deine Hände empfehle ich meinen Geist!

Da ertönte ein überirdisches Grollen wie aus höchsten Himmelshöhen und zugleich den tiefsten Tiefen dieser Erde und ich sah und hörte, wie Hunderte vor den drei Kreuzen zu Boden geworfen aufschrien, weil die Erde erbebt. Die Felsen und Steine um uns herum fingen an zu zittern und zu glühen und zersprangen dann allesamt mit einem ohrenbetäubenden Krachen, das den Vorhang des Tempels zu Jerusalem der Länge nach entzweischnitt – und dann wurde alles finster um uns... schwärzer als jede mondlose Nacht und stiller als der Tod, dessen unergründliche Majestät sich nun dunkel herabsenkte, um *ihn* in zärtlicher Umarmung fortzutragen auf den Schwingen eines goldenen Morgens.

Und da erhob sich ein Flüstern von Hunderten, Tausenden Stimmen, das an mein Ohr drang wie ein rauschender Strom, das Flüstern der Gedanken der Menschen, die all dies bezeugt hatten: *Mein Gott, mein Gott – dieser ist wirklich Gottes Sohn gewesen...*

Ein Schrei gellte, langanhaltend und ohrenbetäubend und hallte von allen Seiten wider, sodass die Menschen schauernd

umherblickten. Es war ein Schrei zwischen Ekstase und Marter, und er ging aus von einer Seele, die fortan an zwei Orten leben würde – furchtsam erkannte ich, dass es mein eigenes Schreien war...

Doch noch immer dauerte meine Ohnmacht an und ließ meinen Körper still und kalt auf dem Lager liegen, das man mir behutsam bereitet hatte.

Die Gekreuzigten wurden heruntergenommen und man wickelte Jeshuas Körper in ein weißes Leinentuch. Meine Geschwister sahen von fern zu, weil kein Durchkommen war, doch dann sah ich auf einmal Maria und meine Schwester, die sich während des Bebens und der Finsternis auf den Weg nach unten gemacht haben mussten und nah ans Geschehen herangekommen waren. Bleich waren ihre Gesichter, hohlwangig und von fiebrigem, umschattetem Blick alle beide. Groß und klar schauten ihre Augen aber den Ereignissen zu und als man den Leichnam ihres Rabbis forttrug, durch einen Garten und hinzu auf ein unbenutztes Felsengrab, da schritten sie neben den Trägern einher, eine rechts und eine links, und verschwanden mit ihnen im Grab, um ihn betten zu helfen.

Mein Geist wurde vor dem Grabe festgehalten und ich spürte, dass es Zeit war, in den groben Leib zurückzukehren, dass er nicht starb. Von rätselhaften Kräften sanft gezogen entfernte ich mich immer mehr von jenem Ort und sah noch, wie sie alle wieder ans Tageslicht kamen, einen großen Stein vor die Graböffnung rollten und von dannen gingen.

Meine Schwester aber und Maria blieben dort und setzten sich dem Grab gegenüber zu Boden, jede für sich schweigend und betend bis zum anderen Morgen.

*

Als ich wieder zu mir kam, war nur Jonathan bei mir, um Wache zu halten. Er war bleich und hatte rotverweinte Augen. Mühsam setzte ich mich auf und schlug den Mantel zurück, den man über mich gebreitet hatte. Jonathan nahm meine Bewegung

wahr und sah auf. Seine Schultern zuckten, denn er weinte bei meinem Anblick. Ich saß eine Weile neben ihm, stumm ihn umfassend, wie eine Mutter ihr Kind. Wir konnten nichts zueinander sagen. Dieser Kummer wollte allein durchstanden werden, war einsam und persönlich.

Ich erhob mich mit steifen, kalten Gliedern und sah auf ihn herab. Wir würden einander bald wiedersehen, wir alle... nur Judas nicht. Mein Herz blutete um ihn, der nicht wiederkehren würde, unverstanden, sogar von sich selbst, und von allen verkannt. Hatte er, der die letzten Tage zwischen größtem Vertrauen und finsterster Pein schwankend zugebracht hatte, mit Abbas Hilfe Frieden finden können?

Ich fühlte, dass ich gehen musste. So wandte ich mich um und ging fort, hinzu auf die heilige Stadt, die mir das Liebste genommen hatte.

Da kam Johannes auf mich zu und als er mich sah, beschleunigte er seinen Schritt. Ich flog in seine Arme und erzitterte. Wie warm er war, wie tröstlich er mich hielt! Für immer wollte ich so gehalten werden... Ein Schluchzen bahnte sich den Weg durch meine Kehle und ich schluckte es hinunter. Weinend küssten wir uns auf den Mund und unsere Tränen vermischten sich. Dann blickte ich auf zu ihm. Schatten umrandeten seine Augen, doch er lächelte mich an und strich mir das Haar aus der Stirn.

„Gerade wollte ich wieder zu dir“, sagte er. „Du warst so lange bewusstlos... Ich habe Brote für uns alle geholt.“

Einen Moment lang schwiegen wir und blickten einander an. Dieses würde das erste Mal sein, bei dem jemand anders als Jeshua das Brot brechen und es dem Herrn darreichen würde...

Beim letzten Abendmahl hatte er uns noch angewiesen: „Wenn ihr von diesem Tage an miteinander zu Tische sitzt, so sollt ihr das Brot ansehen als meinen Leib und im Trunk erkennet mein Blut: Ich bin nicht von dieser Welt, denn alles an mir ist Teil des Himmlischen Reiches unseres Herrn und nicht von Ihm verschieden.“

Wenn ihr die geweihte Speise zu euch nehmt, so nehmt ihr mich auf. Und wenn ihr mich aufnehmt, so habt ihr Ihn

aufgenommen. So wird selbst die Speisung eures Leibes fortan zu eurem Weihedienst.“

Eine längere Weile standen wir da, Johannes und ich Hand in Hand und sahen einander in die Augen. Ich vermochte in seinem Blick nichts Anderes zu sehen als den, der unsere Herzen in sich vereinte, Jeshua.

„Ich muss gehen“, sagte ich schließlich, „in die Stadt.“

Ohne zu zögern sprach er: „Ich komme mit dir.“

Ich lächelte nun auch. „Ich muss allein gehen. Möchtest du am Abend zum See kommen?“

Er nickte langsam und blickte mich forschend an. „Gut. Dann sehen wir uns dort.“

Wieder umarmten wir uns, fest und froh.

Ich wusste nicht genau, was nun kommen würde, wohin ich mich wenden oder was ich tun sollte. Ich spürte, wie meine Beine liefen und setzte einen Fuß vor den anderen, als sei mein Wille erlahmt. Seltsam – ich suchte jemanden und wusste nicht, wen...

Hier in den Nebengassen hinter der Stadtmauer war es ruhig um diese Stunde. Ein Kind trat vor mir auf die Straße und blickte mich an. Es war der dunkle Knabe, der uns zur Kreuzigung gerufen hatte. Es schien, als habe er auf mich gewartet, so ruhig blickten seine schwarzen Augen mir entgegen. Mein Denken war so still, dass ich mich im Angesicht dieser Begegnung nicht einmal zu wundern vermochte. Ohne ein Lächeln begrüßte er mich mit einer leichten Kopfbewegung.

„Pontius Pilatus“, brachte ich hervor.

Der Knabe nickte und lief voran. Es ging durch ein Gewirr von Gassen, bis die Straßen breiter wurden und belebter. Zunächst schien mir, dass das Leben in der Stadt seinen Gang ging, als sei nichts geschehen; beladene Esel trabten vorbei, Wasserkrüge wurden balanciert, Unrat auf die Straße gekehrt, Waren angepriesen und Verkaufsgespräche geführt. Doch bei manchen Gesprächsfetzen, die auf mein Ohr trafen, vermochte ich zu verstehen, dass die Ereignisse um Jeshuas Tod die Menschen überall bewegte. Das Erdbeben, der zerrissene Tempelvorhang – diese übernatürlichen Begebenheiten sorgten

für Gesprächsstoff und Spekulationen. Immer wieder fiel ein Wort – *der Nazarener*.

Wir gelangten zu einem schmalen Haus mit Blick auf den Tempelberg. Der Knabe pochte lautstark an die Tür, die sich kurz darauf öffnete. Ein römischer Junge von etwa fünfzehn Jahren, bekleidet nur mit einer schmucklosen Tunika, hatte geöffnet und sah mich an. Ich wiederholte den Namen des Mannes, den ich suchte, und er sagte etwas, das ich nicht verstand. Schon wollte er die Tür wieder schließen, da hielt ihn der rasch vorgeschobene Fuß meines kleinen Begleiters davon ab, der dem jungen Römer ein paar Sätze zurief, woraufhin dieser sich umwandte und durch den dunklen Hauseingang in den Innenhof voranschritt.

„Geh rein!“ sagte das Kind zu mir und lief dann behände durch die Straße davon. Voller Verwunderung blickte ich ihm nach.

Der Innenhof offenbarte, dass das Gebäude nach hinten hin breiter und weitläufiger angelegt war, als es zur Straße den Anschein hatte. In der Mitte befand sich ein Brunnen, um den einige wenige Palmen standen, die für Schatten sorgten. Begrenzt war der Innenhof durch einen Säulengang. Es war ein prachtvolles Haus, an dem offenbar noch gebaut wurde, denn ich hörte Hämmern und Klopfen und Staub lag in der Luft.

Der römische Junge war verschwunden, nachdem er mir rasch die Füße gewaschen hatte, doch dann hörte ich seine Stimme über mir. Er schaute über die Brüstung eines überdachten Ganges und gestikulierte zu einem Treppenaufgang, den ich zu ihm hinaufstieg, worauf er mich zu einem schmalen Durchgang brachte, in dem ein Vorhang aus kostbarem Stoff hing. Er hielt ihn auf und trat beiseite, um mich passieren zu lassen.

Ich stand in einem großen und hellen Zimmer, durch dessen offene Fenster das Sonnenlicht hereinfiel und den weißen Steinboden leuchten ließ. Meine nackten Füße spürten die sanfte Kühle dieses Bodens. Ein Tisch stand in der Nähe der Fenster, darauf lagen Schriftstücke, Wachstafeln und Griffel. Neben dem Tisch stand ein Regal mit Schriftwerken.

„*Intra, intra!*“

Seine Stimme ließ mich zusammenzucken, denn ich hatte gar nicht bemerkt, dass dort in der Ecke jemand stand.

Pontius Pilatus, der Statthalter Jerusalems, der den Befehl erteilt hatte, Jeshua von Nazareth zu kreuzigen, stand in seiner weißen Toga einfach da und blickte mich an. Offen und fragend war sein Gesicht, die tiefgründigen Augen von Trauer und Zweifeln dunkel. Natürlich kannte er mich nicht, ich aber erkannte ihn.

„*Esne discipula Nazareni?!*“

Ich nickte, denn so viel verstand ich. Er versuchte es auf Hebräisch, doch sprach ich nur aramäisch. Da rief er den jungen Sklaven und sprach ein paar Sätze zu ihm, worauf dieser sich entfernte. Pontius Pilatus bedeutete mir, mich auf den Divan zu setzen, der an der hinteren Wand neben einem Tischchen und zwei gepolsterten Hockern stand. Er selbst nahm auf einem von ihnen Platz, nachdem er aus einer Karaffe frisches Wasser in einen Tonbecher geschenkt und mir diesen gereicht hatte.

Während wir schweigend dasaßen, fühlte ich im Herzen ein wachsendes Mitgefühl für diesen Menschen neben mir. Aus zwei verschiedenen Welten kamen wir und sprachen nicht einmal dieselbe Sprache. Es glich einem kleinen Wunder, das ahnte ich wohl, dass ich überhaupt bis zu ihm vorgedrungen war... Etwas verband uns und das war der Grund, warum ich hier mit ihm saß: Der Gottgesandte aus Nazareth. Ich spürte mit großer Gewissheit, dass es Jeshuas Wunsch war, der mich hierhergeführt hatte, obwohl mein Körper nach der langen Umnachtung schwach war und schmerzte, mein Geist von dumpfer Trauer und Überforderung wie gelähmt und meine Seele eigentümlich in mir bebt... Ja, ich war bei all dem imstande, Wärme im Herzen zu fühlen, die sich ausbreitete bis in meine Fingerspitzen. Meine Arme wollte ich um diesen Menschen legen, der da vor mir saß und ungekannte Schmerzen erlitt. Pontius Pilatus blickte auf, als habe er mich gehört, und unsere Blicke trafen sich. Er musste in meinen Augen etwas gesehen haben, das ihn anrührte, denn er senkte sofort den Kopf, wandte sich halb ab und legte seine Hand über die Augen.

Ich sah das Weiße seiner Knöchel hervortreten, so sehr bemühte er sich, die Fassung zu bewahren.

„Oh, Pontius, wie geschieht dir nur?“ fragte meine sanfte Stimme. „Du hast ihn erkannt, nicht wahr? Du hattest eine kurze Zeit mit ihm und wusstest nicht, was du tatest. Doch du hast ihn erkannt...“

Die Schultern des Römers sackten nach unten. Er atmete tief ein und aus. Alles an ihm war Trauer, doch er blieb selbstbeherrscht.

Der Tuchvorhang wurde zurückgeschlagen und herein trat ein Mann mittleren Alters mit schwarzem, gekräuseltem Bart, in einem dunkelbraunen Gewand. Er begrüßte den Römer ehrerbietig und verneigte sich leicht in meine Richtung. „Ephraim“, stellte er sich vor. Pontius Pilatus wies auf den freien Hocker.

„Du sprichst aramäisch?“ fragte der Mann ein wenig barsch an mich gewandt, und quittierte mein Nicken mit hochgezogenen Augenbrauen. „Du gehörst zu diesem Jeshua aus Nazareth!“ Es war mehr eine Feststellung denn eine Frage. Erneut nickte ich stumm und erwiderte seinen Blick, bis er wegsah.

Nun sprach Pontius Pilatus und Ephraim übersetzte: „Willkommen im Privathaus des Statthalters von Jerusalem. Wie ist dein Name und was können wir für dich tun?“

„Ich heiße Arda“, sagte ich leise, „ich bin hier, um dich zu besuchen. Ich möchte dich fragen, wie es zu der Verurteilung meines Meisters Jeshua von Nazareth kam.“

Der Römer blickte mich stumm an, dann räusperte er sich und senkte den Blick.

„Du hast Glück, mich hier anzutreffen“, sprach er schließlich leise, „und nicht im Palast der Statthalterei. Nach den jüngsten Ereignissen habe ich mich von dort zurückgezogen, für drei Tage.“ Er sah auf. Der Sklave kam herein und trug ein Tablett mit dampfenden Getränken, die einen herbsüßen Geruch verströmten.

„Du möchtest wissen, was geschehen ist mit deinem Meister“, fuhr Pontius Pilatus fort, nachdem er ein paar Schlucke

von dem Kräutertrunk genommen hatte. Ich nickte und senkte das Gesicht über meinen Becher. Der Duft hatte eine beruhigende Wirkung.

„Nun...“, die Stimme des Pilatus klang heiser und er räusperte sich nochmals. „Ich habe ihn kreuzigen lassen, das ist geschehen.“ Er sah mich gerade an und auch ich hob den Kopf und erwiderte nichts.

„Sie kamen mit vielen vor den Palast und veranstalteten ein großes Geschrei und Getöse“, berichtete der Statthalter dann. „Ich ließ den Nazarener hereinbringen und befragte ihn und auch diejenigen, die ihn gebracht hatten. Was immer ich ihn fragte, er gab nur einsilbig Antwort. Ich sagte: ‚Bist du der König der Juden, wie sie sagen?‘ Er entgegnete nur: ‚Du sagst es...‘“

Pilatus' Blick wurde nachdenklich, als er sich erinnerte. Ich wartete gespannt und mit klopfendem Herzen. Von Jeshua sprechen zu hören war, als sei er noch lebendig. Durch die Worte dieses Mannes vermochte ich ihn vor mir zu sehen, wie er dastand, im einfachen Gewand, die Hände gebunden, der Blick voll bescheidener Zurückhaltung selbst zu jener Stunde noch, da er sich hätte verteidigen können.

„Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, dem Kreuz zu entgehen“, sprach Pontius Pilatus, als habe er meine Gedanken gehört. „Denn er hatte doch überhaupt nichts getan!“ Seine Stimme wurde lauter und er setzte kopfschüttelnd den Becher ab. „Ich jedenfalls konnte keinerlei Fehl an ihm finden... – im Gegenteil! Und ich sagte es den Priestern und Tempelvorstehenden auch mehrmals. Doch sie bestanden darauf, dass ich nicht ihn zu Ehren des Passahfestes freigab, sondern einen echten Verbrecher... Und ich...“ Er brach ab.

Nun setzte auch ich meinen Becher ab und beugte mich vor, fing seinen Blick auf. „Und du?“

Wieder das Kopfschütteln. Er stützte das bartlose Kinn in die Hände und sah mich an. Seine Finger fuhr unruhig über seine Lippen, als wollten sie ihn am Sprechen hindern.

„Ich vollzog, was man mir auftrug – als seien sie die Herren im Lande und nicht wir. Ach, wäre ich nur in Caesarea geblieben!“ Er schloss für einen Moment seufzend die Augen.

„Sie wussten genau, was sie taten, als sie ihn mir brachten. Ein paar Mal ist es vorgekommen, dass ich... Ich habe Menschen dieses Landes ohne Prozess verurteilt. Ja. Hier und jetzt möchte ich vor dir bekennen, dass ich mich schuldig gemacht habe, als ich stillschweigend tat, was man erwartete. Die Male vorher geschah es aus Bequemlichkeit. Dieses Mal?“ Er blickte an Ephraim vorbei zum Fenster und atmete tief ein und aus. „Die reine Feigheit. Ich sah in den Augen seiner Ankläger, dass sie Angst vor ihm hatten und der Neid sie soweit getrieben hatte. Ich wollte mich nicht da hineinbegeben, nicht Stellung beziehen. Ich bin die Schande meiner Vorväter...“ Wieder schüttelte er den Kopf, senkte ihn dann über seinen Becher und stellte diesen dann geräuschvoll auf den Tisch.

„Aber seinen Blick werde ich niemals vergessen! Er... er sah mich an..!“ Pilatus vergrub das Gesicht in den Händen. Ich spürte, dass er nicht weinen würde, Gefühlsäußerungen schienen nicht Teil seiner Kultur zu sein. Doch er zitterte jetzt.

„Und was sahst du in seinem Blick?“ fragte ich sanft.

„Ich sah, dass er mich kannte, mich erkannte“, lautete die zwischen seinen Fingern hervorgestoßene Antwort. „Ich hätte ihn retten können – und dabei wollte er mich retten! Das sah ich in seinem Blick –“

„Hat er es getan?“

Pilatus löste sich aus seinen Gedanken und sah fragend auf.

„Dich gerettet?“

Pilatus wusste nichts darauf zu sagen. Da lächelte ich. „Ich glaube, das hat er!“

„Er war so... leuchtend!“ flüsterte der Römer. „Ja, hell leuchtend. Das ganze Zimmer schien zu leuchten, als er dort stand in all seiner Einfachheit. So etwas habe ich nie zuvor gesehen. Es wurde warm in mir und ich versuchte fieberhaft, eine Entscheidung zu treffen, die richtige Entscheidung.! Doch es wollte nicht gelingen!“ Seine Unterlippe zitterte.

„Der Herr ist bei dir“, murmelte ich und wollte nach seinen Händen greifen, sie halten. Doch mir schien, dass er dies als zu befremdlich empfunden hätte.

„Was sprichst du da?“

„Ich spreche von Gott, unserem Herrn“, erwiderte ich schlicht, denn dies waren die Worte, die nun unaufhaltsam meinem Herzen entströmten. Nicht ich war es, die so sprach, sondern er, der in meinem Herzen wohnte.

„Ich hörte schon, dass ihr einen einzigen Gott verehrt“, sagte Pontius Pilatus ein wenig abwesend.

„Welchen Gott verehrtst *du*?“ fragte ich und es klang schüchtern.

„Wir Römer verehren viele Götter“, gab Pilatus zurück. „Der oberste Herrscher heißt Jupiter.“

„Ist er dein ewiger Vater?“

„Er ist der unsterbliche Himmelsvater, der über alle anderen Götter herrscht. Es gibt bei uns Göttinnen und Götter für jeden Bereich des Lebens... Jupiter ist der Blitzeschleuderer und Götterkönig.“

„Götterkönig...“, wiederholte ich leise. Mir kam ein Gedanke: „Sahst du Jupiters Kraft in Jeshua, als er vor dir stand und dich anblickte?“

Pontius Pilatus schluckte und sofort war sein Blick wieder tief in der bewegenden Erinnerung versunken. Er schüttelte bestimmt den Kopf. „Nein, es war eine ganz und gar andere Kraft.“

„Dann ist Jupiter nicht Abba“, sprach ich leise, doch mit großer Gewissheit. „Abba war es, der dich berührt hat, als du in Jeshuas Augen blicktest.“

„Abba...“, wiederholte Pilatus. Ephraim folgte gespannt unserem Gespräch und blieb mit den Augen an meinen Lippen hängen, während ich auf eine Weise sprach, die mir selbst noch ungeübt, doch gleichzeitig so vertraut vorkam. In der kommenden Zeit würde ich meine eigene Sprache für all jenes finden dürfen, das von Gott und Seinem eingeborenen Sohn gesagt werden sollte.

„Er ist der Eine Herr, unser aller Gott. Er steht weit über allen anderen Gottheiten. Dieser Gott ist reine Liebe. Sie war es, die du in Jeshua leuchten sahst, und Sie war es, die ihn schweigend dulden ließ, was man ihm tat. Und Sie ist es, die dich jetzt berührt und zu Ihm führen möchte.“

„Zu Abba?“

Statt einer Antwort blickte ich ihn schweigend an.

„Was für ein Gott ist Er, der denjenigen töten lässt, der sich Sein Sohn nannte, der Ihm vertraute, Ihn liebte?“ Pilatus blickte verständnislos auf mich, herausfordernd.

Ich schwieg weiterhin, blickte ihn nur an. Schließlich sagte ich: „Ein Gott voller Liebe und Barmherzigkeit. Zu zeigen, was Liebe wirklich meint, und dass wir allesamt zu dieser Liebe nicht nur fähig, sondern gemacht sind, ja, dass wir wie Jeshua sind, gab Er Seinen Sohn hin und dieser sich selbst. Kurz vor seinem Tode sagte Jeshua zu uns: ‚Wahrhaft liebt, wer da sein Leben hingibt für seine Freunde.‘ Wer aber sind seine Freunde? Wir alle sind es. Wir dürfen unsere Augen öffnen und wahrhaft sehen, dass allerorten Gnade fließt und immerdar.“

„Wo war diese Gnade, als ich die falsche Entscheidung traf?“ fragte Pilatus bitter.

„Der liebende Gott, dem ich angehöre, lässt mich ahnen, ohne zu verstehen: Dies war die Gnade!“

Pontius Pilatus starrte mich an. Mit jeder Seele geht der Herr einen ganz eigenen Weg, dachte ich, doch führen alle diese Wege stets hinzu allein auf Ihn.

„Das reicht mir nicht! Was für ein Gott ist Er, der zuließ, dass ich mich derart verschuldete, mich versündigte?“ fragte Pilatus bleich und mit leiser Stimme voll der Ernsthaftigkeit.

Nun wusste ich nichts mehr zu sagen, starrte ihn an, verstummt. Reichte schon so wenig aus, mich an die Grenzen meines Wissens, ja, meines Vertrauens zu bringen, fragte ich mich zweifelnd. *Wenn ihr Glauben wie ein Senfkorn hättet und diesem Berge gebötet ‚Rücke von hier weg dortbin!‘, so würde er hinwegrücken und nichts wäre euch unmöglich.* So hatte Jeshua zu uns einmal in Gethsemane gesprochen.

„Vielleicht ist Er ein Gott, der Sich abhängig macht von dir. Einer, der Sich angewiesen zeigt auf deine Vergebung...“ Mir wurde heiß und kalt. Durfte ich so von Gott sprechen? Ich biss mir auf die Lippe, konnte das so kühn Gesagte jedoch nicht mehr zurücknehmen. Nie hatte ich solche Worte über Abba von

Jeshua gehört! Doch nun war es gesagt, die unerhörten Worte klangen im Raum.

Da schenkte Er mir von innen her die Gewissheit ihrer Wahrheit und dass es gut war... Denn eben das war es doch, was Jeshua uns gelehrt hatte, als er sagte *Wer mich gesehen hat, hat den Vater gesehen*. Jeshua aber war der demütigste Mensch, den wir allesamt kannten...

„Angewiesen auf meine –“ Pilatus schüttelte den Kopf und setzte hörbar seinen Becher auf den Tisch. „Was sagst du da?!“

„Der Gott, den Jeshua uns zu lieben lehrte, ist ja Selbst nichts Anderes als die wahre, reine Liebe“, sprach ich leise. „Liebe aber übt niemals Zwang aus, sondern sie vergibt und ist von Herzen demütig.“

Wie sonst sollten wir Menschen diese Eigenschaften im Herzen hervorbringen, wenn nicht, weil sie von Ihm ausgehen?“

Es blieb wiederum still, diesmal für eine lange Zeit.

„Wie wird Er verehrt?“ brach es dann unvermittelt aus meinem Gegenüber heraus. „Ich darf den Tempel nicht betreten, noch nicht. Um des Friedens willen gewähren wir euch noch gewisse Rechte...“

Ich zog die Schultern hoch und ließ sie wieder sinken. „Für Abba braucht es keinen Tempel. Er muss auch nicht verehrt werden mit Opfern und Ritualen.“

Pilatus zog die Augenbrauen hoch. „Wie erhaltet ihr dann Seine Segnungen? Wir müssen doch den Göttern huldigen, dass sie uns erhalten und beschützen. Die Ordnung des ganzen Imperiums würde auseinanderbrechen, wenn wir die Götter nicht mehr vorschriftsmäßig verehrten!“

„Ich glaube, Abba ist nicht so sehr interessiert an der Ordnung irgendeines Menschenreiches“, sagte ich leise und lächelte ein wenig, weil ich selbst spürte, wie wahr diese Worte waren. „Und schon gar nicht möchte Er, dass man Ihm etwas gibt, damit Er Segnungen verteilt. Solcherart handeln die Menschen untereinander. Diese Götter, von denen du sprichst, scheinen recht menschlich zu sein, auch wenn sie unsterblich sind... Mit Gott, dem Vater ist es aber doch etwas ganz anderes! Spürst du es nicht selbst?“

Pontius Pilatus hatte gespannt zugehört und lehnte sich nun angesichts meiner plötzlichen Frage auf dem Hocker zurück, um nachzusinnen. Ephraims Blick ruhte noch immer auf mir, anscheinend von etwas fasziniert, das ich selbst nicht an mir kannte.

„Abba erbittet von dir deine Aufmerksamkeit und Zuneigung“, sagte ich leise.

Er lächelte ungläubig. „Was für ein Gott soll das sein, der etwas von einem Menschen erbittet? Und dann etwas so Einfaches, ja, Billiges?“

Langsam schüttelte ich den Kopf. „So einfach ist es nicht. Und Gott ist auch nicht billig. In dir ist Liebe, wahre Liebe, die darauf wartet, zu diesem Gott zu strömen in einem einzigen unaufhaltsamen Fluss der Freude. Diese Liebe möchte gefunden werden, indem deine Seele nun erwacht. Es ist Zeit, Pontius!“

Ich blickte ihm gerade in die Augen, die einen Ausdruck des Erstaunens angenommen hatten. Meine Worte waren gewiss befremdlich für ihn, Worte einer völlig unbedeutenden Frau, die er nie zuvor gesehen hatte und die einfach in sein Haus gekommen war, um zu ihm von Abba zu sprechen. Doch war etwas in ihnen, das ihn den Ernst unserer Begegnung wahrnehmen ließ. Es war Jeshuas Kraft, die durch mich zu ihm sprach. Seine Seele hatte in Jeshua ihren Meister erkannt und deshalb vermochte ich in ihm meinen Bruder in Gott zu sehen, zu dem mein Rabbi mich gesandt hatte.

„Bevor ich gehe, vernimm meine Worte“, sagte ich mit einem Seitenblick auf Ephraim, „und du, übersetze es gut und klar!“ Ephraim nickte still und setzte sich aufrecht hin.

Ich sammelte mich ein paar Atemzüge lang. Sonnenlicht fiel durch die Fensteröffnung und es glitzerte in jenem Lichte wie von tanzendem Sternenstaub. Jeshua, dachte ich und während meine Stimme langsam und mit Vollmacht die heiligen Worte sprach, lauschte ich auf den fremden Klang ihrer Übersetzung:

„*Pater noster, qui es in caelis...*“

*

In der Höhle am Ölberg kniete ich auf dem Boden und betrachtete die kleine Figur aus schimmerndem Gold.

„Er will, dass du das bekommst“, hatte Maria gesagt und mir etwas Kleines, Schweres, eingewickelt in ein Tuch, überreicht. „Was die drei Heiligen ihm zu seiner Geburt brachten aus der Fremde“, sagte sie im Flüsterton.

Ich wog das Geschenk nachdenklich in der Hand. Alles in mir zögerte, das Tuch auseinanderzuschlagen, weil mein Herz sich fürchtete vor dem Moment, diese letzte Liebesgabe meines Herrn Jeshua von Nazareth vor meinen Augen zu sehen. Als würde erst damit sein Fortgang zur Wirklichkeit werden.

Schließlich wagte ich es und hob vorsichtig den Stoff an. Darin lag eine winzige Statuette aus Gold, eine kleine, weibliche Figur, so filigran gearbeitet, dass sie lebendig zu sein schien.

Ich bewunderte, wie fein die Falten ihres bodenlangen Gewandes gearbeitet waren, wie vollkommen ihre Füße unter dem Gewand und ihre Hände und Arme, die in einer anmutigen Tanzbewegung zu verharren schienen. Am meisten aber hatte es mir ihr Antlitz angetan... Ich drehte die Statuette im Schein der Flamme hin und her und beobachtete, wie ihr Gesicht sich ganz fein veränderte. Ein zartes Lächeln lag auf den geschwungenen Lippen und ihre Augen waren groß und lang gezogen wie zwei süße Mandelkerne. Wenn ich sie so hin- und herdrehte, schien sie mir mit den Augen zu folgen und den Blick nicht von mir nehmen zu wollen.

Wie oft mochte Jeshua genau diese Bewegung vollführt haben? In dem Moment, da ich diesen Gedanken dachte, war mir, als spürte ich ihn ganz aus nächster Nähe und musste die Augen schließen. Meine Rechte schloss sich sanft und fest zugleich um das Goldfigürchen, das von innen her warm zu pulsieren schien.

Da hörte ich Jeshuas Stimme.

Höre, meine Seele – wenn du die Gabe prophetischer Rede besäßeest und alle Geheimnisse wüssteest und alle Erkenntnis und wenn du allen Glauben besäßeest, sodass du Berge versetzen

könntest, hättest aber die Liebe nicht, so wärest du nichts.

Die Liebe ist langmütig, ist gütig; die Liebe ist frei von Eifersucht, die Liebe prahlt nicht, Sie bläht Sich nicht auf, Sie ist nicht rücksichtslos, Sie suchet nicht den eigenen Vorteil, lässt sich nicht erbittern, übt keine Vergeltung; Sie freut Sich nicht an der Ungerechtigkeit, freut Sich vielmehr mit der Wahrheit; Sie deckt alles zu, Sie glaubt alles, Sie hofft alles, Sie trägt alles.

Jetzt siehst du in einem Spiegel nur undeutliche Bilder, dereinst aber wirst du von Angesicht zu Angesicht sehen können. Jetzt ist dein Erkennen nur Stückwerk; dereinst aber wirst du zur Gänze erkennen, wie auch du von mir erkannt wurdest.

*Nun aber bleiben dir Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei;
die Größte unter diesen aber ist die Liebe.*

*

So nah am Wasser war es kühl, doch ich fröstelte nicht. Eine innere Wärme, die vom Herzen ausging, schien mich nicht mehr verlassen zu wollen und es fühlte sich hell und licht an in mir. Ich hockte auf einem großen Stein und schaute über die spiegelglatte Oberfläche des Teiches kurz nach der Abenddämmerung. Der Himmel spannte sich dunkelblau und violett über mir, bald würde es ganz finster sein. Eine schmale Mondsichel war aufgetaucht. Ich dachte an ihn, meinen Meister, meinen Herrn, meinen Freund und mein Leben. Der Schmerz war noch so frisch, doch es war ein guter Schmerz, ein Geschenk Gottes an Seine Seele.

Dieser Schmerz darf sein!, verstand ich tief. Es war nicht der Schmerz von dieser Welt, weil das Liebste einem genommen war. Es war Schmerz, weil meine Seele von ihm in jene Welt

gezogen wurde, in die er gegangen war – die er innerlich niemals verlassen hatte, auch nicht zu seiner Erdenzeit. Dorthin gehörte auch ich und dorthin gehörten wir alle und dieses Dasein diente einzig dazu, allen Erdengeschwistern diese frohe Botschaft mitzuteilen, sie zu rufen, um sie zu ringen, ihnen zu dienen – sie zu lieben. Ich hörte diesen Ruf Gottes an mich, denn er pulsierte in mir wie mein Herzschlag.

Als ich ein Geräusch vernahm, drehte ich mich um und sah ihn von fern näherkommen. Johannes. Mein Johannes, der Schöne, der Schwarzgelockte. Meine Hände fuhren gern durch diese Locken, meine Augen betrachteten seinen Körper gern. Sie taten es auch jetzt, beobachteten beinahe sanftmütig, wie er anmutig herankam, die Zähne weiß aufleuchteten, als er mich lächelnd dasitzen sah.

Wir sind nun ganz frei, hörte ich es in mir tönen. Ja, vor mir lag eine Zukunft im weiten Raum. Jeshuas Fortgang hatte ein Vakuum entstehen lassen, in welchem auf einmal alles möglich schien. Solange er da war, wollte ich einfach mit ihm sein, die Tage waren ausgefüllt gewesen mit allem, was um ihn herum entstand. Und ein jeder Tag war frisch gewesen, neu, und hatte aus Jeshuas Wirkkraft heraus sein Leben auch für uns alle entfaltet, die wir um ihn waren.

Jeshua hatte mein Leben verändert und mich ganz und gar. Ich glaubte an die ewige Seele und wollte Gott von ganzem Herzen dienen. Doch in welcher Weise wollte der Vater, dass ich Ihm diene? Alles war offen und ich spürte seit einigen Tagen eine wachsende Segenskraft, die in dem gemeinsamen Weg mit Johannes liegen würde. Der Herr hatte uns einander geschenkt. Es hatte sich alles auf so wunderbare Weise gefügt... Wir würden miteinander gehen, aufeinander achtgeben, einander beistehen und so vielen anderen etwas von Jeshua schenken dürfen, dessen war ich mir gewiss.

Ein Lachen wehte leise herüber, fröhlich, frei, ein Johanneslachen.

Meine Hände spielten mit dem Wasser, ließen es plätschern und glucksen. Die Schattierungen des Sees wurden dunkler,

türkis, grün, blau und schwarz. Die Hügelkette dahinter hob sich scharf vom Himmel ab, Sterne glitzerten.

„Arda...“, rief er mich. Mein Herz machte einen Satz, obwohl ich ja wusste, dass er kam. Alles in mir wollte aufspringen und zu ihm rennen, mich in seine Arme werfen.

Ich erhob mich allerdings ein wenig langsam. Mein Körper fühlte sich schwerfällig an. Er war fast ganz da und bahnte sich den Weg durch ein paar dornige Sträucher hindurch, immer wieder grinsend zu mir herüberschauend. Ein Hindernislauf, den der Geliebte noch zu bewältigen hatte, bevor die Geschichte ein glückliches Ende nehmen würde...

„Liebet einander, so wie ich euch geliebt habe.“

Ich zuckte zusammen und fuhr herum. Da lag nur der See, dunkel und geheimnisvoll, glatt und ohne seine Fußabdrücke... Jähe Trauer überfiel mich wie eine gleißende Stichflamme. *Mein Herz, mein Herz*, schrie es in mir. Meine Hand legte sich von selbst auf meine Brust. Mein Herz war dieser See; dunkel, tief und rätselhaft. Es trug seine Fußspuren...

„Arda“, tönte es nun ganz nah, zärtlich und warm. Ich drehte mich wieder um und Johannes stand da, lächelte, atmete schnell. Ich streckte beide Hände aus und er ergriff sie. Wir sahen einander an. Der weite Raum, den ich wahrgenommen hatte, dieser weite Raum der Zukunft, lag offen vor uns...

Oder nein, er lag – zwischen uns!

„*Wie ich euch geliebt habe*“, sagte Jeshuas Stimme ganz nah. Ich betrachtete Johannes' Gesicht, um zu sehen, ob auch er die Stimme des geliebten Meisters hörte, doch sein Blick verriet nichts. Stumm sahen wir einander an. Mein Blick verlor sich in Johannes' Augen, doch meinte ich nicht eigentlich ihn, sondern war innerlich allein bei Jeshua, denn in diesem Moment wurden mir jene Worte im Innern offenbart, die er am letzten Abendmahl zu mir gesprochen hatte, als aber mein Hören verstummt war und ich in Ohnmacht fiel.

„*Es gibt ein einziges neues Gebot, das ich euch künde: Liebet einander, wie ich euch geliebt habe.*

Wie ich euch geliebt habe, so sollt auch ihr einander lieben.

Daran werden alle erkennen, dass ihr meine Jünger seid, wenn ihr Liebe untereinander habt.“

Jeshuas Blick hatte allein auf mir geruht in einer Weise, wie er mich niemals zuvor angesehen hatte. Ich war nicht Maryam, die ihn so sehr liebte und zu seiner Rechten saß. Ich war nicht Johannes, der sein Wort verstand wie niemand sonst. Ich war nicht Petrus, der ältere Bruder, der sein Werk weiterführen würde und ich war nicht Mutter Maria, die uns gelehrt hatte, sein Wort zu erfüllen. Ich war niemand und ich würde heimatlos sein, wenn er ging... Diesen Gedanken vermochte ich nicht vor ihm zu verbergen an diesem letzten Abend, das spürte ich, als sein Blick auf mir ruhte.

Und nun stand ich so da mit meinem Liebsten, der mir von nun an Heimat und Gefährte sein würde, und war doch noch immer einzig bei Jeshua.

Mein Jeshua... Er hatte mir einen Schlüssel geschenkt, da er die Worte sprach: *Liebet einander, wie ich euch geliebt habe*. Das war der Schlüssel zum Leben. Zu meinem Leben. Es war ja die Erkenntnis meines Lebens, wie sie mir vor wenigen Tagen auf der Pilgerschaft offenbart worden war! Nun kam sie in den Worten Jeshuas erneut zu mir. Wonach aber suchte ich? In Johannes' glitzerndem Blick, in seinen warmen Händen, seinem tiefen Lachen, seiner Zuversicht und Klugheit suchte ich danach, getragen zu sein, getröstet und geliebt. In Begleitschaft durch dieses Erdenleben gehen und nicht allein...

Meine Hände hielten die Seinen jetzt ganz fest und zart strichen meine Daumen über seine Handrücken. Er löste seine Rechte und legte sie an meine Wange. Ein Seufzen ertönte und es war meines. *Wie ich euch geliebt habe...* Jeshuas Liebe war von anderer Art gewesen als diese. Jeshuas Liebe galt allein unserer Seele und nicht dem, was Körper war, nicht Gedanke, noch Gefühl. Ja, so wollte auch ich die Menschen lieben; mehr als mich selbst wollte ich sie lieben; als Seelen wollte ich sie lieben, als ewige Dienende Gottes und um Seiner Freude willen!

Was auf Erden die Liebe zweier Menschen war, galt im Himmel nichts. Jeshuas Liebe hatte uns allen gegolten, sie hatte niemals Bedingungen gestellt, keine Erwartungen gehegt und

hatte nicht das Ihre gesucht. Sie war langmütig und freundlich gegenüber allen Geschöpfen Gottes gleichermaßen.

Sie konnte nicht einem mehr gelten als allen anderen, weil seine Liebe die Liebe Gottes war – die letzte, die einzig wahre Liebe.

Es war eine Liebe, die sich selbst nicht mehr kannte. Es war eine Liebe, die sich ganz und gar ergeben hatte; anheimgestellt – für das Wohl des Du. Worin bestand also das Gebot Jeshuas, das er uns wie ein Erbe hinterlassen hatte und das wir achten und ehren sollten mit all unseren Kräften? Die völlige Selbsthingabe aus Liebe zu den Geschwistern, weil sie Gottes Kinder waren, verhiess, dass er mitten unter uns sein würde, todlos und immerdar...

Und dann ganz plötzlich, hier mit Johannes am kühlen See stehend, dessen Nebelschwaden sich langsam, doch unaufhaltsam auf den Weg zu uns gemacht hatten, verstand ich tief: Indem Jeshua diese Worte am letzten Abend zu mir sprach, hatte er mir die Erlaubnis und Ermächtigung ins Herz gelegt, so zu lieben, wie *er* liebte. Ein Samenkorn, das sprießen würde, wenn es nur durfte...

Und da erkannte ich mein eigenes Herz: Dies war der eine Dienst, den ich meinem Rabbi darbringen wollte, mein ganzes Leben lang und darüber hinaus!

Johannes' Blick ruhte noch immer auf meinem Gesicht, doch hatte er sich verändert, war Spiegel dessen, was ich durchlebte: Ich wollte nicht aufgehoben sein, nicht versorgt, brauchte keine Tröstungen mehr und nicht eine besondere Freundschaft. Was die Zukunft bringen würde, brauchte ich nicht zu wissen. Ich musste sie nicht mit jemandes Hilfe aufbauen und benötigte nicht die Unterstützung oder Anwesenheit eines bestimmten Menschen.

Mein Herz stand in Flammen seit der allerersten Begegnung mit Jeshua...

Nun aber, da ich hier vor meinem erschnittenen Johannes stand, da entbrannte es vollends in jener heiligen Faszination, die Jeshua dort sorgsam, Stück für Stück mit jedem seiner Worte hineingelegt hatte, mit jeder seiner mitfühlenden Taten, mit

jedem Gebet, das er für mich sprach, und jeder aufrichtigen Verneigung, die er meiner Seele im Verborgenen zgedacht hatte.

In all dem hatte Jeshua sich mir ganz und gar geschenkt. Und indem er dies tat, hatte er meine Seele ihrem letzten und einzigen Geliebten, ihrem wahren und ewigen Gemahl zugeführt, nach dem sie sich verzehrte in einem Feuer, wie es auf Erden nicht zu finden war.

Ja, tönte es da aus der Tiefe meiner selbst und hallte wie ein Echo von allen Seiten in mir wider.

Ja, diese Eine Liebe ist es, die ich will – und nichts weiter, bis in alle Ewigkeit.

DICH WILL ICH, DU HERR MEINES LEBENS!

DU TÄNZER, DU SPIELER, DU SCHÖNSTER IM GOLDGEWAND..

„Einsam...“, sagte meine fremde Stimme da mit Festigkeit zu Johannes, „einsam möchte ich stehen vor Gott, arm und nackt.“

Sofort wurde er aufmerksam und ernst, nickte langsam. Dann führte er mich zu einem Uferstein und wir setzten uns. Es war kühl geworden hier so nah am Wasser. Die Nebelschwaden hingen über dem schwarzen See wie silbriger Trauerflor. Fledermäuse jagten über uns dahin, wichen den Baumwipfeln und unseren Köpfen aus, mit einer intuitiven Geschwindigkeit, als verfügten sie über einen sechsten Sinn. Gleich diesen Fledermäusen wechselte nun auch ich blitzschnell die Richtung. Auch ich hatte im Dunklen etwas vor mir gesehen, das meine Bahn unterbrechen würde...

„Diese Liebe ist alles, was ich will“, erklärte ich leise. „Die Liebe, die *er* hatte... hat.“ Johannes nickte erneut, nicht im Mindesten beunruhigt. Warme Dankbarkeit durchflutete mich. Ich wollte ihm nicht wehtun.

„Ja, so muss es sein“, stimmte er schließlich langsam nickend zu. „Dass wir Geschwister bleiben in ihm, nicht Eheleute... Auch ich habe ihm dieses Leben geschenkt, ganz.“

Ich ergriff seine Hand. „Ich weiß.“

„Was wir sahen und hörten, soll aufgezeichnet werden“, sagte er nach einer Weile, nachdenklich auf den See hinausblickend, der nun ein großes, schwarzes Nichts unter einer Nebelwolke war, die auch uns sanft umschlossen hielt, verborgen und uns noch eine Weile zwischen zwei Welten haltend.

„Das Leben und die Botschaft Jeshuas“, sagte ich, „aufgeschrieben von Johannes, der ihm lieb war...“

Er strich mir sanft über das Gesicht. „Oder von Arda, die ihm still lauschte.“

„Oder von allen, die ihn lieben“, schloss ich.

*

In dieser Nacht, die ich allein in Gethsemane verbrachte, widerfuhr es mir erneut, dass mein Bewusstsein aus dem Körper herausgezogen wurde. Etwas geschah in der Dunkelheit, doch vermochte ich nichts zu erkennen. Mein Geist schwebte in einer leeren Unendlichkeit, die warm war wie ein Mutterleib und zugleich beängstigend grenzenlos. Ich wollte nach Jeshua rufen, doch entrang sich kein Laut meiner Kehle. Einzig mein Herz schrie nach ihm, unablässig, doch sein Rufen schien zu verhallen im grenzenlosen Raum.

Verzweiflung kam über mich. Alles schien verloren. Wo war der Führer meiner Seele, ihr immerwährender Begleiter und innigster Freund? Hatte denn irgendetwas Sinn ohne ihn? Was sollte ich noch hier auf Erden, wenn seine Füße nicht mehr auf ihr wandelten?

Wo nur, wo bist du hingegangen?

Entsetzen packte mich, als ich gewahr wurde: Ich hatte in jenem Moment all meinen Glauben verloren... war er mir nicht so sicher gewesen, das Sicherste von allen Dingen? Hatte ich nicht gerade diese letzten Tage voll lichter Zuversicht verbringen dürfen, gehüllt in die beschützende Ruhe Gottes?

War denn alles nur Blindheit und Trug gewesen und damit alle Existenz nichtig, dieses ganze Erdenleben sinnlos?

Mit Schrecken erkannte ich, dass ich mich in der dunkelsten Stunde meines Daseins wiederfand. Es gab nichts mehr um mich herum, nach dem ich hätte greifen, daran mich festhalten können. Niemand hörte mein stummes Flehen, niemand erwiderte mein Schreien im schalldichten Raum. Wo war Gott? Was für ein Gott war das, der nicht antwortete auf den Todesschrei einer verlassenen Seele? Es konnte nicht wahr sein, dass es Ihn gab... der Gott, von dem mein Rabbi gekündet hatte, wäre doch herbeigeeilt, um diese meine Seele in Seine liebenden Arme zu schließen..?

Also musste auch Jeshua ein Trugbild gewesen sein und seine Lehren ohne Gehalt. Etwas hatte mich drei Jahre lang glauben lassen, dass er eine reine, von Gott gesandte Seele war, doch nun war er tot und alles war verzerrt und auf den Kopf gestellt.

Die Finsternis hatte ihn verschluckt, wie der Prophet Jona von dem Wal verschluckt worden war, drei Tage und drei Nächte lang.

Nach dieser Nacht würde der dritte Tag nach der Kreuzigung hereinbrechen... Hatte nicht Jeshua genau dies verkündet? Dass er, gleich Jona, drei Tage lang in der Finsternis ausharren würde... Und, dass kein Stein des Tempels auf dem anderen bleiben würde und er ihn dann wieder aufbauen würde – am dritten Tage?

War Jeshua in solch einer Todesfinsternis, dahin ihm niemand folgen konnte, selbst die nicht, deren Seelen ihm vermählt waren? Empfand ich deshalb diese unendliche, einsame Schwärze? Noch während dieses Ringens um einen klaren Gedanken riss ein gellender Schrei mich aus meinen Betrachtungen und entsetzt bemerkte ich, dass es wiederum mein eigener Schrei war, der da so unmenschlich durch den leeren Raum hallte. Mein ganzes Sein war ein einziger Schrei und dann zerriss etwas in mir, wie der Vorhang des Tempels zerrissen war, zur Todesstunde meines Rabbis.

Dann endlich fand ich mich im Leibe wieder und fühlte den ersten Atemzug so schmerzlich, wie es den Neugeborenen ergehen musste, die darauf mit einem markerschütternden Schrei antworteten... Ich war im Körper und war doch nicht wach,

sondern schlafend, und sah im Traum einen Engel des Herrn, der vom Himmel herabgekommen und an das Grab herangetreten war, den Stein wegwälzte und sich darauf setzte.

Sein Aussehen war wie der Blitz und sein Gewand weiß wie der Schnee...

Mit der einsetzenden Dämmerung zum Tage erwachte ich und setzte mich mit klopfendem Herzen auf. Alles in mir war leblos und taub. Um mich herum zwitscherten und zirpten die Vögel, als sei nie etwas Weltbewegendes geschehen. Ich dachte daran, wie Jeshua darüber vergnügt lachen und ihnen aus vollem Herzen zustimmen würde: *„Was soll aus ihrer Sicht schon geschehen sein? Sie lobpreisen den Herrn, wie es ganz ihrem Wesen entspricht... dem Deinen übrigens auch!“*

Ein kleines Lächeln stahl sich auf mein Gesicht und ich rieb mir die Arme und Beine, um mich aufzuwärmen. Etwas war anders, bemerkte ich nun, da ich immer wacher wurde. Das fahle Licht des Morgens schien von einem goldenen Schimmer durchwirkt, die Ölbäume bewegten sacht winkend ihre Zweige wie von selbst. Das Zwitschern der Vögel klang so voller Zärtlichkeit und Frieden, wie ich es noch nie vernommen hatte. Lauschend hielt ich inne. Zweifellos: Ihr Gesang meinte ja mich! Alles schien belebt von einem Willen und Wirken, das mich kannte und – über alles liebte...

Eine zarte Freude tauchte am Rande meines Bewusstseins auf, ohne dass ich sie sogleich als solche zu erkennen vermochte, denn es war meinem Verstand noch unvorstellbar, jemals wieder Freude zu empfinden.

Etwas mühsam erhob ich mich und ging zum Bächlein, um mich zu waschen. Ein unwiderstehlicher Drang befahl mir, meinen ganzen Körper zu baden und ich gehorchte ohne einen Mucks. Seit Jeshuas Fortgang war es vollends unwesentlich geworden, ob der Körper es warm hatte, ob er genug schlief oder heil blieb. Große Dinge hatte ich mit angesehen und jene Dinge, die schon immer gering gewesen waren, waren in die völlige Bedeutungslosigkeit gesunken.

Rasch zog ich mich an. Ich konnte nicht umhin, das Empfinden wachsender Freude, die meinen inneren Raum der Leere allmählich auszufüllen begann, wahrzunehmen und mich darüber zu verwundern.

Wiederum hielt ich einen Moment lang inne und blickte um mich. Alles lag in goldener Röte da, das zaghafte Zwitschern des Himmelsgetiers war zu einem Chor jubilierender Stimmen angewachsen, die den Herrn wahrhaft priesen. Es wurde warm, nicht nur außen, sondern tief in meinem Innern.

Ich schloss die Augen, lauschte hinein in die Kammern meines Herzens und sah in einer jeden meinen geliebten Herrn, meinen Rabbi. Er war niemals fortgegangen von mir, noch würde er mich je verlassen! Ich lachte einmal laut auf, erweckt durch seine Berührung von innen, voll kindlich anmutender Freude.

So machte ich mich auf und eilte in Richtung der Grabstätte.

Zwei römische Wachen standen davor und ihre Stimmen wirkten aufgeregt. Immer wieder deuteten sie auf den großen, runden Stein, der neben der Graböffnung lag. Ich kniff die Augen zusammen. Der strahlende Gottesbote aus meinem Traumgesicht war jedoch nicht zu sehen oder zu spüren. Schwarz schaute die Öffnung mir entgegen. In dem Moment rührte sich dort etwas und im Morgenlicht erschien – Maryam. Wie war sie dort hingelangt, an den Wachen vorbei?

Auch diese schienen sich das zu fragen, denn ihre Stimmen wurden noch lauter und sie traten entschlossen auf sie zu, die Speere fest gepackt, die Brustharnische knarrend mit jedem Schritt.

Sie sprachen Maryam an und ihre Barschheit vermochte nicht die Angst in ihren Stimmen zu verhehlen. Ich verstand nicht, was sie sagten, doch war es offensichtlich, dass sie von Maryam wissen wollten, was sie dort mache und wie sie dort hingelangt sei. Auch ich hatte drängende Fragen an meine Schwester. Das Herz klopfte mir bis zum Halse. Was hatte sie in der Grabhöhle gesehen – oder auch nicht?

Die Stimmen der Römer wurden lauter, zornig und einer von ihnen richtete den Speer drohend auf Maryam.

Sie stand einfach da und blickte sie gerade an, das Kinn vorgereckt, die Augen klar und ohne Zorn, sondern in fester Liebe. Hoheitlich sah sie aus, ganz und gar würdevoll und eine große Ermächtigung hatte von ihr Besitz ergriffen, dass auch die Soldaten es spürten, denn sie traten einen Schritt zurück und hielten ihrem Blick nicht stand. Maryam, die außer unserer Muttersprache nie eine andere Sprache gelernt hatte, öffnete jetzt den Mund und sprach in flüssigem Latein:

„*Maria Magdalena sum, serva aeterna Jesu Nazareni domini mei Christi peragrans quocumque velit Pater Amatus lege vestra ignorata.*“

Und es traten die römischen Wachen in perfektem Gleichschritt auseinander und ließen sie passieren.

„Was hast du ihnen gesagt?“, flüsterte ich.

Sie blinzelte erstaunt. „Ich habe ihnen nichts gesagt. Sie haben mich einfach durchgelassen.“

Stumm starrte ich sie an. Da trat sie nah an mich heran und neigte sich vor, bis ihre Lippen fast mein Ohr berührten. Sacht strich ihr Atem über meine Haut.

Und dann vernahm ich *Ihn*, den Klang des Himmels, das Ewige Wort – *Seinen Namen*.

Sie legte ihn behutsam in mein Ohr und er fiel wie eine Perle in mir herab, fiel in die glänzende Schwärze eines äonenalten Brunnens. Gleich einem Tropfen aus Kostbarkeit durchbrach sie die schwarze Oberfläche des Urwassers darin und sank hinab zu meinem Grund.

Und da... – ich hatte mein Leben lang darauf gewartet ohne es zu wissen – erhob sich endlich ein Springquell goldener Kaskaden aus meiner tiefsten Tiefe, fand jubilierend seinen Weg in eine jede Faser meines Körpers, erleuchtete die Zellen und bewohnte mich ganz und gar, forderte mich auf zum Tanze, wollte singend sich von meinen Lippen immerfort ergießen – doch blieb mein Körper noch ein wenig still, die Zunge geduldete sich stumm...

Maryam nahm meine Hand, hielt sie in ihrer kühlen Rechten und blickte mich an.

Du leuchtest, dachte ich, *wie er...*

„Du leuchtest wie er“, sagte sie und lächelte fein.

Ich spürte selbst, wie die unergründliche Freude meines Herzens aus jeder Pore meines Körpers zu leuchten schien.

Sie lachte und es klang wie ein Kind. Ich fiel mit ein.

„Heimatlose sind wir geworden“, sagte sie, „Wanderinnen...“

„Denn unser Herz hat Heimat in *ihm*“, erwiderte ich.

Dann ließ sie meine Hand los und ich musste nicht dem Impuls widerstehen, nach ihr zu greifen, denn er war nicht da. Mein Herz war still geworden, weise und unendlich zart.

Und ich blieb stehen, da, wo ich mich fand, und schaute ihr hinterher, der hohen, schlanken Gestalt meiner Schwester, wie sie sich langsam und ohne ein weiteres Wort von allem entfernte, auch von mir. Der Wind fuhr ihr ins Gesicht, ließ ihre Haare tanzen, die sie seit Jeshuas Fortgang nicht mehr zusammen gebunden hatte, und bauschte ihr Gewand auf. Ich verengte die Augen zu Schlitzern, weil der Wind Sand mit sich trug und weil die Sonne, die nun hinter der Hügelkette aufging, blendend hell glühte.

Meine Augen begannen zu tränen, bis Maryams Gestalt, schon in der Ferne jetzt, ganz mit dem Hintergrund verschwamm.

*

ICH BIN MARYAM VON MAGDALA,
EINE EWIGE DIENERIN MEINES HERRN JESHUA VON
NAZARETH, DES GOTTGESALBTEN,
UND ICH ZIEHE DAHIN, WO IMMER MEIN GELIEBTER
VATER WILL.
UND VON EUREM GESETZE WEISS ICH NICHTS.

*

*

EIN NEUES GEBOT GEBE ICH EUCH, DASS IHR
EINANDER LIEBEN SOLLT;
WIE ICH EUCH GELIEBT HABE, SO SOLLT AUCH IHR
EINANDER LIEBEN.
DARAN WERDEN ALLE ERKENNEN, DASS IHR MEINE
JÜNGER SEID, WENN IHR LIEBE UNTEREINANDER
HABT.

JOHANNES 13, 34-35

*

*

WO ZWEI ODER DREI IN MEINEM NAMEN VERSAMMELT
SIND, DA BIN ICH MITTEN UNTER IHNEN.

MATTHÄUS 18,20

*

*

UND WISSET WOHL:
ICH BIN BEI EUCH
ALLE TAGE
BIS ANS ENDE DER WELTZEIT!

MATTHÄUS 28, 20

*

NICHT DAS
ENDE

VERZEICHNIS DER BIBELSTELLEN

Dieses Verzeichnis möchte das Nachschlagen erleichtern und einladen zur eigenen Bibellektüre und Reflexion – denn Eingeladene zur Berührung und zum Angesprochenensein, zur Auseinandersetzung und Entschlüsselung sind wir ja von Gottes Wort.

Vorn steht jeweils die Seitenzahl im Roman, gefolgt von einem kurzen Zitat oder Verweis und den jeweiligen Stellen in der Heiligen Schrift.

(Wo keine Bibelstelle angegeben ist, gehört die entsprechende Stelle dem Romangeschehen an.)

Herangezogen wurde

Die Heilige Schrift, übersetzt von Hermann Menge, Stuttgart 1994

*

TEIL I

Seite 20, „Menschenfischer“ → MAT 4,18; MAR 1,16; LUK 5,1

Seite 23, „Gleichnis still wachsende Saat“ → MAR 4,26

Seite 24, „nicht meine Worte“ → JOH 12,49-50

Seite 24, „der Mund überfließt“ → LUK 6,45b

Seite 24, „meinem Worte glauben ist Gottes Wort glauben“ → JOH 12,44

Seite 26-28, „Gelähmter auf dem Dach“ → MAT 9; MAR 2,1; LUK 5,17

Seite 40, „Nichts, wo er sein Haupt hinlege“ → LUK 9,57 ff.

Seite 42, „Lass die Toten ihn begraben“ → LUK 9,57

Seite 44, „Gleichnis Turmbau“ → LUK 14,28

Seite 45, „Berufung des Zöllners“ → MAT 9,9; MAR 2,13; LUK 5,27

Seite 48, „Gleichnis Schafe“ → MAT 18; LUK 15

Seite 49 - 52, „Fußwaschung der ‚Sünderin‘“ → LUK 7,36

Seite 61-71, „Gleichnis der verlorenen Söhne“ → LUK 15,11

Seite 61, „Speisewunder“ → (5000) – MAT 14,13; MAR 6,31; LUK 9,10; JOH 6,1; (4000) – MAT 15,29; MAR 7,31

Seite 66, „Gottes Gesetz um des Menschen Willen“ → MAR 2,27

Seite 66, „Die Liebe sucht nicht...“ → 1. KOR 13,5

Seite 70, „offenbaren, was verborgen“ → LUK 12,2

Seite 71, „Prophet Jona“ → Prophet Jona, Altes Testament (AT)

Seite 75, „Jeshuas wahre Verwandten“ → MAT 12,46; MAR 3,31; LUK 8,19

Seite 83, „Gleichnis Sämann“ → MAT 13; MAR 4,1; LUK 8,4; LUK 10,23
 Seite 84, „Wieso ich in Gleichnissen rede“ → MAT 13,10; MAR 4,10; LUK 8,9
 Seite 84, „tönendes Erz und klingende Schelle“ → 1. KOR 13,1
 Seite 87, „Vaterunser“ → MAT 6; LUK 11
 Seite 90, „Hausherr kommt“ → LUK 12,35
 Seite 91-105, „Drei Wunder“ → MAT 8,18-23; MAR 4,35; LUK 8,22
 Seite 100, „Reich Gottes inwendig in euch“ → LUK 17,20
 Seite 103, „gebe euch nicht Frieden sondern das Schwert“ → MAT 10,34; LUK 12,52
 Seite 106, „Mein Joch ist sanft“ → MAT 11,28
 Seite 108, „Erbschaft teilen“ → LUK 12,13
 Seite 108, „Steuern prüfen“ → LUK 20,25
 Seite 113, „Ihn sehen, wie er ist“ → 1. JOH 3,2
 Seite 114, „Himmelreich inwendig in euch“ → LUK 17,20,21
 Seite 118, „Wer mir nachfolgen will“ → MAT 16; MAR 8,34; LUK 9,23
 Seite 121, „im Hause des Herrn immerdar“ → Psalm 23,6
 Seite 122, „Saat im Gleichnis“ → MAR 4,17
 Seite 122, „Gott annehmen wie ein Kind“ → MAR 10,15
 Seite 123, „Bittet, so wird euch gegeben“ → MAT 7,7; LUK 11,9
 Seite 123-135, „Weihnachtsgeschichte“ → MAT 2,10-11; LUK 1,26 ff.

TEIL II

Seite 139-149, „Bergpredigt“ → MAT 5-7; LUK 6,20-49
 Seite 139, „Seligpreisungen“ → MAT 5,1-12
 Seite 142, „Die letzten und die ersten“ → MAT 19,30; MAR 10,31
 Seite 143, „Auge um Auge“ → 2.Mose 21,24; 3. Mose 24,19-20
 Seite 148, „Salz der Erde“ → MAT 5,13
 Seite 148, „nach Seinem Bilde geschaffen“ → 1. Mose 1,27
 Seite 148, „Licht der Welt“ → MAT 5,14
 Seite 149, „alles neu“ → OFF 21,5
 Seite 156, „schuf den Menschen nach Seinem Bilde“ → 1. Mose 1,27
 Seite 157, „Wissen aufgenommen“ → MAT 11,25; LUK 10,21
 Seite 157, „nicht die eigene Ehre, sondern die Ehre Gottes“ → JOH 7,16
 Seite 157 und 161, „Herr, mein Herz...“ → Psalm 131

Seite 162-166, „Auf dem Wasser gehen“ → MAT 14,22; MAR 6,45; JOH 6,16

Seite 165, „Niemand kann zu mir kommen...“ → JOH 6,65

Seite 166-67, „Schafe unter die Wölfe“ → LUK 10,2-3

Seite 167, „Keinen Beutel, kein Geld, Keine Schuhe mitnehmen“ → MAT 10,5-23; LUK 10,1-16

Seite 168, „Der Geist des Vaters redet in euch“ → MAT 10,19-20

Seite 168, „wer euch hört, hört mich...“ → LUK 10,16

Seite 169, „ohne Falsch wie die Tauben“ → MAT 10; LUK 10,2

Seite 172 und 174 und 176-177, „Herr, Du erforschest mich...“ → Psalm 139

Seite 181, „Lasst die Kinder zu mir kommen“ → LUK 18,15; MAR 10,13; MAT 19,13

Seite 183, „in deinem Namen Geister ausgetrieben“ → LUK 9,49

Seite 184-185, „auch nur einen Becher Wasser“ → MAT 10,42; MAR 9,41

Seite 184, „Der Wille Gottes wirkt durch mich“ → JOH 12,44-50

Seite 184, „Mit ganzem Herzen, ganzer Seele...“ → MAT 22,37

Seite 185, „Herr, Herr sagen“ → MAT 7,21

Seite 185, „Kind aufnehmen, nimmt mich auf“ → MAT 18,5; MAR 9,37

Seite 192-194, „Wettstreit unter den Jüngern“ → MAT 20,20-28; MAR 9,33; MAR 10,35; LUK 9,48b

Seite 194, „mein Leben als Lösegeld für viele“ → MAR 10,45

Seite 195, „Petrus, lass diese Erdenblindheit weichen!“ → MAT 16,21; MAR 8,31; LUK 9,22

Seite 197, „Du bist Christus“ → MAT 16,13; LUK 9,20

Seite 197, „Du hast Worte ewigen Lebens“ → JOH 6,66

Seite 198, „Der Hausherr kommt heim“ → MAT 24,42; MAR 13,33; LUK 12,35

Seite 206-209, „Werfe den ersten Stein“ → JOH 8

Seite 212, „Zur Ehe untüchtig“ → MAT 19,11-12; MAR 10,1-12

Seite 215, „Nicht scheiden, was Gott zusammengefügt“ → MAT 19,6

Seite 217, „Heilung der gekrümmten Frau“ → LUK 13,11 ff.

Seite 217, „Ähren raufen an Sabbat“ → MAT 12,1 ff.; MAR 2,23 ff.; LUK 6,1 ff.

Seite 219, „Sabbat um des Menschen willen gemacht“ → MAR 2,27

Seite 220, „Dämonen mit dem Teufel austreiben“ → MAT 12,22; MAR 3,22; LUK 11,14-24

Seite 221, „Zeichen des Propheten Jona“ → MAT 12,38 ff.; MAR 8,11; LUK 11, 16
 Seite 222, „Jünger achten die Satzungen nicht“ → MAT 15,1 ff.; MAR 7
 Seite 224, „von diesem wissen wir, woher er stammt“ → JOH 7,25
 Seite 225, „Bist du der Christus?“ → JOH 10,24
 Seite 225, „Ihr seid Götter“ → Psalm 82,6
 Seite 226, „Die Stunde ist noch nicht da“ → JOH 7,30
 Seite 228, „An seinen Früchten erkennen“ → MAT 7,17
 Seite 228, „Zwietracht und das Schwert“ → MAT 10,34; LUK 12, 51 (auch Seite 102)
 Seite 233, „ihr sollt immerfort hören und doch...“ → JES 6,8 ff.
 Seite 234, „Wohin soll ich gehen“ → Psalm 139
 Seite 237, „Die zehn Gebote“ → AT, 2. Mose 20 ff.; 5. Mose 5,6
 Seite 239, „das vornehmste Gebot“ → MAT 22,35; MAR 12,28
 Seite 239, „Du sollst deinen Herrn lieben“ → AT, 5. Mose 6,5
 Seite 239, „Deinen Nächsten wie dich selbst“ → AT, 3. Mose, 19,18
 Seite 241, „Das Wort ist bei Gott“ → JOH 1,1

TEIL III

Seite 248, „Jeshua mit dreizehn“ → LUK 2,41 ff.
 Seite 249, „Abraham soll Isaak opfern“ → AT, 1. Mose 22,3 ff.
 Seite 252, „Barmherzigkeit nicht Schlachtopfer“ → MAR 9,13; HOS 6,6
 Seite 253, „Spende der Witwe“ → MAR 12,42 ff.
 Seite 254-256, „Tempelreinigung“ → Mat 21,12; MAR 11,15; LUK 19,45; JOH 2,12
 Seite 257, „Wer ihn aufnimmt, nimmt mich auf“ → JOH 13,20
 Seite 258, „Wo zwei oder drei...“ → MAT 18,20
 Seite 258, „Das Reich Gottes ist inwendig in euch“ → LUK 17,20
 Seite 262-263, „Der Herr ist mein Hirte...“ → PSALM 23
 Seite 264, „Euer Herz erschrecke nicht...“ → JOH 14
 Seite 264, „Viel in Gleichnissen verkündet“ → JOH 16,25
 Seite 267, „Reicher Jüngling“ → MAT 19,16 ff.
 Seite 269, „Gib dem Kaiser, was des Kaisers ist“ → MAT 22,15 ff.
 Seite 270, „Wer ist der Messias?“ → MAT 22,41
 Seite 276, „Lichtes Auge“ → MAT 6,22
 Seite 279, „Mein Joch ist sanft“ → MAT 11,28
 Seite 280, „Mein Vater und ich wir sind eins“ → JOH 10,30
 Seite 281, „Ich bin der Weg...“ → JOH 14,6

Seite 282, „Niemand kommt zum Vater denn durch mich“ → JOH 14,6

Seite 296, „Es werde Licht!“ → 1. Mose 1,1

Seite 296, „Worte seines Vaters“ → JOH 14,10

Seite 297, „Vom Lehrstuhle Moses' predigen“ → MAT 23,2 ff.

Seite 297, „Wehe euch ihr Schriftgelehrten“ → MAT 23,13

Seite 297, „Wie könnt ihr zum Glauben kommen“ → JOH 5,41

Seite 297, „Brecht diesen Tempel ab“ → JOH 2,19

Seite 299, „An der Ehre der Menschen liegt dir mehr“ → JOH 12,42

Seite 299, „Wer mich aufnimmt, nimmt Ihn auf“ → JOH 13,20

Seite 299, „Ich habe nicht von mir selbst aus geredet“ → JOH 12,44

Seite 301, „Gepriesen sei, der da kommt im Namen des Herrn“ → LUK 19,38

Seite 301, „Wenn diese schwiegen...“ → LUK 19,38 ff.

Seite 302 ff., „Fußwaschung“ → JOH 13,1 – 17,26

Seite 305-311, „Letzte Unterweisung an die Jünger“ → JOH 13,31 - 17,26

Seite 306, „Hättet ihr mich lieb“ → JOH 14,28

Seite 314-318, „Letzte Nacht in Gethsemane“ → MAT 26,36 ff.; MAR 14,32 ff.; LUK 22,39 ff.

Seite 316, „Ich aber komme von dort...“ → JOH 16,28

Seite 316, „Wenn dieser Kelch...“ → MAT 26,42

Seite 320, „Jeshua wird aus Gethsemane geholt“ → MAT 26,47 ff.; MAR 14,43 ff.; LUK 22,47 ff.; JOH 18,2 ff.

Seite 324, „auf diesen Felsen“ → MAT 16,18

Seite 325 ff., „Verleugnung des Petrus“ → MAT 26,69 ff.; MAR 14,66 ff.; LUK 22,56 ff.; JOH 18,17 ff.

Seite 336, „Pontius Pilatus vor dem Kreuz“ → JOH 19, 19 ff.

Seite 336, „Hände in Unschuld gewaschen“ → MAT 27,24

Seite 337, „Kainsmal“ → 1. Mose 4,15b

Seite 337, „In deine Hände empfehle ich...“ → LUK 23,46

Seite 347, „Wer sein Leben hingibt für seine Freunde“ → JOH 15,13

Seite 347, „Glauben wie ein Senfkorn“ → MAT 17,20; LUK 17,5

Seite 348, „Wer mich gesehen hat“ → JOH 14,9

Seite 350-51, „Hohelied der Liebe“ → 1. KOR 13,1 ff.

Seite 353, „Jeshuas Gebot“ → JOH 13,36-17,26

Seite 359, „ein Engel des Herrn stieg herab“ → MAT 28,2 ff.

Seite 361, „Maryam spricht auf Latein“ → APG 2,4-11

*

DANK, ANJA
für dein unsagbar kostbares Lektorat.

DANK, ANDREA
für deine so liebevolle Umschlaggestaltung.

DANK EUCH VON GANZEM HERZEN
für eure wertvolle Unterstützung

YASODANANDANA,

LASSE,

SUDEVI

*

DANKVOT

Sri Vrindavana Dhama & Mayapur Dhama (Indien),
Radha Govinda Yogarajam (Merten),
Ebnet-Kappel (St. Gallen)
Ananda Dham (Tessin)

Oktober 2018 – Juni 2019
(2., überarbeitete Fassung **Februar 2021**)

Kontakt zur Autorin Anuradha:

hgilundlgebendig@gmail.com

www.ananda-dham.com